Medizinisches Repertorium

über

Gegenstände aus allen Fächern der Arzneywissenschaft

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

Kundige und Unkundige

---

herausgegeben von

D. J. V. Müller jun. u. D. G. F. Hoffmann jun.

Vierter Band.

Frankfurt am Mayn
In der Jägerschen Buchhandlung.
1798.

Medizinischer Rathgeber.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 4ten Julii 1795.

Von einigen Vorurtheilen welche dem glücklichen Erfolg der Arzneykunde bey dem gemeinen Manne entgegen stehen.

Die Macht der Vorurtheile ist unbegreiflich groß, und man findet Vorurtheile in allen Ständen und Wissenschaften, ja sie sind nicht bloß dem Pöbel eigen, man findet sie in allen Ständen, und selbst bey den weisesten Menschen. Und dennoch ist ein jedes Vorurtheil schädlich, und dem glückseligen leben der Menschen, sowohl nach ihrem moralischen als physicalischen Zustande nachtheilig.

Ein allgemeines Vorurtheil, welches unter dem gemeinen Mann allgemein eingerissen ist, und oftmals aus geistlichen Quellen seinen Ursprung hat ist „wo man Gott zur unmittelbaren Ursache der „Krankheiten macht, und glaubt eben weil die „Krankheiten von Gott gesandt seyen, darum sey „die menschliche Hülfe unnütz, darum solle man

„ sich vielmehr an geistliche Mittel wenden, und „ von der Hülfe des Arztes nicht erwarten, was „ man allein durch das Gebet erhält.“ Der Ausdruck daß Gott die unmittelbare Ursache der Krankheiten seye ist nicht nur im physikalischen und medizinischen Verstande unrichtig, sondern er ist oft eine wahre Gotteslästerung. Die Menschen bedienen sich desselben allzuoft in solchen Fällen, wenn sie den Folgen ihrer Laster den Anstrich der Frömmigkeit geben wollen, und sie verwandeln nur gar zu gern die Folgen ihrer Ausschweifungen in ein christlich Leiden: Sie beleidigen dadurch nicht nur den Schöpfer, sondern sie ergreifen auch ganz unrechte Mittel sich von ihren Uebeln zu befreyen. Es ist bloß göttliche Einrichtung und Anlage, daß aus uns selbst sich ein Stoff zu Krankheiten entspinnet und Dinge außer uns, uns der Möglichkeit zu erkranken unterwerfen; es ist göttliche Anlage, daß die Witterung verderbliche Eindrücke auf unsern Körper machen kann, es ist göttliche Anlage, daß unser Bau der ist, der von selbst zertrümmert, und daß physische und moralische Uebel so in einander gewebt sind, daß jene die Folgen von diesen werden. Hier stehen die Krankheiten in ihrer Möglichkeit und hier ist Gott. Aber wenn die Krankheiten in ihre Wirklichkeit treten, wenn die nähern Ursachen anfangen zu wirken, so kann nicht alles göttlich mehr heißen, wo schon ein Theil menschlicher Erkenntniß

und Freiheit ist. Nächst den natürlichen haben die epidemischen auch noch viel göttliche Anlage an sich. Der Mensch kann den Winden nicht gebieten, noch den Seuchen wehren. Aber sie sind nicht bloß göttlich. Der Mensch kann der Epidemie sein Verhalten, und der Ansteckung seine Vorsicht entgegen stellen, und in so weit fließen sie, desto mehr oder minder in die Klasse der Verschuldeten. Muhamed befahl seinen Gläubigern, ihre mit der Pest angesteckte Häuser nicht zu verlassen, weil Gott unsere Tage gezählet, und unsere Schicksale vorher bestimmt habe. Die Türken gehen darum zu denen Pestkranken eben so furchtfrey, als wir zu Leute gehen die mit einem Katarrhalfieber behaftet sind. Der Erfolg ist natürlicher Weise, daß die Glaubigen unter den Türken dahin sterben wie Fliegen; indeß da die Freygeister, die Cadis oder Ausleger des Gesetzes, den Koran in dieser Absicht verlachen, sich in entfernte Dorfschaften flüchten und ihr Leben retten. Dem Koran über diesen Punkt mehr ergeben als der gesunden Vernunft, glauben viele Christen, jede Krankheit gehe entweder zum Tode, oder sie gehe nicht zum Tode. Gehe sie zum Tode, so seyen die Mittel natürlicher Weise unnütz; gehe sie nicht zum Tode, so seye man um so mehr berechtiget, den Ausgang der Natur zu überlassen. Ein System, welches uns alles als natürlicher Weise nothwendig zeigt, alle Religionen auslöscht,

 der

der Vorwand der abscheulichsten Misselhaten und eine Quelle der abendtheuerlichsten Widersprüche in dem menschlichen Leben ist.

Eine andere endlich, und noch größere Menge von Uebeln sind nichts als körperliche Folgen einer moralischen Nachlässigkeit, oder moralischer Verbrechen, in diesem Falle des Subjekts selbst, das die Krankheit leidet, in einem andern aber auch seiner Nebenmenschen: in allen aber doch menschliche Verschuldung und Zurechnung. Hier ist nichts Göttliches zu finden, und will man sagen: Gott schicke diese zu: so nenne ich es geradezu Gotteslästerung. Ausschweifungen waren der Gott der gesunden Tage solcher Menschen, und diesem Götzen müssen sie solche Zufälle danken.

Dies fällt offenbar in die Augen: nicht so sehr aber, weil sie feiner sind, die Klagen über die göttliche Vorsehung, daß die uns mit Leiden belegt, da ein Mangel an Vorsicht sie herbey lockte, und ein anderer nach größerer der Krankheit Stärke und die Uebermacht zu tödten verliehen. Blinde Begriffe von der Vorsehung, und eine gewisse Abneigung vom Denken erzeugen diese Klage. Es ist eine gar gemächliche Philosophie, welche menschliche Dinge gerade zu göttlichen Ursachen beilegt. Ueberdem liegt hier unter allem Scheine von Demuth der baare geistliche Stolz verborgen. Man freut sich einen Gott zu denken, der um unsrer theuren wer-

then

then Person willen, den Lauf der Natur ändern, und den Seuchen gebieten wird. Wir denken sagt Pope, daß der Ewige, gleich einem schwachen Fürsten geneigt seyn werde, für seinen Günstling seine Gesetze umzukehren.

Es sind nicht selten die Geistlichen, wenn sie von dem Finger Gottes in Krankheiten reden, ein Spott der Weltleute geworden, und gewißlich treten einige der Ehre Gottes zu nahe, weil sie mit Gewalt den Menschen mit Gott trösten wollen, aber der vernünftige Geistliche, wird außer den Einsichten, die ihm die Schrift eröffnet, in der philosophischen Betrachtung von Krankheiten genug entwickeln, genug in die Sprache der Welt übersetzen können, das der ihm hinreichenden Stoff hergiebt, das Göttliche in Krankheiten mit Gründen zu predigen, in der kranken Seele Anbetung zu erwecken, und alles zu einer vernünftigen Besserung anzuwenden. Er darf nicht besonders bloß sterben lehren, so nothwendig dies auch ist. Er weis es, daß es eine Anlage, und eine Einrichtung giebt, die bekanntes und unbekanntes Gute aus dem finstern Schooße von Krankheiten herauszuwinden vermag.

Die Vorurtheile über das Göttliche in Krankheiten sind schon alt, weil schon der Verfasser des unächten Hippokratischen Buchs von der Fallsucht sich denselben nachdrücklich widersetzt hat. Er sagt: „Mit der so benannten Fallsucht verhält sichs also.

„ Sie ist so wenig, als die andern Krankheiten, „ göttlich oder heilig zu nennen, sondern hat wie „ jene, einerley Entstehungsart. Nur Menschen „ haben aus Unerfahrenheit und für Erstaunen, „ weil sie nicht völlig ist, wie andere Krankheiten, „ eine göttliche Einwirkung und Ursache zu finden „ geglaubt, und eben, weil sie dieselbe nicht ein= „ zusehen im Stande waren, ihr etwas Göttliches „ beygelegt. Die Heilart ist dann leicht gefunden, „ durch Reinigungen oder Beschwörungen. Heißt „ sie aber wegen des Wunderbaren göttlich, so „ giebt es viel heilige Krankheiten. So sind z. B. „ die tägliche, drei= und viertägigen Fieber, wie „ ich glaube, eben so heilig und göttlich, als das „ böße Wesen, wenn sie auch nicht so viel Wunder= „ bares an sich haben. So sehe ich viele rasende „ Narren, ohne eine merkliche Ursache, viele und „ mancherley Thorheiten begehen. — Die ersten „ Heiligmacher dieser Krankheit waren vermuthlich „ solche Menschen, dergleichen noch jetzt die Ma= „ gier, Marktschreyer und Windschnittmacher sind, „ welche sich sehr fromm stellen, und recht viel „ wissen. Diese unbekannt mit dem, was sie thun „ sollen, verstecken ihre Ungeschicklichkeit hinter das „ Göttliche, um sich nicht bloß zu geben, und „ geben diese Krankheit für heilig aus." So weit dieser Verf.

Ein noch größeres Vorurtheil ist, wenn man die

die Krankheiten dem Teufel zuschreibt wie dieses Trotz aller Aufklärung doch noch hie und da sich zuträgt, wo man Nervenkranke für Besessene ausgiebt, oder Krankheiten der Hexerey zuschreibt. Ohne hier zu untersuchen, was der Teufel könne, oder nicht könne — ohne zu behaupten, daß der Teufel nicht ehemals Krankheiten gemacht habe, als wornach Aerzte, welche nur die jetzigen Modeübel zu behandeln haben, wenig zu fragen haben, behaupte ich bloß, daß in unsern Tagen, kein Grund mehr zur Voraussetzung solcher Geschichten vorhanden seye, und daß man durchaus die Besessenen, wie sie auch Namen haben mögen, so wie die Zauberer, entweder für Betrüger, oder für Betrogene halten müsse. Und was die Erzeugung der Krankheiten, welche man der Hexerey beymaß, betrifft, so gründete sie sich entweder auf wirkliche *Vergiftung* und Beybringung schädlicher Mittel, oder auf die Einbildungskraft derer, die sich für behext ansahen; oder endlich auf verborgene, obschon natürliche Ursachen von seltenen, in die Augen fallenden Zufällen. Die Unwissenheit und der Stolz der Aerzte, welche, da sie das Uebel nicht zu heilen wußten, lieber alle Schuld auf den Teufel schieben, als die Unzulänglichkeit ihrer Kunst eingestehen wollten, war keine geringere Ursache der Ausbreitung solcher abergläubischen Begriffe. Besonders aber mischten sich schlaue Pfaffen mit ins Spiel,

und suchten den Hang des Volks zum Wunderbaren aus allen Kräften zu unterhalten, und zu vermehren. Der Gewinn, welcher übrigens auf der Aufführung der Komödien von Teufelsbesitzungen, oder von seltenen Zufällen haftete, war immer einer der stärksten Triebfedern, alle Kräfte aufzubieten, um eine so wichtige Rolle meisterhaft zu spielen. Zuweilen mischte sich auch Scheinheiligkeit und der Wunsch, für eine wichtige Person, für einen heiligen Mann angesehen zu werden, in dergleichen Spiele, und man opferte hier gern alle Gemächlichkeiten des Lebens, selbst die Befriedigung seiner dringendsten Begierden auf, um sich den Ruf eines Wohlthäters, oder eines Opfers von der Wuth böẞer Geister und der Zauberer zu erwerben.

Alle Zufälle die man zur Erweisung der Teufelsbesitzungen und Hexereyen anführt beweißen nichts. Die heftigsten Schmerzen können von natürlichen Ursachen entstehen. Die schlimmste Art die Fallsucht entsteht plözlich, ohne vorhergehende Merkmale, die Fallsucht an sich verzerrt den menschlichen Körper auf eine höchst wunderbare Art, daß keine Art der Bewegung zu erdenken ist, welche nicht zuweilen von der Epilepsie bewirket wird.

Die vorgegebene Weissagungen und das Reden fremder Sprachen solcher Personen beweisen auch nichts. Die Untrüglichkeit der Weissagungen ist nicht erwiesen. Eine verruckte Phantasie, eine er-

hitzte

hitzte Einbildungskraft ist natürlicher Weise im Stande, das tollste Zeug von der Welt hervorzulangen. Hysterische Weibspersonen, bey denen die Einbildungskraft oft ungemein lebhaft ist, bringen unter dem Paroxismus höchst schwärmerische Dinge vor, und diese Schwärmerey wird verstärkt, wenn mehrere Zuschauer sich einfinden, denn nichts erhitzt die Einbildungskraft solcher wahnwitzigen Menschen mehr, als wenn sie eine Menge Pöbel um sich herum versammlet sehen. Das Getöse desselben und so viel Gegenstände um sie herum, giebt ihrer Einbildungskraft immer neue Bilder und neuen Stoffe zu albernem Gewäsche; und von der Menge falscher Wahrsagungen wird doch zuweilen eine wahr, weil diese Personen so viel weissagen, daß sie doch zuweilen die Wahrheit treffen müssen. Auch die Kenntniß fremder Sprachen ist kein bindiges Kennzeichen und es hat hierinnen viel Betrug und Bosheit geherrscht. Hauber erzählt die Geschichte eines Mädgens, das in Frankreich Lateinisch redete. Der Vater des Mädchens hatte ihr alle Nacht einige lateinische Brocken gelernt, und das war das ganze zauberische Geheimniß. Die unmenschliche Stärke solcher Personen ist auch ein schwankendes Kennzeichen. Die Gaukler und die Geschichte starker Männer überführen uns hinreichend, daß ausserordentliche Stellungen des Körpers gar wohl möglich und natürlich sind, von denen man es fast nicht glau-

glauben sollte. Welche Stärke besitzen nicht die Fieber-Deliranten und Rasende? Bey einer Menge Nervenkrankheiten, bey dem Tetanus u. s. w. wird die Kraft der Muskeln gleichfalls auf eine erstaunliche Art angestrengt, ohne daß wir nöthig haben einen übernatürlichen Einfluß dabey anzunehmen. So sonderbar auch der Abgang widernatürlicher Dinge z. B. Nägel, Haare, Nadeln u. s. w. aussieht; so kann man doch von diesen seltsamen Erscheinungen eine natürliche Erklärung geben. Daß lebendige Thiere, Frösche, Molche, Eidexen, auf eben die Art wie die Maden- Band- und Spülwürmer in den Därmen der Menschen können ausgebrütet werden, ist eine bekannte Erfahrung, die in den Schriften der Aerzte mehrmals vorkommt. Auch ist denen Aerzten aus der Erfahrung bekannt, daß fast in allen Theilen des menschlichen Körpers Steine und steinartige Gewächse sind gefunden worden. Bey Nadeln und andern widernatürlichen Körpern liegt entweder Betrug zum Grunde, oder diese Körper waren im Zellgewebe befindlich und wurden durch dessen zusammenziehende Kraft ausgestoßen. Ueberhaupt müssen wir bey solchen Zufällen als Grund-Regel annehmen. „Da natür„liche Ursachen hinreichend sind, diese Zufälle zu „erklären, so dürfen wir nicht zu übernatürli„chen und zauberischen Ursachen unsre Zuflucht „nehmen.

Noch

Noch ein Vorurtheil, woran viel tausend Menschen hängen, ist der Glaube Sympathie und Antipathie, und man könne durch Hülfe der Sympathie große Kuren bewirken. Sympathie soll eine Geheimnißvolle Vereinigung. Antipathie eine natürliche, unerklärbare Abneigung der Dinge gegen einander seyn: Aber so etwas giebt es in der Natur nicht. Diejenigen die sich schämten, gewisse Dinge und Krankheiten für Hexereien und Wirkungen des Teufels zu halten, nehmen zu Sympathie und Antipathie ihre Zuflucht, und suchten die Möglichkeit und den Grund davon durch feine Ausflüsse zu erklären, die aus dem menschlichen Körper, oder in denselben übergingen, und darin etwas bewirkten. Z. B. Wenn du Warzen hast, nimm einen Faden, umwickle sie damit, und wirf ihn unter eine Dachrinne: Wenn denn der Faden verfault; so gehen auch die Warzen weg u. s. w. Es ist aber längst erwiesen, daß Körper welche sich nicht berühren, nicht in einander wirken können. Sollen Körper in einander wirken, so müssen sie sich entweder unmittelbar oder vermittelst eines dritten dazwischen kommenden, berühren. Wer diese Sätze läugnet, der läugnet unsere ganze Naturlehre. Der Magen kann uns schon von der Richtigkeit der Sympathie überzeugen. Die besten Speisen stillen nicht den Hunger in die Entfernung. Man muß sie essen. Verschließt die besten Speisen in ein gläßern

Ge-

Gefäß, und bringt sie einem Hungrigen zum Anschauen. — Saget ihm: ihr wollt ihn Sympathetisch speisen, und sättigen. Gewiß so etwas klingt lächerlich, aber gewiß es klingt noch lächerlicher wenn man die Aerzte bereden will, man könne jemand Sympathetisch kuriren.

(Der Beschluß folgt.)

Von der Zeit der Mannbarkeit und von den Zeichen, welche dieselbe in beiden Geschlechtern ankündigen.

Fortsezzung und Beschluß.

Das Bedürfniß erzeugt Sehnsucht, und je dringender diese ist, desto weniger gestattet sie Freiheit zu wählen. Daher kommt es, daß ein Mann oft ohne selbst zu wissen warum, einem minder schönen Frauenzimmer vor einem andern schöneren den Vorzug giebt. Fühlt er mindern Drang, so sieht er unstreitig richtiger: aber eine kaltblütigere überlegte Wahl ist auch sehr von dem Eindruck des Instincts verschieden, und führt nie zu so wonnevollem Genusse, als der blinde Trieb der Natur, der keine Wahl kennt. *)

Bey

*) Hier hat der Verf. wohl den Antiplatonismus zu weit getrieben, und wenigstens vergessen, daß bey einer Liebe, die sich auf vernünftige

Bey Frauenzimmern bemerkt ein kaltblütiger Beobachter zuweilen gewisse Seltsamkeiten, (bizarreries) welche die Folgen eines ausserordentlichen und ungewöhnlichen Grades von Reizbarkeit sind. Ihre Sinnlichkeit, durch einen, selbst widrigen, Gegenstand erregt, behält den empfangnen Eindruck oft lange Zeit, welcher sich bey Widererblickung des nämlichen Gegenstandes erneuert, und nur nach Befriedigung des Bedürfnisses, welches ihn erregt hatte, abnimmt. Dieses kann uns überzeugen, daß Uebermaaß und Sättigung des Bedürfnisses die einzigen Ursachen der seltsamen Erscheinungen sind, welche man an Liebenden von beyderlei Geschlecht beobachtet.

Die Geschlechtsorgane, welche, in sofern die Natur auf ihre Ausbildung so lange Zeit, so große geheime Kunst verwendet, den Vorzug der Vollkommenheit vor allen andern verdienen, werden in dem mannbaren Menschen der Mittelpunkt aller Empfindungen. Alle Sinne, alle Werkzeuge des Körpers wirken auf sie, und sie wieder auf alle. Dieses gegenseitige Wirken und Gegenwirken ist desto lebhafter und schneller, je mehr bey diesen Theilen

tige Wahl gründet, die Wahrnehmung der Vollkommenheiten des geliebten Gegenstandes, sowohl die Hofnung zum Besitz desselben mit mehreren Reizen schmücken, als auch den Genuß selbst erhöhen muß. So denke ich wenigstens: — arbitrium penes amantes esto.

len alles zusammen trifft, was ihre Empfindlichkeit erhöhen kann. Im Mittelpunkte aller thierischen Bewegung, wo die größesten Gefäße sich vereinigen, und die stärksten Nervenstämme liegen, vereiniget und erwärmt durch alle Eingeweide, welche zur Ausarbeitung des Milchsafts und des Blutes bestimmt sind, durch eine Menge von Gefäßen aller Art genährt, vom Schleim unzähliger Drüsen befeuchtet und geschmeidig gemacht, mit dickem Fett umgeben, von den fleischigsten Theilen beschützt und befestigt, müssen die Zeugungstheile nothwendig eine sehr große Würde in der thierischen Maschine und auf alle Theile derselben einen unumschränkten Einfluß haben. — Alle Erscheinungen, welche die Mannbarkeit ankündigen, begleiten und ihr folgen, überzeugen uns, daß der ganze Körper auf immer im Zustande der Unvollkommenheit bleiben würde, wenn er nicht von dem befruchtenden Hauche belebt würde, welcher alle Theile zu vervollkommnen, so wie ins Daseyn zu erwecken, und neu hervorzubringen bestimmt ist.

In diesem bewundernswürdigen Mechanismus liegt die Auflösung des Räthsels, welches uns das Spiel einer heroischen unwiderstehlichen und doch in ihrem Endzweck so unermeßlich beseeligenden Leidenschaft, ewig unerklärlich durch alle Bemühungen unsrer Philosophen, vorhält. — Auch das ist Weisheit, bewundern, was wir nicht begreifen können.

Medizinischer
Rathgeber.

Acht und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 11ten Julii 1795.

Die Nachtmenschen

oder moralisch-medicinische Bekenntnisse eines reisenden Italiäners; ans Licht gestellt durch Felix Pantolphi, Leibarzt in Apulien. Ohne Druckort. 298 S. 8°. 1795.

Im Ton der Satyre Mängel des Medicinalwesens zu rügen — den Stoff aus Thatsachen zu nehmen, die Zeichnung nach Originalien etwas verstrichen zu entwerfen, ist eine Sache welches die Publicität erlaubt. Es ist für den gutmüthigen Irrenden eine heilsame Salbung, für den eingebildeten großen Mann ein vortreffliches Nießwurzpulver, und für den Verächter der Pflichtenbeobachtung ein untrügliches Besserungsmittel. So lange also in dieser sublunarischen Welt unser Wissen und Thun lauter Stück- und Flickwerk ist, so lange kann und darf ein Jeder, der in sich Beruf fühlt, auch jeder-

 män⹀

männiglich sagen, wo der Fehler sitzt, und wie demselben abzuhelfen seyn möchte, gesetzt auch seine Gedanken wären mit einer angemessenen Dose Satyrischen Salzes gewürzet.

Ganz anders verhält es sich mit vorliegender Schrift. — Der Verf. welchem man übrigens Kenntniß der medizinischen Welt — und Fähigkeit gut zu erzählen nicht abspricht — mißbraucht sein Talent, streut eine Lästerschrift aus, spritzt von einem verborgenen Dachwinkel die Vorübergehenden mit Kothe — entwirft seichte, falsche, erdichtete, tückische Karaktere, und drückt seine Pfeile im Verborgenen loß. Ehrliche, biedere, rechtschaffene Männer lachen über den Thoren, der sich hinter der Maske versteckt, und ein anonymisches Schandlibell ausstreut. Es ist doch vergebene Mühe, mit Lästerern zu streiten, die sich hinter das Incognito, wie hinter einen undurchdringlichen Schild, verbergen, und wackere Männer zu besudeln suchen. Man kann sich nicht mit ihnen auf eine legale Art besprechen, und Beweiß und Gegenbeweiß führen. — Leider findet zwar der Ausspruch eines Boileau statt

Mais ils trouvent pourtant, quoiqu'on puisse dire
Un Marchand pour les vendre & des Sots pour les lire.

Vor-

Vorliegender Verf. hat sich selbst sein Urtheil gesprochen — wenn er S. 139 sagt: „Wer seinem „Nebenmenschen vor dem ganzen Publikum Ver„brechen aufbürdet — und sich dabey nicht nennt, „ist ein niederträchtiger Verläumder." Es befinden sich wirklich an seinem moralischen Gefühl wahre verhärtete Auswüchse, woran nur der Lapis infernalis seine Kräfte üben kann.

Dr. Müller.

Frankfurt am Mayn.

Ueber die weiblichen Brüste und die Mittel sie gesund und schön zu erhalten. Ein Lesebuch für Frauenzimmer von D. Johann Georg Klees. 60 S. 8. In der Andräeischen Buchhandlung. 1795.

Der Hr. Verfasser liefert in dieser wohl geschriebenen Abhandlung eine Beschreibung der weiblichen Brüste und ihrer Krankheiten. Wichtig ist dieser Gegenstand allerdings; unzählige Beispiele von Beschwerden aus denselben, welche leicht hätten verhütet werden können, beweißen es. Außerdem ist es auch bekannt, wie sehr eine schöne Brust die allgemeine Schönheit des Körpers erhebt — und welchem Mädchen sollte es also unangenehm seyn, die Mittel zu kennen um diese Schönheit zu erhalten? Der Hr. Verf. hat was die Krankheiten betrifft mehr Rücksicht auf die Vermeidung als auf

die Kur derselben genommen, indem davon doch immer der beträchtlichere Theil dem Arzt oder Wundarzt überlassen werden muß. In einem leichten, ungezwungenen und populären Ton handelt Er von dem Bau und dem Nutzen der Brüste. — Von der Sorgfalt für die Brüste, in den Jahren der Mannbarkeit, und in dem nicht schwangern Zustande. — Von der Sorge für die Brüste während der Schwangerschaft. — Behandlung der Brüste nach der Entbindung. — Von dem Brustkrebs. Wir wünschen dem Büchlein viele Leserinnen, es wird gewiß Nutzen stiften.

Jena.

Physiologische und pathologische Zeichenlehre, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen, von D. Christian Gottfried Gruner, Herzogl. S. Coburgischen Geheimen Hofrathe und Leibarzte, ordentlichen Professor der Arzneykunde auf der Gesamt-Akademie zu Jena, verschiedener Akademien und gelehrter Gesellschaften Mitgliede. Zweite umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. 330 S. gr. 8. in der Akademischen Buchhandlung. 1794.

Das Studium der Zeichenlehre bleibt für den Arzt immer sehr wichtig. Sie ist der Mittelpunkt aller angewandten theoretischen und praktischen Kennt-

Kenntniß, und giebt bey Ausübung der Kunst helles Licht in der Dunkelheit. Die allgemeine Semiotik legt den Grund, die spezielle giebt die Anwendung der Regeln auf einzelne Fälle. Diese ist ohne jene ganz unmöglich, wenigstens nur halb brauchbar. Beide vereint, setzen den Arzt in den Stand, Krankheiten gehörig zu erkennen, zu unterscheiden, und für die Zukunft zu bestimmen.

Unter diesen Umständen sind dem jungen Arzte solche Schriften zu empfehlen, die das zerstreuete Gut enthalten, und dem Denker das Resultat der besten Beobachter aller Jahrhunderte in kurzen Sätzen darlegen. Wir haben verschiedene solcher Schriften, aber, wie sichs von selbsten verstehet, von verschiedenem Werth. — Unterdessen wenn ein Lehrbuch dem Anfänger die Uebersicht der wahren und brauchbaren Lehrsätze bis auf die neueste Zeit gewähren soll, so ist billig das vollständige dem magern — das neue dem veralteten vorzuziehen, und in dieser Rücksicht hatte des berühmten Hrn. Verf. Lateinisches Kompendium den verdienten Vorzug. Von diesem Klassischen Werk erscheinet hier die zweite, umgearbeitete, hier und da vermehrte, an schicklichen Orten verkürzte und concentrirte Zeichenlehre. Die Physiologische Zeichenlehre ist befliessentlich beybehalten, und mit den Signis neutris der alten Aerzte vermehrt, und dadurch der Uebergang zur Pathologischen Zeichenlehre

gebahnet worden. In aphoristischer gedrängter Schreibart hat der Hr. Verf. den alten Plan größtentheils beybehalten, nur hier und da die Stellung verändert, weil sich unter solche Hauptnummern eine Menge Zeichen bequem bringen lassen. Möchte doch der Wunsch des verdienstvollen Mannes in seine Erfüllung gehen, welchen Er in der Vorrede äußert. „Billig sollten sich die Aerzte einmal vereinen, gemeinschaftlich zur Vervollkommnung der Zeichenlehre beyzutragen, die Mängel zu verbessern, die Lücken auszufüllen, und endlich an die spezielle Semiotik ernstlich zu denken. Und dieß ließe sich vielleicht durch eine semiotische Akademie, wie sich Baglin eine praktische Akademie dachte, mit vereinten Kräften möglich machen. Allein so lange die bessern Praktiker den hohen Ton von Alleinweisheit affektiren, die kleinern Praktiker bemitleiden, die Theoretiker behohnlächeln, weil sie nicht alle Tage viele Kranke sehen, und endlich, wie diese strengen Aristarchen, für allzuvielem Sehen gar nichts mehr sehen; so schwindet auch, diese angenehme Hoffnung. Daß doch der Deutsche so selten wahrer Patriot ist!“

Von

Von einigen Vorurtheilen welche dem glücklichen Erfolg der Arzneykunde bey dem gemeinen Manne entgegen stehen.

Beschluß.

Wenn man übrigens alle Sympathetische Geschichten nach dem Maasstabe der Philosophie untersucht, so hält keine einige Stich. Es wird so viel sympathisirt, daß unter so viel tausend Fällen mehrere zutreffen können, und man muß sich nicht verwundern, daß zu Zeiten Sympathetische Kuren erfolgen. Kränkliche Menschen sind gemeiniglich auch sehr empfindlich: alles macht starken Eindruck auf ihr reizbares Nervensistem. Nun braucht man ein Mittel, welches das ehrwürdige Gepräge des Wunderbaren hat, man glaubt daran, die Einbildungs-Kraft erregt einen Reiz auf das Nervenwesen, und die erregte Nervenkraft bringt einen Bruch der Krankheit zuwegen. Es ist also alles natürlich für denjenigen, welcher unpartheiisch die Wahrheit und den Grund der Dinge erforscht, und die sympathetischen Mittel haben nicht den geringsten Vorzug vor den andern Arzneien, sondern sie würken blos durch Zufälle, und durch den blinden Glauben ihrer Anhänger.

Ein anderes Vorurtheil ist der Kalender-Aberglauben. Ein unwissender Kalendermacher wird der Schiedsrichter über das Leben der Menschen,

und schneidet ungestraft den Faden desselben ab, indem der gemeine Mann glaubt, die Wirkung der Mittel hange von den Zeichen des Thierkreises, worin die Sonne sich befindet, oder von diesem oder jenem Mondsviertel ab. Daher fürchtet sich der gemeine Mann, während der Hunds-Tage Arzney einzunehmen. — Daher sieht man oft Leute auf dem Lande sterben, weil sie auf das günstige Zeichen oder Mondsviertel warten, das einem Mittel die rechte Wirksamkeit geben soll. Daher ist der Kalender ganz mit Zeichen angefüllt, die gut Aderlassen, sehr gut Aderlassen, gut Baden und Schröpfen, gut Säen und Pflanzen, gut Kinder entwöhnen, gut Purgiren, gut Haarabschneiden u. s. w. bedeuten. Alle diese Vorurtheile gründen sich auf den Einfluß der Sonne, des Mondes und der Gestirne und denen Behauptungen, welche die Astrologie davon aufstellet. Was die Sonne betrift, so kann ihr verschiedener Stand in den Himmelszeichen keinen weitern Einfluß auf die Erdkörper und die Menschen haben, als der von ihrer Wärme, Licht und Abstande überhaupt herkommt. Denn brächte die Sonne bey dem Menschen solche Wirkungen herfür, die dem Zeichen des Thierkreises worinnen sie zu stehen scheint, gemäs wären, so würde sie ganz entgegengesetzte Wirkungen auf einmal äusern. Man setze sie seye im Löwen, welches die Astrologen für ein feuriges Himmelszeichen hal-

halten, so muß sie alsdann feurige Würkungen herfürbringen, wie die Sterndeuter dies wirklich also behaupten. Aber man muß bedenken, daß eben dieses Zeichen jenseit des Aequators, kein feuriges, sondern ein kaltes Himmels-Zeichen ist, und daß alsdann Frost und unfreundlich Wetter dort herrschen, so ziehet man das schwankende dieser Behauptung von selbsten ein. Ja das unrichtige erhellet daraus, daß bey dieser Lehre das alte System angenommen ist, nach welchem sich die Planeten samt der Sonne um die Erde drehen, welches aber grundfalsch ist. Der Mond hat freylich an einigen Luft-Veränderungen Antheil, aber einen unbedingten und mittelbaren Einfluß auf den menschlichen Körper können wir ihm keineswegs beylegen. Die Wahrnehmungen auf welche man sich zum Behuf dieses Einflusses beruft sind trüglich; indem zwey Dinge immer mit einander zugegen seyn und in der genauesten Verknüpfung scheinen können, ohne daß darinn das eine aus dem andern fließt. Man hat Beyspiele wo der Bandwurm zu der Zeit wenn der Mond niedergeht Ehlenweiß von denen Patienten abgehet, hingegen finden sich andere mit diesem Wurm Behaftete, bey welchem sich dieses Verhältniß nicht findet, folglich kann die Mondesänderung nicht die Ursache dieser Erscheinung seyn. Und überhaupt was haben wir nöthig die Resultaten über unsere Konstitution von denen Planeten

und Gestirnen zu ziehen? Da dieselbe vielmehr in uns, den Nahrungsmitteln, der Lebensart, und zum Theil in Beschaffenheit der äußern Luft liegt. Laß zur Ader, wenn es dir nöthig ist, oder ein Sachverständiger dazu räth; und es wird dir bekommen, wenn gleich der Tag im Kalender für gar besorglich ausgegeben wurde. Es ist allerdings wahr, daß man nach dem Aderlassen die Farbe verliehren, in ein Fieber oder andere Krankheit verfallen, oder sich gar den Tod zuziehen kann; aber immer nur in dem Fall, wenn es zu unrechten Zeit geschiehet. Zu rechter Zeit gebraucht, hat es bekannt gute Wirkungen, ohne daß man aber im Stande war dazu einen Tag fest zu setzen. Wenn die Krankheiten ein Purgirmittel erfordern; so muß man es zu allen Zeiten und Stunden nehmen, und die Meinung ist thöricht, wenn man glaubt, die Wirkung der Mittel hange von den Zeichen ab. Man fürchtet sich in den Hunds-Tagen Arzneyen zu nehmen. Wenn diese Furcht sich auf die große Hitze gründete, so verdienen sie Nachsicht: Allein man glaubt der Hundsstern, den man für unglücklich hält, regiere in diesen Tagen; allein es ist bekannt, um wie viel Tage die sogenannten Hundstage von der Erscheinung jenes Sterns verschieden sind, und wie viel es daher um so weniger auf etwas nachtheiligen Einfluß haben kann, wenn sonst auch, wie es doch wirklich nicht ist, seine Wirkungen schädlich wären.

Die

Die Markschreyer und Quaksalber sind ebenfalls ein großes Unglück für die Menschheit, eine Hinderniß der vernünftigen Arzneykunde, und wahre Würg-Engel. Solche Menschen richten größere Verwüstungen an, als die Pest. Sie verkaufen ihre Arzeneyen, ohne oft den Kranken gesehen zu haben, geben Menschen und Vieh aus einer Flasche. Man hat davon die entsetzlichsten Wirkungen gesehen, und nicht schlägt leicht ein Markschreyer wo seine Bude auf, daß es nicht einigen Einwohnern das Leben kostete. Sie nehmen immer eine Menge Geldes aus dem Lande, und entziehen es besonders denen Einwohnern, welchen es schätzbar ist. Ganz ohne Kenntnisse und Erfahrungen, mit drei oder vier Arzneimitteln, deren Bestandtheile und Wirkungen er eben so wenig kennt, als die Ursachen und Beschaffenheit der Krankheit, verschlimmert der Markschreyer das Uebel, das die Natur selbst würde geheilt haben, wenn man sie ungestört gelassen hatte; oder macht es gar tödtlich, weil seine Arzneyen mehrentheils starke, aber zwekwidrige Wirkungen haben, und demnach in seinen Händen das sind, was das Schwerdt in der Hand des Rasenden ist. Gewißlich sollte es das wahre Bemühen der Obrigkeit seyn dem Unwesen solcher Betrüger zu steuren, und ihnen den Eingang in das Land zu verwehren.

Von dem, was in der thierischen Maschine, nach der Vollendung der Mannbarkeit, vorgeht.

Zur Zeit der Mannbarkeit ereignet sich eine bewundernswürdige Revolution in beiden Geschlechtern, in Rücksicht auf den Körper sowohl als in Ansehung der Geisteskräfte. Beide zeigen sich nunmehr in vollem Glanze der Jugend. Der junge Mensch, welcher vorhin schüchtern und zurückhaltend war, äußert nunmehr Selbstzufriedenheit durch sein ofnes und freimüthiges Betragen *). Sein ganzer Körper ist voll Leben und Kraft, seine Seele ahndet nichts als Lust. Nur das erwachte innre Gefühl, welches ihn belebt, beunruhigt ihn, denn er ist verlegen, welchen Gegenstand er zu Befriedigung seiner Sehnsucht wählen solle.

Das Mädchen hingegen wird sittsamer, zurückhaltender und auf sich selbst aufmerksamer. Alles be-

*) Ich rede hier von dem äusserlichen Betragen eines sich selbst überlaßnen jungen Menschen, ohne auf Einschränkungen und Gewohnheiten im gesellschaftlichen Leben Rücksicht zu nehmen. Denn diese verursachen oft das Gegentheil von dem, was ich oben gesagt habe, und machen, daß der junge Mensch oft desto ängstlicher, verlegner und schüchterner ist, je lebhafter die Eindrücke sind, welche er fühlt. Es kommt hier alles auf Charakter, Erziehung und Nationalsitte an.

beunruhigt, alles erschüttert sie. Dieses rührt von der Verlegenheit her, welche es ihr kostet die Gefühle, welche sich ihr selbst wider Willen aufdringen, zu entwickeln. *) Sie ist wie die eben erst geöfnete aber noch nicht ganz aufgeblühte Rose, in ihrer vollen Pracht und Jugendschönheit. So wie diese, entzückt sie durch Anmuth und holde Gestalt; aber nur allzu oft sind auch ihre Reize so wie die Reize der Rose, vergänglich, und welken, kaum aufgeblüht dahin.

Was ist nun die Ursach aller dieser wundervollen Erscheinungen; wie geht es zu, daß sie sich zur Zeit der Mannbarkeit so schnell zeigen?

In dieser Periode des Lebens haben alle Theile des Körpers fast ihr völliges Wachsthum erreicht; sie dehnen sich nun nicht weiter, oder doch nur sehr langsam und unmerklich aus: die Nahrungssäfte häufen sich nunmehr an, um die Theile, welche nicht

*) Diese Verschiedenheit in dem, was man beym Mädchen und beym Jüngling bemerkt, hängt von physischen Ursachen ab. Es ist gewiß, sagt Roussel, in seinem Systeme physique & moral de la femme, daß bey jedem beseelten Wesen der sittliche Charakter in genauem Verhältniß mit der Leibesbeschaffenheit steht. Sanftmuth ist dem weiblichen Geschlecht ihrem ganzen Körperbau nach wesentlich eigen. Männer von zärtlicher und weichlicher Leibesbeschaffenheit, haben in ihren Neigungen und Charakter viel Aehnlichkeit mit den Weibern.

nicht weiter in der Länge ausgedehnt werden können, zu stärken, und ihnen eine vollere Rundung zu geben. Die Knochen werden dadurch härter, die Knorpel fester, Bänder und Häute dichter, die Glieder stärker und die Muskeln fleischiger. Auf diese Art erhalten alle Züge und Umrisse des Körpers richtigere Verhältnisse, und der ganze Körper gewinnt an Schönheit, indem zugleich alle Verrichtungen des Körpers von nun an, je nach Art und Leibesbeschaffenheit eines jeden, regelmäßiger und mit mehrerer Stetigkeit erfolgen.

So wie dieses geschieht, nimmt jedes Individuum die Eigenschaften an, welche seinem Geschlecht und Temperamente eigen sind. Der Jüngling gewinnt ein männliches muthiges Ansehen, das Mädchen sittsame sanfte Reize: Bey dieser ebnet und rundet sich alles, und zwischen den sanften Wellenlinien springen die feinen Bedeutungsvollen Züge desto entzückender hervor, welche das Wesen der Schönheit ausmachen und dem weiblichen Geschlechte eine Macht geben, welche die Stärke des männlichen besiegt und fesselt.

Roussel behauptet mit Recht, das Zellgewebe, welches bey dem weiblichen Geschlecht viel häufiger als beym männlichen ist, trage das meiste zur Schönheit bey. Ich halte mich jetzt bey dieser Vorstellung nicht weiter auf, denn ich werde an einem andern Orte Gelegenheit finden, zu derselben zu-

rück-

rückzukommen. — Eben dieser Schriftsteller behauptet mit la Bruyere, daß Laune (caprice) die sicherste Stütze der Schönheit sey. „Es ist wahr, „sagt er, daß die Launen der Weiber ihre mächtig„sten Waffen sind, mit welchen sie die stolzen „Hoffnungen und die zuversichtliche Selbstgenüg„samkeit des Mannes am gewissesten demüthigen. „Da die Natur beide Geschlechter dem Gesetz des „Angriffs und der Vertheidigung unterwarf, so „war Laune die beste Mitgift, womit sie das „schwächere Geschlecht ausstatten, und das stärkere „in einer Täuschung erhalten konnte, welche bey „allzufester Entschlossenheit des erstern verschwun„den seyn würde. Das Weib mußte den Begier„den des Mannes auszuweichen scheinen, um die„selben desto mehr zu entflammen; aber sie wür„den erlöschen, wenn kein Ende des Widerstandes „abzusehen wäre. Laune, als vorübergehende „Wendung des Willens, entfernt vom Ziele, nur „um die Erreichung desselben desto sicherer und „beglückender zu machen.“

Der Ritter Chastellux bemerkt in der Beschreibung seiner Amerikanischen Reisen, daß die Schönheit, welche mehr in Zügen und Formen, als in anmuthigen Bewegungen und geistvollem Ausdruck besteht, unter den nordischen Nationen weit gemeiner als in Frankreich und in mittäglichen Ländern sey. Ich habe eben diese Bemerkung gemacht, nur

ist

ist es mir sehr wahrscheinlich, daß dieser Unterschied in der Schönheit nicht nur der ursprünglichen Bildung und dem Klima, sondern auch der Erziehungs- und Lebensart, den Grundsätzen, Gewohnheiten und andern zufälligen Umständen zuzuschreiben sey. In den nordischen Ländern sind die Kinder schon bey ihrer Geburt stärker und fetter als in südlichen Erdstrichen. Ihre Mütter säugen sie selbst, und geben ihnen eine häufige nahrhafte Milch. Nach wenig Monaten sind sie insgemein schon im Stande, alles, was Erwachsene genießen, mit zu essen und zu trinken. Man setzt sie häufig der freyen Luft aus, badet sie oft, bekleidet sie leicht, hält sie niemals am Gängelband, sondern verschafft ihnen durch Herumfahren in kleinen Wagen die nöthige Bewegung, oder läßt sie auf Matratzen sich frey herumwälzen, und wenn sie anfangen stehen zu lernen, so bringt man sie in den Gängelwagen, welcher auf Rollen oder Rädern ruht, und den Kindern freien Raum zur Bewegung läßt.

Die meisten auf solche Art erzogene Kinder sind in ihren ersten Jahren fast nichts als kleine unförmliche Fettklumpen ohne alle kennbare Züge. Sie sind einander alle ähnlich, und nur in der Größe und Stärke verschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Neun und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 18ten Julii 1795.

Einbildungskraft.

Wenn es einen Menschen geben sollte, der nur die fünf Sinne allein besäße, und welchem die übrigen Kräfte der Seele mangelten; so würden alle seine Vorstellungen den Blitzen ähnlich seyn, die in eben dem Augenblick, da sie entstehen, wieder verschwinden. Denn, da uns die Sinne nur lauter gegenwärtige Dinge vorstellen, alles Gegenwärtige aber in einem beständigen Flusse ist, und nicht fortdauert; so würden alle Vorstellungen eines solchen Menschen gleich bey ihrem Entstehen wieder vergehen, und wir würden nicht vermögend seyn, unsre Gedanken in einen gehörigen Zusammenhang zu bringen. Hierzu verhilft uns die Einbildungskraft, welches diejenige Kraft der Seele ist, vermöge welcher wir die ehemaligen Vorstellungen wieder erneuern, und das, was wir einstmals empfunden haben, ob es gleich abwesend ist, wieder gedenken können. Oder mit andern Worten, wenn

aus Anlaß eines Bildes, das eben jetzt in dem empfindenden Theil des Hirns aufbewahrt liegt, eben solche lebhafte Vorstellungen in der Seele herfür gebracht werden, wie sie entstehen würden, wenn der empfindende Nerve selbst die Veränderung litte, die diesem Bilde seinen ersten Ursprung gegeben hat. Die Einbildungskraft äußert sich oft ohne, oft wider unsern Willen, oft mit Vorsatz, also unwillkührlich oder willkührlich. Selbst bey der vorsetzlichen Aufrührung unserer Gedanken spinnet unsere Seele nur die Reihe an, aber die Gedanken selbst bringen einer den andern hervor.

Wenn ich ein feineres Gefühl, als ein anderer habe, wenn ich schärfer als ein anderer rieche, leiser höre, so werde ich in diesen Sinnen stärkere Empfindungen und im Hirne stärkere Vorstellungen haben. Es wird also auch die Einbildungskraft lebhaftere Vorstellungen zusammen bringen können; sie wird stärker seyn. Wer von Geburt an, oder durch Arbeit und Erziehung, hartfühlende oder stumpfere Sinne erhält, dem fehlen feinere Empfindungen, folglich auch feinere Vorstellungen, feinerer Phantasien. Daher ist Arbeit und Leibesstärke der Einbildungskraft meistens nachtheilig, Ruhe aber und Einsamkeit selbiger so behülflich gewesen. — Die zarten Empfindungsnerven der Dame liegen unter weichern Häuten beweglicher, und die Zasern ihres Hirns sind leichter in Erschütterung

zu bringen, als jene eines Bauern, und hierinnen liegt der Grund der lebhaftern Einbildungskraft der Frauenzimmer.

Leute ohne Einbildungskraft sind stupid: sie können Dinge, welche nicht wirklich ihre Sinne berühren, nicht oder nur langsam begreifen. Hier fehlet denen Hirnzasern jene flüchtige Stärke, wodurch eine geschwinde Ideenassociation erregt, und in entfernten Dingen unerwartete Aehnlichkeiten entdecket werden. Dergleichen Leute begreifen nur einzelne Wahrheiten; sie haben nur einzelne und wenige Begriffe, und dünken sich oft in dieser Wenigkeit groß. Sie sehen nur, was in die Augen fällt, und können das Feinere, Rührende oder Affektvolle an einem Gemälde, an einem Gedichte, an einer Musick nicht wahrnehmen. Solche Leute haben die ödeste Langeweile, so bald sie ohne Gesellschaft oder sinnliche Beschäftigung sind. Man kann ihnen ein geschehenes Unglück, ohne sie so geschwind zu erschrecken, erzählen, und die abscheulichste Thiere, ohne Grausen abschildern. Das Erhabene, das Erstaunliche rührt sie wenig. Ein Mensch mit geringer Einbildungskraft wird kein Dichter, kein Mahler, kein practischer Arzt, kein Erfinder. Aber er kann in Anatomie, Mathematik und Naturgeschichte Fortschritte machen. Daher hat man oft große Naturalisten und Mathematiker ohne Scharfsinn und philosophischen Geist gesehen.

Trockenheit, Grobheit, Schlappigkeit und Entkräftung der Zasern können die Ursachen einer schwachen Einbildungskraft seyn. Dieser Fehler kann auch von einem Druck eines fremden Körpers, von gewaltsamen Erschütterungen des Hirns, von Leidenschaften, Ausschweifungen im Venuswerk, Mißbrauche geistiger Dinge und Nervenkrankheiten herrühren. Manchmal ist die Schwäche der Einbildungskraft sympathisch. Es fehlet nämlich an einem andern Eingeweide, und das Hirn nimmt Antheil an diesem Fehler. Man hat diese Erfahrung besonders vom Magen gehabt. Nichts ist bekannter, als daß scharfdenkende Männer stupid werden, wenn der Magen mit Speisen oder manchmal sonst mit Unreinigkeiten angefüllt sind. Vielmal verlieren Leute nach langen Krankheiten das Vergnügen sich vergangene Dinge lebhaft vorzustellen. Huart vergleicht überhaupt Leute von schwacher Einbildungskraft den Verschnittenen. Diese, sagt er, sind Männer, ohne zur Zeugung fähig zu seyn: und jene sind in ihrem Hirne unvermögend ohne Gedanken oder Bilder herfürbringen zu können.

Wenn man dieses Uebel heben will, so ist es nothwendig die Einbildungskraft durch mäßige Uebungen zu ermuntern. Musick, Malerey, leisten hier fürtrefliche Dienste. Sind rohe Zasern daran schuld, so muß man keine schweren Leibesübungen

vornehmen — und keine groben Speisen genießen. Das Gemüth muß manchmal in Unruhe gesetzt, zur Liebe oder andere Leidenschaften gereizet werden. Eine intriguante Liebhaberin oder andere nagende, oder verdrüßliche Angelegenheiten können hier oft trefliche Dienste leisten. Bey schlappen Zasern dienen gebratenes Fleisch, Gewürze, mäßig getrunkener Wein und Kaffee. — Man reibet den Körper, man stärkt ihn durch Fieberrinde, Quassien, Cascarille und alle gewürzhafte und bittere Sachen. Hat Hitze oder Trockenheit das Unvermögen der Einbildungskraft verursachet — so werden Ruhe, Milch iät und laue Bäder dienlich seyn.

Wenn eine Imaginarische Idee dem Grade der sinnlichen Lebhaftigkeit sehr nahe kommt, so entstehen daraus in dem menschlichen Körper fast eben die Wirkungen, welche aus der sinnlichen Vorstellung erfolgen. Erreicht die imaginarische Idee den Grad der sinnlichen Lebhaftigkeit völlig, so müssen völlig eben die Wirkungen darauf erfolgen, welche an die wirkliche Empfindungen verknüpft sind, weil alsdann die ganze zureichende Ursache der Wirkung da ist. Diese allzugroße Lebhaftigkeit der Einbildungskraft stiftet mancherley physisches und moralisches Elend in dem Zustande der Menschheit. So lange die Einbildungskraft bloß erhitzt ist — wo ein warmes Temperament zugegen, wobey die Einbildungen sehr lebhaft und geschwind

sind — wo aber die Bilder nicht ohne Wahl und Wahrscheinlichkeit vereiniget oder getrennet sind, sondern wo die ganze Einbildungskraft noch unter der Aufsicht der Vernunft und Anständigkeit stehet, da ist dieses wohl ein exaltirter oder noch nicht krankhafter Seelenzustand. Bey solchen Leuten herrschet Enthusiasmus, warmes Gefühl der Freundschaft, und brennender Eifer für die Tugend. Wo aber die Einbildungskraft Bilder gebiert, welche außer dem Gebiete der Wahrscheinlichkeit sind, welche die Schranken des Wohlstandes, der Harmonie und der Ordnung überschreiten — da ist schwärmerische Einbildungskraft, Seelenkrankheit, welche, wenn sie zu weit gehet, der nächste Weg zum Tollhause ist.

Es ist nichts gewisser, als daß man bloß von Einbildung krank werden und sterben könne, und der Arzt sieht öfters mit Erstaunen, wie Leben und Gesundheit an einer lächerlichen Thorheit hängt, und wie die Ideen die Stelle der heftigsten Gifte vertreten. Ein Mensch, dessen Einbildungskraft einmal in Hitze und Verwirrung gerathen ist, hängt seinen Phantasien so stark nach, daß er nicht mehr empfindet, was seine Sinnen rührt, und daß er alle Wirkungen von dem erfährt, was er seinen Sinnen gegenwärtig zu seyn glaubt. Krüger kannte einen Mann, welcher, als er auf dem Boden über ein Brett gehen wollen, das Unglück gehabt hatte,

das das Brett zerbrochen, und er herunter gefallen und mit einem Beinbruche davon gekommen war. Ohnerachtet er nun vollkommen geheilt war, so war er doch seit der Zeit nicht im Stande, ohne Zittern und Schwindel über ein Brett zu gehen, ob gleich das Brett auf der Erde lag, und er eine mathematische Gewißheit hatte, daß es unmöglich zerbrechen konnte. Bonetus gab einem Menschen, welcher von ihm durchaus Frankfurter Hauptpillen zum Purgiren haben wollte, eine Portion Pillen von übersilberten Semelkrumen. Er nahm sie in der Einbildung, daß es Purgierpillen wären, und hatte davon einmal Erbrechen und fünf Stuhlgänge. Eben derselbe Arzt kannte ein Mädchen, welche an einem Abend hatte Rhabarber einnehmen sollen, welches sie aber aus Furcht vor dem übeln Geschmack unterlassen. Inzwischen träumte ihr des Nachts, daß sie die Rhabarber einnehme: und da sie in dieser Einbildung aufsteht, purgiret sie des Morgens davon nicht anders, als ob es wirklich geschehen wäre. So wie nun in diesen Fällen die Einbildungskraft Empfindungen von Dingen erregen kann, die nicht vorhanden sind, so kann sie auch in solchen Gliedern Empfindungen erdichten, die man nicht mehr besitzt. Hildan hat einen Mann klagen hören, daß er in den Zähen und im Fuße Frost, Hitze, Schmerz und Reißen empfand, da ihm doch dieser Fuß längst abgenommen war. Er war zu-

weilen so lebhaft von diesen Schmerzen überzeugt, daß er einstmals des Morgens beym Erwachen wirklich glaubte, er müsse sein Bein noch haben, weshalb er auch ohne Stock aufstand, und seinen Irrthum nicht eher erkannte, als bis er über den Haufen fiel.

Die allzustarke Anstrengung der Einbildungskraft führet nach ihrer verschiedenen Richtung auf verschiedene Abwege. Die Musikverständigen und die Maler waren in allen Zeiten bis an ihr Ende Beweise der Ausschweifungen, zu welchen eine allzusehr erhitzte Einbildungskraft die Menschen neiget. Renoncini wollte in Dresden fliegen, er verreißte von einem Fenster des dritten Stockwerks, fiel wie es sich gebührte auf die Straße, und brach beide Beine; Coregio starb wegen einem Gewinnst von zweyhundert Franken, mit denen er in der Fülle seiner Freude bey einer sehr großen Hitze nach Hause zu seiner Frau geeilt. Die Dichter bezahlen nicht selten ihren Enthusiasmus mit der Vernunft. Tasso sagte einst der Eleonora Schwester des Herzogen von Ferrara einige Verse her, die sie lobte; dieser glänzende Dichter gerieth durch dieses Lob in eine so seelige Entzückung, daß er der Prinzessin einen Kuß gab, für welchen man ihn in das Gefängniß warf, wo er mitten unter seinen schönsten poetischen Arbeiten ein Narr ward. Swift der an Einbildungskraft und an Geiste alles in allem war, und

dessen

dessen Feder die reinste und beste seiner Zeiten gewesen, verfiel nach heftigen Schwindeln allmälig in eine schwere Raserey, und zuletzt in einen gedanklosen und endlich tödtlichen Zustand, in welchem er fast keine Wörter finden konnte, und ein bedaurungswerther Bürger des Tollhauses hätte abgeben können, welchem er zwölftausend Pfund Sterling als das vornehmste seiner erworbenen Mittel vermacht.

Oft wird erst durch den Einfluß einer Krankheit das Nervensystem und das Hirn in einem gewissen Grad der Beweglichkeit gestimmt, und dadurch die Einbildungskraft erhöhet. Daher Schwangerschaft und andere weibliche Geschlechtsveränderungen, theils bey ihrem Eintritte, theils bey habituellen oder periodischen Hindernissen ihres Ausbruchs — ferner Unreinigkeiten und Würmer, Schärfe und Verderbniß des Bluts im Unterleib, und andere widernatürliche Reize der Nerven, bey hypochondrischen und hysterischen Krankheiten, wie nicht weniger Fieberhitze einen merklichen Einfluß auf die Einbildungskraft haben. Man bemerkt zuweilen bey Leuten, welche dem Tode nahe sind, besonders bey Leuten vom mittlern oder jüngern Alter, eine ungemein erhöhete Einbildungskraft, sie haben manchmal ihre Todesstunden voraus sagen können. Ein ungesunder, von Würmern und Freßbegierde geplagter Junge hatte während seiner langen Krank-

heit ein ausserordentliches Gedächtniß und ein mehr als mittelmäßiges Genie; er verlohr aber beydes, als er wieder zu seiner Gesundheit kam. Ein vom Scharbok abscheulich angefressener Mensch war der schönsten und erhabensten Vorstellungen und Gemüthskräften fähig. — Das Klima hat auch einen großen Einfluß, — daher ist in heissen Himmelsstrichen die Einbildungskraft gemeiniglich allzulebhaft, ausschweifend oder unnatürlich — daher sind auch in heissen Ländern Träumereyen und Erscheinungen so zur Mode geworden, daß man kaum eine Begebenheit ohne Einmischung irgend einer Vision erzählen mochte. Daher entstehen bey ihren Dichtern die ausschweifenden Metaphern, Allegorien und chimärischen Gemälde — ja überhaupt die ausschweifensten Ausdrücke, um das abzuschildern was sie zu sehen oder zu fühlen glauben. — Endlich führt auch das allzuviele Wachen den Menschen zu einer erhöheten Einbildungskraft wodurch oft die groteskesten Grillen und ausserordentlichsten Erscheinungen entstehen, welche endlich in einen völligen Wahnwitz ausarten, daher man auch das Hirn solcher Leute ordentlich verwelkt und zum Theil ausgezehrt gefunden — eine Wirkung der anhaltenden Hitze in brennenden Himmelsstrichen, wodurch sich eine Aussicht zu der philosophischen Kenntniß der Geschichte der meisten heiligen Väter in der Wüste und ihren seltsamen Erscheinungen

öff=

öfnet. Alle glaubten nach dem Zeugniß des Rusticus, das viele Wachen purgire und erleuchte den Geist, darum waren sie vorzüglich auf diese Diät der Seele bedacht, und erleuchteten auch ihren Geist dadurch so sehr als er es bey einem Fakir von Indostan ist, wenn er mit dem Kopfe zwischen den Beinen das himlische Licht siehet.

Zuweilen betrügt uns die Einbildungskraft, daß wir gewisse Empfindungen von Dingen herleiten, die wir uns blos in den Kopf setzen, weil sie einige Aehnlichkeit mit den eingebildeten Sachen haben. Die Leute, welche krampfhafte Zufälle und Zukungen haben, bilden sich öfters ein, daß sie der Satan besitze, weil es ihnen scheint, als ob sie von einer fremden Gewalt gezerrt und bewegt würden. Plater beschreibt die Geschichte eines Menschen, welcher sich in einem Teiche gebadet worin er Froschleich wahrgenommen. Er setzte sich von dieser Zeit an die Meynung in den Kopf, daß er einen lebendigen Frosch im Magen habe, und das Quaken der Blähungen im Leibe überzeugte ihn hiervon so fest, daß er sich vom Plater auf keine Weise von seinem Irthum überführen lassen wollte. Das Geheul der Blähungen hat einige Aehnlichkeit mit dem Geschreye der Frösche, und eben dieses macht daß diese Phansie öfters wahrgenommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von dem, was in der thierischen Maschine, nach der Vollendung der Mannbarkeit, vorgeht.

Beschluß.

Die Kälte hält ihr Fett unvermindert beysammen, und dadurch erhalten alle ihre festen Theile eine Biegsamkeit, welche die unmerkliche gleichförmige Ausdehnung aller Fasern befördert und erleichtert. Hierzu kommen noch die Grundsätze und Gewohnheiten, welche alle Stände mit einander gemein haben, die einfache Lebensart und die Unbekanntschaft mit heftigen Leidenschaften. Alle diese Umstände machen, daß die Kinder, so wie sie größer werden, immer regelmäßigere Züge und Formen bekommen.

In südlichen Ländern hingegen, und besonders in Frankreich, sind Gewohnheiten, Grundsätze und Sitten dem mannigfaltigsten Wechsel unterworfen. Das Klima selbst ist veränderlich, und so auch die Launen und Neigungen der Menschen, welche theils das Beispiel so vieler Fremden, das sie täglich vor Augen haben, theils ihr natürlicher Eigensinn veränderlich und zu erklärten Liebhabern alles Neuen macht. Sie wechseln unablässig in ihren Moden, mehr aus Nachahmungssucht, als aus besonderer Neigung; und die Folge von dem allen ist, daß bey ihnen nichts Bestand hat, weil alles ihnen auffällt,

alles

alles sie zerstreut und vom Nachdenken abzieht. Ihr Körper, der eben so, wie ihr Geist einem rastlosen Wechsel unterworfen ist, muß nothwendig den Eindruck des unablässigen Zwanges und der Gewalt, die er leidet, annehmen. Hiezu kömmt noch daß in mittäglichen Ländern zufolge der körperlichen Beschaffenheiten der Aeltern, welche auf solche Art erzogen worden sind, die Kinder minder stark und fett zur Welt kommen, aber, dagegen lebhafter, regelmäßiger gebaut, und folglich auch artiger sind. Die meisten von ihnen sind in dem Alter von einem Jahre wahre Miniaturgemälde, in deren wohlproportionirten und regelmäßigen Zügen die reizendste Anmuth und Schönheit ausgedrückt ist. Diese Reize dauren freilich nicht leicht länger als bis ins siebente oder achte Jahr, und bey Mädchen selten nur bis zum mannbaren Alter. Die Ursache dieser Veränderung ist sehr begreiflich. Je schöner und regelmäßiger die Gestalt eines Gegenstandes im kleinen ist, desto weniger kann sie es bleiben, wenn derselbe sich vergrößert, wofern sich nicht alle seine Theile in gleichen Verhältnissen ausdehnen. Dieses gleichförmige Wachsthum und Entwickelung aller Theile kann aber in warmen Ländern nicht statt finden, weil der Körper daselbst durch Ausleerungen verschiedner Theile immerfort viel verliert, und eben so muß aus entgegengesetzten Ursachen das Gegentheil hievon in nördlichen Ländern erfolgen.

Die Kinder sind in mittäglichen Erdstrichen blos deswegen anfangs so artig und reizend gebildet, weil ihr Zellgewebe weniger mit Fett angefüllt ist, mit den übrigen Theilen in bestimmtern Verhältnisse steht, und diesen daher auch schärfere und mehr hervorspringende Umrisse läßt. In diesem Zustande bleibt der Körper, so lange als Unschuld und sorgsame Pflege die zufälligen Ursachen entfernt halten, welche den regelmäßigen Gang der Natur unterbrechen könnten. So wie die Kinder größer werden, bringt der Zwang, die Einschränkung und Beobachtung der Etiquette — unzertrennliche Gefährten einer mehr aufs Angenehme, als aufs Nüzliche gerichteten Erziehung, — so wie auch der Verlust an Säften, welchen das warme Klima verursacht, Veränderungen hervor, welche die Kinder ganz unkenntlich machen. Dieser Zwang, der die Gestalt des Körpers umwandelt, nimmt mit den Jahren nur noch mehr zu. Daher hat der Ritter Chastellux ganz Recht, wenn er behauptet, die völlige Entwicklung der Züge und die Vollendung des ganzen Werks der Natur am Menschen geschehe zwischen dem zwanzigsten und fünf und zwanzigsten Jahre, wofern nicht Krankheiten und besonders die moralischen und physischen Folgen der Ehe u. s. w. eine Abweichung von der Regel und Unordnung verursachen. —

Die regelmäßige Bewegung der Säfte unterhält

hält beym jungen Mädchen eine sanfte Wärme, welche nach und nach ihre Gefühle erregt, und allmählig zum Feuer angefacht, eine geheime Unruhe des Herzens bewirkt. Daher die wechselnden Ausbrüche der Schalkheit, der Frölichkeit und der melancholischen Schwärmerey, welche selbst hinter dem Schleier der Zurückhaltung und Sittsamkeit sich dann und wann verrathen, und die edelste der Leidenschaften ankündigen. Die Gefühle des Herzens halten mit dem was im Körper vorgeht, gleichen Schritt: mit dem üppigen Wuchs des wallenden Busens, und mit allen jenen Veränderungen, welche sich am Ende durch den Ausbruch der periodischen Ausleerung entscheiden. Nun ist das Werk der Natur vollendet, und die Bestimmung des Mädchens ganz entwickelt. Ihre Reize vervollkommnen sich von nun an, ihr Betragen wird edler und geistvoller, ihr Verstand reifer, ihre Stimme melodischer, ihr Blick zärtlicher, ihr ganzer Anstand einnehmender; und diese glückliche Verbindung geistiger und körperlicher Vollkommenheiten macht sie zur Schöpferinn der Freuden, zur Grazie des geselligen Lebens und zur Siegerin aller Herzen.

Der Jüngling hingegen glüht, bey seinem stärkern Körperbau von einem heftigen Feuer: er verliert seine weiße Farbe, die Rundung der Muskeln, und die Weichlichkeit der Umrisse, welche bisher sein Geschlecht noch zweydeutig zu machen schienen.

Seine Züge werden stärker, seine Haut rauher, und auf seinem Kinne kommen die ersten Spuren des Bartes zum Vorschein. Zugleich wird der Ton seiner Stimme tiefer und rauher, sein Athemholen voller und freyer, seine Muskeln nerviger, sein Geist größer und kühner, und alle seine Entschlüsse standhafter. Sein ganzes Betragen ist gesetzt und freimüthig, sein Auge voll Feuer und Muth, seine ganze Gestalt belebt und ausdrucksvoll. Glückliche Augenblicke, wenn nicht die bisher schlummernden Leidenschaften, indem sie eben erwachen und allzuoft im raschen Kampfe jene herrliche Harmonie zerstören, welche nur da wo sie gehörig eingeschränkt und gemäßigt werden, sich erhalten kann. Es ist bey jungen Leuten nicht weniger nothwendig, den Leidenschaften eine weise Richtung zu geben, und die ersten furchtbarsten Eindrücke der Sinnlichkeit zu mäßigen, als für ihre körperliche Gesundheit zu sorgen, und die Hindernisse zu verhüten und zu entfernen, welche den Gang der Natur in Vollendung der Mannbarkeit, unterbrechen können. Physische sowohl als moralische Ursachen die einen schädlichen Einfluß auf dieses Naturgeschäft haben, schaden allezeit auch dem Temperamente, welches sich zur nämlichen Zeit entwickelt, und seinen Charakter für die ganze übrige Lebenszeit erhält.

Medizinischer Rathgeber.

Dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 25ten Julii 1795.

Frankfurt am Main.

Praktisch-populäres Haus- und Handbuch die gewöhnlichsten Krankheiten zu heilen mit beygefügten auserlesenen Arzneyformeln für Wundärzte, Landchirurgen, Landgeistliche, Gutsherrschaften, verständige Pachter und denkende Leser aus allen Ständen; von D. Johann Valentin Müller, ausübendem Arzte zu Frankfurt am Mayn, 424 S. 8. in der Andreäischen Buchhandlung, 1796.

So viel auch immer über die Schädlichkeit der populären Medizin geschrieben wird, so kann man doch wirklich den Nutzen der populären Anweisungen zur ausübenden Heilkunde nicht verkennen. Es ist gewiß für das Publikum von Nutzen, wenn es medizinische Bücher liest, die allgemein nützlich geschrie-

ben sind. Die Erfahrung bestättiget es, daß viele durch solche Schriften ihren Verstand aufgeklärt, und von der Arzneykunst, die sie vorhin verachteten, und haßten, bessere Begriffe bekommen haben — auch an solchen Orten, die weit von einem Arzte entfernt liegen, ist es wahres Verdienst um die Menschheit, wenn jemand sich findet, der durch einen vernünftigen Rath und gutes Arzneymittel den leidenden Bruder zu retten im Stande sich befindet, und dieses um die Menschheit so wahre Verdienst, kann nur durch das Lesen medizinischer Volksbücher erlangt werden.

Vorliegendes Buch ist keineswegs als ein bloßes Register von Arzneyen abgefaßt, sondern der Leser findet auch jederzeit die Ursachen und Zeichen der Krankheit beygefügt, auch bey Angabe der Kurart ist die Methode unserer berühmtesten Aerzte zum Grunde gelegt, so daß die Lektüre der auf dem Titel angegebenen Klasse von Lesern nützlich seyn wird. — Die wahren eigentlichen Aerzte, denen ein solches Werk entbehrlich — ist, werden dem Verf. das Unternehmen schon hingehen lassen.

Frankfurt am Main.

Selbstmord nach seinen medizinischen und moralischen Ursachen betrachtet, mit beigefügten Lebensregeln und Rezepten, zum Be-

Besten hypochondrischer und melancholischer Personen; für Aerzte und denkende Leser aus allen Ständen; von D. Joh. Valentin Müller, ausübendem Arzt zu Frankfurt am Main. 78 S. 8. in der Andreäischen Buchhandlung. 1796.

Da in unsern Tagen leider! der Selbstmord so sehr über Hand nimmt; so hat der Verf. es für keine unnütze Arbeit gehalten, diese Skizze zur Verhütung der schrecklichsten Krankheit, welche die Menschheit betreffen kann zu entwerfen. Da bey den meisten Selbstmördern die Handlung nichts anders als die unglückliche Crise eines hohen Grades von Hypochondrie und Wahnsinn ist; so glaubt der Verf. daß in Entfernung der Ursachen, die bey solchen Krankheiten zum Grunde liegen, auch die Verhütung dieser schrecklichen Catastrophe gesucht werden müsse. In der Einleitung zeigt der Verf. daß man eine Handlung nie oberflächlich — sondern nach dem Zusammenhange der Umstände und wahrscheinlichen psychologischen Gründen beurtheilen müsse — geht nachher die Ursachen des Selbstmords durch, worunter er rechnet: Besondere organische Fehler des Hirns. Hypochondrie. Onanie Cölibat. Lebensart. Klima. Jahreszeit. Theatralische Vorstellungen. Unglückliche Liebe. Indignation. Reli-

giöse Schwärmerey. Lebensüberdruß und Ehrgeitz. Er führt hierauf die Kurart nach allen diesen Ursachen an, alles in gedrängter Kürze welche keinen Auszug erlaubt. Zuletzt giebt er die Kennzeichen an woraus man einen geschehenen Selbstmord beurtheilen kann, welches den gerichtlichen Arzt interessirt, und einige Bemerkungen über die in den Gesetzen bestimmte Strafe des Selbstmords machen den Beschluß. Das Büchlein kann auch in den Händen eines Geistlichen und Juristen von Nutzen seyn. Uebrigens giebt der Verf. die Abhandlung für nichts anders als bloße Materialien aus, welche in Zukunft zur Ausführung eines vollständigern Werks über die Gemüthskrankheiten zum Stoffe dienen sollen, und in dieser Rücksicht hoffet er, wegen Mangel der Ausführlichkeit, Entschuldigung zu erhalten.

Einbildungskraft.

Fortsetzung und Beschluß.

So berichtet Thomas Bartholin, daß ein hypochondrischer Student sich beklagte, er fühle oft den bösen Geist als einen Wind hinten herein kommen, da er ihm dann erst im Leibe großen Lärm verursache, ihm dann nach dem Kopfe steige, sein Gemüth beunruhige, ihn an der Andacht hindern, und endlich durch fleißiges Beten des Patienten genöthigt werde, auf eben dem

Wege wieder zurück, und aus dem Leibe heraus zugehen. Wenn bey vollblütigen Leuten, bey einer unnatürlichen Lage im Schlaf, Herzensangst, Beklemmung, Krämpfe und davon blaue Fleken entstehen; so ist die Einbildungskraft sogleich geschäftig, und zeigt ihnen einen großen Mann, einen Bär, einen Bock, einen Teufel im Traume, der auf sie fällt, sie ängstiget, kneipt und prügelt, und als ein ungestalter Alp seine Rolle spielt. Hierinnen ist das Beyspiel merkwürdig das Bonetus anführt. Ein Mann sieht im Traume einen großen Polacken, der ihm mit einem Steine in die Herzgrube schlägt. Beym Erwachen fühlte er wirklich einen heftigen Schmerz an dieser Stelle, und man sahe daselbst einen großen runden Fleck einer Faust groß, welcher nach fünf Tagen durch dienliche Arzneyen vertrieben wurde.

Kranke Leute empfinden natürlicher Weise den innern Zustand ihrer verdorbenen Natur. Allein da sie von der inwendigen Beschaffenheit ihres Körpers keine deutliche Begriffe haben, so können sie auch die Empfindungen des Außerordentlichen, was sie bey sich wahrnehmen, nicht deutlich ausdrücken. Wenn nun bey ihnen von irgend einer Ursache die Einbildungskraft erhitzt ist, so schildert sie ihnen diesen ihren innern Zustand durch ähnliche Bilder, welche sie oft in ihren Deliriis erzählen. Junker hatte einen Mann in der Kur, welcher auf alles

was man ihn fragte, nichts anders antwortete, als daß er vom Nachtbecken redete. Diese Phantasie rührte von einer Nierenkrankheit her, welche den Abfluß des Urins leicht hindern und diese imaginarische Ideen erregen konnte. Die mehrsten heftigen Appetite der Kranken gründen sich auf solche dunkle Empfindungen, zwischen welche sich eine imaginarische Idee mischet, woraus man oft Kuranzeigen ableiten kann. Wenn uns Thomas Bartholin von einem Kranken erzählt, daß er behauptet er habe einen Nagel verschluckt, und wenn dieser Kranke genesen, da man ihm ein Brechmittel gegeben, und einen Nagel in das Becken geworfen, um ihn zu hintergehen, so muß man nicht glauben, daß er ein völliger Geck gewesen. Er zeigte durch seine Phantasie an, daß in seinem Magen etwas vorhanden wäre, das ihn drückte, und der Arzt konnte kein glücklicher Mittel, als das Vomitiv erwählen, um ihn von diesem Drücken zu befreyen. Wenn Leute die viel Säure im Magen haben, nach erdigten Dingen, Kalk, Krebssteinen und Kreide verlangen; wenn diejenigen, die sich den Magen überladen, und dadurch ein kaltes Fieber zugezogen haben, mit der größten Begierde einen gesalzenen Hering speisen und genesen — wenn verschiedene Kranke oft Dinge begehren, und mit dem besten Erfolge genaßen, die ihnen ihr Arzt aufs Ernstlichste untersagt hat: so sind dieses alles Triebe der

Natur, welche von einer imaginarischen Idee erhitzt werden, die sich auf eine dunkle Empfindung derjenigen Sache gründet, welche die Ursache ihrer Krankheit ist, und wo wider ihnen die Phantasie diejenigen Hülfsmittel zeigt, die sie aus ehemaliger Erfahrung ihrer Wirkungen schon haben kennen lernen.

Inzwischen giebt es doch auch wirklich oft ganz närrische Einbildungen, die sich auf Vorurtheil, Dummheit, Eigensinn, Melancholie und andere moralische Ursache gründen, und die man oft durch bloße idealische Kuren vertreiben kann. — So der Mann, welchen der Arzt Philodotus mit einem bleyernen Hute kurirte, weil er glaubte, daß er keinen Kopf hätte, bis er den Druck des schweren Huts fühlte: der Arzt in Venedig der in den Hundstagen unter dem Dache wohnte, damit er nicht erdrückt werden möchte, weil er glaubte, daß er in diesen vier Wochen ein irdener Topf wäre — Diese sind für wirklich verrückte Leute zu halten, bey welchen die Einbildungskraft auf eben die Weise verschoben seyn kann, wie das Auge bey einem Schielenden.

Es ist oft geschehen, daß man solche Leute ohne alle Arznei, bloß durch eine der ihrigen entgegen gesetzte Thorheit curirt hat. Wenn man einen Menschen der Beine von Stroh zu haben glaubt, mit bloßem Degen überfällt, daß er davonlaufen, und

 die

die Stärke seiner Beine überzeugend empfinden muß; wenn man einen, der eine Wurst an seiner Nase hängen sieht, die Nase ein wenig verwundet, und ihm zugleich eine ausgestopfte Wurst zeigt u. s. w. so kann man einen solchen Narren durch eine solche entgegengesetzte Idee zuweilen curiren. Allein, man muß auch wissen, daß solche Kuren zuweilen fehl schlagen. Marcellus Donatus erzählt ein solches Beispiel: Einer, mit Namen Vicentinus, glaubte, daß er einen so großen Leib habe, daß er nicht durch die Thür seiner Schlafkammer kommen könnte. Da nun sein Arzt einigen Leuten befahl, ihn anzufassen, und mit Gewalt aus der Thür zu bringen, schrie er, daß man ihm alle seine Gliedmaßen zerbrochen hätte, und schalt diejenigen für seine Mörder, die ihn aus der Kammer gebracht hatten. In der That machte er Ernst, und starb unmittelbar darauf.

Wenn man eine erhitzte und schwärmerische Einbildungskraft mäßigen will: so suche man die allzugroße Reizbarkeit oder Beweglichkeit des Nervensystems zu mindern, die Hitze und den Antrieb der Säfte gegen den Kopf zu verhüten. Die Diät muß gelind, und nicht erhitzend seyn. Man meide alle flüchtige reizende Dinge — lege oft Tücher mit kaltem Wasser auf den Kopf, brauche laue Fußbäder, zuweilen Aderlassen. Man meide schwulstige und schwärmerische Lektüre, hohe Poesien, erhabene Bilder, u. s. w. Man durchforsche allemal, ob

die

die Bilder sich nicht zu weit von Natur, Wahrheit, Wohlstand oder Schicklichkeit der Umstände entfernen. Man liebe das Einfache, und bemühe sich nicht, Dinge in einem höchsten Werthe vorzustellen, oder die erhabensten Ausdrücke aufzusuchen. Wenn man das Herz eines Menschen, der eine feurige Einbildungskraft besitzt mit nützlichen Empfindungen genähret hat; so wird man die herrlichsten Wirkungen seines Feuers beobachten.

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, und von den verderblichen Folgen, welche sie theils im mannbaren Alter, theils auch für das ganze übrige Leben nach sich ziehen.

Der erste Funke der Leidenschaften entzündet in den Herzen junger Leute ein Feuer, welches sie verzehrt, wenn es nicht durch die Vernunft gemäßigt wird. Nicht jedermann weiß, daß dieses Feuer oft schon seit langer Zeit im Verborgenen glimmt, und durch verabscheuungswürdige Gewohnheiten, welche ein schleichendes und höchstverderbliches Gift für die Menschheit sind, genährt wird.

Wenige nur wissen und glauben es, wie gemein und wie ansteckend diese Gewohnheiten unter den jun-

jungen Leuten aller Stände sind, wie schwer es hält sie auszurotten, und welche fürchterliche oft unheilbare Folgen sie nach sich ziehen. Desto dringender ist daher die Nothwendigkeit, die Welt hievon zu unterrichten. Ich will hier einen Beitrag zu diesem Unterricht liefern, und aus der großen Menge von Beispielen, welche mir vorgekommen sind, nur einige wenige, zu Erläuterung desjenigen, was ich sagen werde, beifügen.

Man muthe mir nicht zu, die stummen Sünden der Jugend nach ihren verschiednen Arten und Fortschritten zu schildern: ich würde nur noch einmal das Gemälde der empörendsten Schändlichkeiten aufstellen müssen, welches Tissot in seinem Buche von der Onanie und Astruc, Bienville, Zimmermann, Börner, Vogel rc. rc. in einer Abhandlung von der Metromanie und Nymphomanie zu entwerfen gezwungen waren. Diese Schriftsteller sind die vorzüglichsten unter allen, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben. Sie haben das Uebel in seinem höchsten und fast unheilbaren Grade betrachtet; ich hingegen werde es mehr in seinem ersten Anfange und in einem Zeitraum, wo noch Hülfe möglich ist, erörtern. Sie sind ihren Kranken bis in die Tiefe des Abgrunds gefolgt, um sie mit hülfreicher Hand aus dem Schlamme, worinn sie versunken waren, hervorzuziehen; meine Absicht ist die jungen Leuten, an dem Rande des

Verder-

Verderbens zu ergreifen, und zur Vernunft zurückzubringen. Jene versuchten es, ganz verdorbne und verstockte Sünder vom Wege des Lasters zurückzubringen; ich widme meine Bemühungen den unschuldigen Schlachtopfern der Verführung und des Irrthums. Jene schrieben vornemlich für Aerzte, und ihre Schriften können nur von verständigen und klugen Leuten ohne Abscheu und mit einigem Nutzen gelesen werden; ich schreibe für jedermann, besonders für Eltern und Erzieher. Ich werde mich nicht auf Umständlichkeiten einlassen, welche irgend einem meiner Leser Aergerniß geben können; indessen werde ich doch die Züge des Gemäldes stark genug andeuten, um bey denjenigen, welche das Laster noch nicht kennen, gerechten Abscheu zu erregen. Beispiele sind lehrreicher und eindringender als Raisonnements; durch sie werde ich daher vornemlich zu unterrichten suchen ohne gleichwohl den Vorhang ganz hinwegzuziehen und die Sittsamkeit zu beleidigen.

Die stummen Sünden sind unter den jungen Leuten beiderley Geschlechts außerordentlich gemein; besonders in Schulen, Collegien, Pensionen, Casernen und sonst überall wo viel junge Leute in Gesellschaft beisammen leben. Man bringt sie zusammen, damit sie durch Beispiele einander gegenseitig zur Nacheiferung anreizen sollen; aber leider sind schlimme Beispiele überall viel häufiger als gute.

Es ist mit jungen Leuten so wie mit den Früchten; es darf nur eine faul seyn, um alle übrigen zu verderben. Das Laster wird in Geheim getrieben, es schleicht im Finstern, und breitet sich oft sehr weit aus, ehe man es nur noch ahndet. Nur durch die pünktlichste Aufmerksamkeit kann es verhütet werden, und diese muß man anwenden, ehe noch ein Verdacht da ist. Sehr schwer ist es, das Laster in seinem ersten Anfang zu entdecken, aber durch Wachsamkeit kann man es voraussehen und ihm vorbeugen.

Junge Leute, welche der Selbstbefleckung ergeben sind, verlieren sehr bald ihre vorige Lebhaftigkeit und Munterkeit. Sie sind gern allein oder in Gesellschaft ihrer Mitschuldigen. Man bemerkt, daß sie immer zerstreut und in sich selbst verschlossen sind, alle gesellschaftliche Vergnügungen fliehen, öftere Bedürfnisse vorschützen, um sich aus der Gesellschaft zu entfernen, und bey der Arbeit mehr mit ihren Phantasien, als mit dem, was sie lernen sollen, sich beschäftigen. Man findet insgemein sehr bald gewisse Spuren, welche ihr schändliches Spiel verrathen. — Wo sich diese Anzeigen finden, da ist es hohe Zeit alle Maasregeln, welche die Klugheit nur angeben kann, zu ergreifen, um den Folgen des Uebels Einhalt zu thun. Vorwürfe würden hier vergeblich, Fragen unüberlegt, Strafen schädlich seyn. Das einzige sichre Mittel ist, mit der

streng-

strengsten Aufmerksamkeit über das Verhalten eines jeden zu wachen, und dabey mit einer Klugheit zu Werke zu gehen, welche Verdacht andeutet, ohne große Strenge anzuwenden. Durch Vernunft lassen sich Leute von allen Altern leiten, wenn man sie nur zweckmäßig zu benutzen versteht. Durch Gütigkeit und freundliche Vorstellungen erreicht man seinen Endzweck hier am sichersten, nur muß man dabei immer sorgfältig darauf bedacht seyn, die Einbildungskraft von den Vorstellungen, welche sie beschäftigen, abzuziehen.

So wachsam aber auch die Aufseher seyn mögen, so verbirgt sich dieses Laster doch oft hinter so undurchdringlichen Hüllen, und die Schuldigen wenden so mancherlei Kunstgriffe und Listen an, daß es unmöglich ist, das Uebel eher zu entdecken, als die es sich durch unzweideutige Merkmale von selbst offenbart. Aber auch dann, wenn es schon tiefe Wurzeln gefaßt hat, ist es zuweilen mit so sonderbaren Umständen vergesellschäftet, daß es sich den Augen derjenigen entzieht, die nicht gewohnt sind die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens zu durchspähen, und die ersten Quellen seiner Neigungen und Verirrungen aufzusuchen.

Die Fehler, deren sich viele sonst sehr geschickte und erfahrne Aerzte in solchen Fällen schuldig machen, sind so gemein, daß ich diejenigen, welche bey jungen Leuten zu Rathe gezogen werden, nicht ge-

genug warnen kann, ja nicht eher sehr wirksame Mittel zu verordnen, als wenn sie sich zuvor von den Neigungen und dem Betragen ihrer Patienten so genau als möglich unterrichtet haben. Ich werde die Wichtigkeit dieser Warnung in der Folge beweisen.

Ist das Uebel schon weit eingerissen, so giebt es sich durch folgende Merkmale zu erkennen. Die jungen Leute sind traurig, schwermüthig und niedergeschlagen; sie werden schwach, nervensiech, mager und bleich: das Gesicht verliert seine frische Farbe, und lebhaften Züge; auf der Haut fahren hier und da entzündete, schwielige oder eiterne Blattern auf: die Augen sind matt, eingesunken und blöde; die Kranken klagen über öftern Schwindel, sind beklommen, engbrüstig und keuchen bey der geringsten Anstrengung; es stellt sich ein beschwerlicher trockner Husten ein; die Stimme wird heiser; der Magen verdaut schlecht und langsam; sie haben oft unordentliche Gelüste zu ungewöhnlichen Speisen, oder Mangel an Eßlust, sind mit Blähungen, Magendrücken, Ekel, Erbrechen und Verstopfung geplagt; der Schlaf ist unterbrochen, oder sehr tief, abmattend, von geilen Träumen, welche einen häufigen sehr entnervenden Saamenverlust verursachen, begleitet; der Körper zehrt aus, alle seine Geschäfte, alle Seelenkräfte gerathen in Unordnung, und nach und nach stellen sich alle

jene

zene scheußlichen Zufälle ein, deren zahlreiches Verzeichniß und Beschreibung man bey den obenangeführten Schriftstellern nachlesen kann.

Man wird, ohne meine Erinnerung, leicht begreifen, daß nicht immer alle diese Erscheinungen bey einem jeden Patienten bemerkt werden, und daß sie nach Maasgabe des Temperaments, der Kräfte und der Gewöhnung zum Laster verschiedener Abänderungen fähig sind. Indessen sind doch immer mehrere derselben beisammen. Bey einigen leidet der Kopf, bey andern die Brust, bey noch andern der Magen, der Unterleib, u. s. w. am meisten. So wie das Uebel weitere Fortschritte macht, leiden nach und nach alle Theile des ganzen Körpers, und müssen leiden, weil der häufige Saamenverlust, und die damit verknüpften Nervenerschütterungen sie alle auf gleiche Weise angreifen und bis auf die kleinsten Fasern zerrütten, so daß der Körper nicht nur seine schönen angenehmen Formen verliert, sondern auch ekelhaft häßlich wird.

Erste Beobachtung.

Ein reicher Mann in der Provinz schickte seinen einzigen zwölfjährigen Sohn nach Paris in eine Kostschule. Dieser Knabe war bey seiner Abreise vollkommen gesund und munter, und hatte eine sehr einnehmende Gesichtsbildung, welche die glücklichsten Anlagen verkündigte. Er war zu Hause

unter seinen Mitschülern immer der geschickteste und fleißigste gewesen: auch in Paris gieng er eine Zeit lang auf dieser rühmlichen Laufbahn fort. Sein Fleiß, und seine Liebe zur Arbeit wurde immer größer, je mehr er an Kenntnissen zunahm, und erwarb ihm den ganzen Beifall seiner Lehrer. Dabey nahm seine Gesundheit nicht ab, sondern eher zu, er wurde groß, stark, und fett, indem sich sein Verstand und seine Sitten immer mehr und mehr ausbildeten, und ihn zum Muster seiner Gespielen machten. Zwey Jahr befand er sich in dieser glücklichen Verfassung. Nach Verlauf dieser Zeit fieng er an seine Munterkeit zu verlieren, bezeigte weniger Lust zur Arbeit, wurde trübsinnig und mager. Man schrieb dieses seinem vielen Sizzen und Arbeiten zu, suchte ihn daher zu zerstreuen, und ließ ihn Schauspiele und andere öffentliche Lustbarkeiten besuchen. Er wurde wieder etwas heiterer, anstatt aber zuzunehmen, zehrte er so sichtbar ab, daß man ihn nunmehr im Ernst für krank hielt. Es wurde ein Arzt gerufen; dieser muthmaßte Verstopfungen, und verordnete einige Mittel, welche aber das Uebel nicht milderten, sondern nur verschlimmerten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Ein und dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 1ten August 1795.

Nachtwandler.

Die genauern Beobachtungen, welche man vornemlich in diesem Jahrhundert über diese sonderbare Art Menschen und über das Nachtwandeln selbst angestellt hat, haben zu einer Menge der interessantesten Untersuchungen über die erstaunliche Wirksamkeit dunkler Ideen, und über die Natur des Träumens sehr viel Stoff und Gelegenheit gegeben, und die Geschichte dieser Menschen muß für den forschenden Psychologen desto wichtiger bleiben, je mehr man daraus von den Operationen des menschlichen Geistes in einem so sonderbaren Mittelzustande des Schlafens und Wachens unterrichtet und von dem geheimen Mechanismus dunkler Sensationen belehrt werden kann.

Paracelsus glaubte, der Geist der Menschen habe seine Krankheiten, wie unser Körper; so wie nun dieser, vermöge seiner materiellen Einrichtung, den Tag über den Meister über den Menschen spiele,

so thue es der Geist während der Nacht, und wenn derselbe eben nicht bey guter Laune sey; so führe er den Leib mit sich herum. Daß aber der Nachtwanderer in einem solchen Zustande keinen äußern Schaden nehme, rühre daher, weil der gute Dämon, den ein jeder Mensch bey sich habe, seinen bösen Dämon abhielte, dem Nachtwanderer Schaden zuzufügen. Hierdurch wird aber gar nicht erklärt wie es zugehe, daß ein Nachtwanderer Handlungen im Schlafe, wenigstens in einer Art Schlaf unternimmt, die man sonst nur im Wachen zu verrichten im Stande ist, daß er bey der Eingeschränktheit der schlummernden Sinne doch Handlungen und Entschlüsse verfolgt, die mit den äußern ihn umgebenden Objekten in einer genauen Verbindung stehen, daß er sogar Handlungen unternimmt, die er im Wachen nicht zu unternehmen im Stande wäre, und daß er bey aller im Traum geäußerten Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen hinterher nichts mehr von dem weiß, was er als Nachtwanderer that, wenigstens sich der Sachen nur noch wie aus einem Traum errinnert. Eben so unbefriedigend ist die Erklärung anderer Psychologen, welche den Menschen in drey Stücke zergliedern, und dem Geiste als einen Beherrscher der Seele die Verrichtungen der Nachtwanderer zuschreiben, so wie andere die Einbildungskraft allein zum Erklärungsgrunde dieser sonderbaren Erscheinung machen. Daß

die

die Einbildungskraft im Zustande des Nachtwandelens vorzüglich thätig ist, und die vornehmste Schöpferinn aller lebhaften Bilder bleibt, wornach sich der Nachtwanderer richtet, leuchtet aus allen ihren Handlungen und Unternehmungen hervor, allein es wird immer dadurch noch nicht erklärt, wie die Seele sich beym Nachtwandeln genau nach der Lage äußerer Objekte richtet, davon den nemlichen Gebrauch wie im Wachen, macht, und nach einer Ordnung von Ideen verfährt, die wir sonst selten bey Träumen bemerken.

Man hat daher versucht diesen Zustand am besten zu erklären, wenn man einen gewissen Mittelzustand zwischen Wachen und Traum annehme. Zwischen dem wachenden Zustande und dem Traum, sagen die neuern Psychologen, kann es noch erstaunlich viele Grade des Bewußtseyns und der Vorstellungen geben, und man kann unmöglich annehmen, daß der Nachtwanderer wirklich schläft, denn er verrichtet Handlungen, die nur ein Wachender verrichten kann. In jenen Mittelzuständen des Denkens und Empfindens, wozu man auch den Schlummer rechnet, kann es wieder einen Zustand geben, wo der Nachtwanderer nicht, wie im Schlaf, ganz das Gefühl äußerer Gegenstände verliert, sondern wenigstens immer noch einige dunkele Vorstellungen von den Objekten behält, die ihm umgeben. Seine Einbildungskraft ist sich also nicht

ganz allein, wie in dem gewöhnlichen Traume, überlassen, sondern sie muß sich bald mehr, bald weniger nach den Eindrücken richten, die man im Traume von äußern Gegenständen empfängt, obgleich die Einbildungskraft machen kann, daß er den empfundenen Gegenstand nicht gerade für das hält, was er wirklich ist, z. B. wenn der Nachtwanderer das Dach, worauf er reitet, für ein Pferd hält. Weil nun ferner der Nachtwanderer eigentlich nicht schläft, sondern sich in einem Zwischenzustande des Träumens und Wachens befindet, wo er eine Menge Vorstellungen von außen bekommt, so ist auch seine Errinnerungskraft grösser, als im wirklichen Traume. Im Traum ist dieselbe oft ganz ausgetilgt, und wir können den Faden nicht wieder finden, wodurch der Traum mit der wirklichen Welt zusammenhängt. Nicht so bey dem Nachtwandler. Sein Gedächtniß ist ihm viel getreuer — seine Vorstellungen werden nicht alle Augenblicke durch die Mißgeburten seiner Einbildungskraft unterbrochen, er erinnert sich sehr genau, daß seine Handlungen so und nicht anders nach der Ordnung der Dinge auf einander folgen können, weil sie im Wachen so auf einander zu folgen pflegen. Alles dieses kommt von seiner richtigen Errinnerungskraft her, und er würde sich von einem Wachenden nicht unterscheiden, wenn seine äußern Sinne nicht zum Theil verschlossen wären. Hieraus

er-

erhellet nun zur Genüge, daß sich ein Nachtwandler von einem gewöhnlich Träumenden in vielen Stükken unterscheidet. — Er besitzt eine viel deutlichere und richtigere Errinnerungskraft, als diese, und weiß vermöge derselben, seine Handlungen besser nach den Gesetzen des Denkens und der äußern Umstände einzurichten, als der wirkliche Träumende.— Er hat ferner wenigstens dunkle Empfindungen von den Objekten um ihn her, und sein feineres Gefühl vertritt bey ihm die Stelle des Gesichts ungefähr nach eben der Ideenassociation, als das letztere im Wachen bey ihm veranlaßt haben würde. Seine Organe sind also offenbar in einem wachendern Zustande, als im gewöhnlichen Traume. Die Bewegungen seines Körpers richten sich nach der vorhandenen, obgleich bisweilen ununterbrochenen Ideenfolge seiner Seele, und diese wickelt den Faden ihrer Vorstellungen fast eben so, wie im Wachen ab, nur daß sie dieß beym Nachtwandeln mehr mechanisch, als im Wachen treibt. Endlich hat die Seele den Faden ihrer Vegetationen abgesponnen — sie ist gleichsam aus ihren Traumbildern herausgeworfen, sie muß sich also von selbst wieder in die wirkliche Welt hierin finden, denn sie hat keinen Stoff mehr, neue Ideenassociationen anzuspinnen; die alten sind erschöpft; sie fängt durch das bemerkte Leere ihrer abgeschnittenen Thätigkeit an, sich wieder zu orientiren, und — wacht denn end-

sich wieder auf. Aber mit dem nun auf einmal hereinbrechenden hellen Tageslicht wirklicher, originellen Vorstellungen, die nun nichts mehr mit jenen Traumbildern gemein haben, wird die Errinerung an den gehabtem Traume, wie ein Lampenlicht durchs Sonnenfeuer gleichsam vertilgt. Der Nachtwanderer kann sich keiner verrichteten Handlungen nicht mehr besinnen, weil sie nur auf der Oberfläche der Errinnerungskraft und des Gedächtnisses hinweggleitschten. Dahingegen die wirklichen herbeyströmenden Ideen des Wachenden tiefere, lebhaftere und viel umfassendere Eindrücke mit dem Bewußtseyn, daß man sie im Wachen empfängt, veranlassen. Allenfalls bleibt in der Seele des Nachtwanderers ungefähr ein solches Nachgefühl jenes Zustandes zurück, wie wir nach einem lebhaften Traume des Morgens zu behalten pflegen.

Die Gesundheit der Nachtwandler scheint eigentlich keine Veränderungen zu leiden. Ihre Handlungen folgen mit der Leichtigkeit eines Gesunden auf einander, und ihr Zustand verdiente kaum den Namen einer Krankheit, wenn man nicht befürchten müßte, daß er sich verschlimmern könne. Der Wahnsinn scheint an das Nachtwandeln zu gränzen, und dasselbe scheint die erste Stufe jener Krankheit zu seyn. Es scheint also sehr nothwendig zu seyn, diese Krankheit zu heilen, ehe sie tiefer einwurzelt, stärker und hartnäckiger wird. Während

rend des Anfalls muß man alle Sorgfalt tragen, daß ein solcher keinen Schaden leide, und ihn nicht durch Anrufen in schon gefährlichen Unternehmungen stören. Am besten ist es, ihnen den Rückweg zu verschließen, und wenn sie an sichern Orten sind, sie aufzuwecken, zu schelten, auch wohl stark zu schlagen; doch scheint mehrere Gelindigkeit bey solchen nöthig, die zu fallsüchtigen Zufällen geneigt sind; das Anbinden an das Bette, oder ein aufmerksamer starker Wächter, sind das Beste. Ausser dem Anfalle suche man alle Ursachen, die im Schlafe reizen können, zu verhüten: hierzu dient eine gemäßigte Luft, milde, mehligte Speisen, ein weicher Leib, und überhaupt die Beförderung aller Ausleerungen. Die Abendmahlzeit sey sehr mäßig, und man gehe nicht gleich hernach zu Bette, und schlafe nicht auf dem Rücken. Eine Aderlaß ist bey Vollblütigen heilsam — ein Brechmittel hilft, wenn Unreinigkeiten im Magen sind; in welchem Falle auch Abführungen dienlich sind. Man vermeide den Wein, besonders einen Rausch, unterlasse alle starke Beschäftigungen der Seele gegen die Nachtzeit; und bediene sich öfters lauwarmer Fußbäder. Unzer verordnet ein Brechmittel von acht bis zehen Gran Rhabarber und Brechwurz, oder drey bis vier Gran Brechweinstein; ein Getränk von Gerstenwasser und Weinsteinrahm, oder Wasser mit Sauerhonig, öftere gelinde Abführungen, und zu-

letzt die Fieberrinden-Essenz, oder eine Essenz von Cascarille und Pomeranzen. Sagar der selbst ein Nachtwandler war, empfiehlt, zur Abendmahlzeit wenig zu essen, nur auf Matratzen, und nicht auf dem Rücken zu schlafen, Studiren des Abends, und den Gebrauch des Mohnsafts zu vermeiden; und zur Kur das Electrisiren, das bey einem alten Manne geholfen hat.

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, &c. &c.

Fortsezzung.

Da der junge Mensch immer kränker und schwächer wurde, so zog man noch mehrere Aerzte zu Rathe. Man dachte schon darauf eine Aderlaß und andere Mittel, welche der gefährliche Zustand des Kranken nothwendig zu machen schien, zu verordnen, als eine Magd, welche im Hause diente, den wahren Zustand der Sache aufklärte. Sie erzählte, der junge Mensch habe ihr oft gewisse Anträge gethan und dieselben mit allerley Gebehrden begleitet, welche sie überzeugten, daß er sich ihrentwillen sehr häufig geheimen Ausschweifungen überlassen haben müßte. Man fragte ihn darüber, und er gestand offenherzig und mit Reue, ohne jedoch über die

Ent-

Entdeckung seines Geheimnisses aufgebracht zu scheinen, daß er schon, ehe er nach Paris gekommen wäre, und ohne zu wissen, daß es unrecht und schädlich sey, jenes geheime Spiel getrieben hätte. In der Folge hätte er bemerkt, daß es ihm schadete, ihn an der Arbeit hinderte, und unangenehme Empfindungen zurückließe. Dieses, die Freude, Paris zu sehen und die Begierde etwas zu lernen, hätte ihn so weit gebracht, daß er weiter gar nicht daran gedacht hätte. Indessen wäre jene alte Gewohnheit, theils durch die zunehmende Stärke und Lebhaftigkeit seines Körpers, theils durch den Anblick eines jungen Mädchens, die er zufälligerweise irgendwo gesehen, und deren Reize ihm seine Phantasie immer vorgespiegelt hätte, wieder erregt worden. Er hätte fast wider seinen Willen jenes unkeusche Spiel Tag und Nacht getrieben, und davon *selbst* nicht durch die Zerstreuungen, die man ihm verschaffte, abgebracht werden können. Da er in den Zügen der Magd im Hause eine Aehnlichkeit mit dem Gegenstand seiner Liebe zu finden geglaubt hätte, so wäre er dadurch veranlaßt worden ihr verliebte Anträge zu thun, da aber diese kein Gehör gefunden, so hätte er sich, um seinen Trieb zu befriedigen, der Onanie noch mehr als vorhin überlassen. Ueberdieß hätte er häufig unkeusche Träume, welche mit Saamenergießungen begleitet wären.

Ich weiß nicht, was für moralische Mittel hier an-

angewendet wurden. Nur so viel weiß ich, daß man eine andere Heilmethode wählte. Die Arzneyen schienen das Uebel zu mindern, ohne es zu heben. Der junge Mensch wurde von seinen Aeltern wieder nach Hause geholt; man erholte sich überall Raths, ließ ihn auf dem Lande leben, und verschiedene Reisen machen, aber alles umsonst. Seine Leidenschaft verfolgte ihn überall, seine Gesundheit wurde immer hinfälliger, die Kräfte sanken, der Verstand wurde merklich schwächer, an die Stelle seiner vorigen muntern Laune trat düstre Schwermuth, und er wurde ganz hypochondrisch. Sein Leben war von nun an nur ein Gewebe von Mißmuth und Schmerzen, und nachdem er den Frühling seiner Jugend mitten unter allen Schwächen des Alters verlebt hatte, starb er in seinem sieben und zwanzigsten Jahre an der Auszehrung.

Anmerkung.

Es ist in dieser Erzählung kein Umstand, der nicht merkwürdig und wichtig wäre. — Der junge Mensch gestand, daß er das schändliche Spiel von andern ausüben gesehen und so gelernt hätte. Lag hier die Schuld an seinen Lehrern und Aufsehern? Ich zweifle. Ein wohlhabender Vater wird doch gewiß für seinen einzigen und seiner ganzen Liebe würdigen Sohn, eine recht gute Schule gewählt haben, und dergleichen giebt es ja noch immer, wo

die jungen Leute weise Aufseher und Lehrer finden. Was kann aber sonst wohl die Ursache des Uebels gewesen seyn? Die Schwäche und angeborne Sündlichkeit der menschlichen Natur, wird vielleicht ein Moralist sagen. Aber sollte nicht auch ein großer Theil der Schuld auf unsre gewöhnliche Erziehungsart fallen? Die Jugend haßt allen Zwang und doch läßt man die Kinder oft täglich sieben bis acht Stunden in düsterer Stille, bey Büchern, welche ihnen lange Weile machen, unbeweglich auf einer Stelle sitzen: die Einbildungskraft verirrt sich, die Stellung, welche sie beobachten müssen, wird ihnen lästig und bewirkt maschinenmäßig eine gewisse Bewegung in den Theilen, die dem Drucke am meisten ausgesetzt sind. Die Kinder greifen mit der Hand nach diesen Theilen; die öftere Betastung verschafft ihnen Erleichterung oder wollüstige Empfindung, sieht das irgend ein Mitschüler, so fängt man an darüber zu plaudern, jeder thut, was er von dem andern um sich sieht, und so wird das Uebel bald allgemein.

Der junge Mensch hatte bemerkt, daß ihm die Selbstbefleckung schadete und ihn am Studiren hinderte. Dieses Nachdenken war die Frucht einer stärkern Leidenschaft. Aber haben die Kinder Leidenschaften? Unstreitig und unter diesen ist die Eigenliebe bey ihnen die stärkste. Sie freuen sich, wenn sie geliebt und ihres Fleißes wegen gelobt werden.

Man

Man sehe nur die Wirkungen, welche die einzige gute Erfindung der französischen Kollegien thut, das kleine Kreuz, das man den besten Schülern der niedern Klassen als ein Ehrenzeichen anhängt. Die Kinder, welche es haben, schlafen und essen und trinken nicht, und strengen alle Kräfte, allen Fleiß an, um ihr Ehrenzeichen zu behalten. Der junge Mensch, von welchem ich hier rede, war bis zur Leidenschaft ehrbegierig. Dieses gab sich schon durch die Freude zu erkennen, welche er darüber hatte, daß man ihn auf eine bessere Schule schickte. Diese Leidenschaft würde immer lebhafter und erhielt sich bis ins mannbare Alter, wo sein feuriges Temperament eine andere Leidenschaft erweckte, die ihn zu seiner ehemaligen übeln Gewohnheit zurückführte. Diese gewann bald die Oberhand und stieg bis zur Wuth, als seine Einbildungskraft durch den Anblick eines reizenden Gegenstandes übermeistert und hingerissen wurde.

Alles dieses liegt in der Natur, aber unnatürlich sowohl als widernatürlich ist jene falsche von Vorurtheilen erzeugte Schamhaftigkeit, welche uns zwingt eine Leidenschaft zu verbergen, welche, wohl geleitet, die edelste beglückendste und nützlichste unter allen seyn würde. Steht es wohl in unsrer Gewalt, ob wir empfinden oder nicht empfinden, etwas schön oder häßlich finden, einen angenehmen Gegenstand lieben oder nicht lieben wollen? Die Leidenschaf-

schaften gehören zum Wesen des Menschen, nur das Uebermaas und die Ausschweifungen derselben sind tadelnswerth.

Hätte dieser junge Mensch offenherzig von dem Gegenstande seiner Leidenschaft gesprochen, so würde der Eindruck nicht so stark gewesen seyn, man würde darüber gelacht, gescherzt und ihn dadurch zerstreut haben; er würde von einem Hirngespinst besetzet worden seyn, welches für seinen Körper und für seine Seele ein verzehrendes Gift wurde. Hätte man den Grund seines Uebels gekannt, so würde man, anstatt Oel ins Feuer zu gießen, wie man thut, als man ihn die Schauspiele besuchen ließ, schicklichere Mittel angewendet, und ihn nicht so bloß aufs Gerathewohl und zweckwidrig behandelt haben.

Man erlaube mir hier einen sehr alten und gemeinen Mißbrauch zu rügen. Wie lange werden die Aerzte, die doch alle von dem Einfluß der Seelenkräfte und Neigungen auf den Körper überzeugt sind, dabey stehen bleiben, ihre Kranken bloß in Rücksicht auf die bloß thierischen Kräfte und Verrichtungen zu untersuchen? Man vermuthet Verstopfungen. Aber darf man denn auf bloße Muthmaßungen hin eine sehr wirksame und doch ungewisse Kurart wählen? Gesetzt aber, es wären wirklich Verstopfungen zugegen: woher rühren diese? Können sie nicht eben sowohl moralische als bloß physische Ursachen haben?

Gewiß, so lange als man den Menschen nur wie eine Maschine betrachtet, wird man immer nur eine Seite des Gemäldes erblicken, und unsre Kunst wird nicht nur allen Nutzen verfehlen, sondern auch der Menschheit schädlich und oft tödlich werden.

In dem gegenwärtigen Falle wurde die Ursache des Uebels durch die Magd entdeckt, welche, bloß durch gesunden Menschenverstand geleitet, die Schädlichkeit und Zweckwidrigkeit der angewendeten Arzneymittel bemerkt hatte. Die Aerzte schlugen nunmehr einen andern Weg ein, und das mußten sie thun: aber sie verordneten Arzneyen, und zu welchem Ende? die Ursache des Uebels war bloß moralisch, diese mußte man aus dem Wege zu räumen suchen. Der Körper forderte bloß Ersetzung des Verlusts, den er erlitten hatte, und dazu war noch Zeit. Aber wie hätte man das ohne Mittel bewerkstelligen können? Nichts war leichter als dieses. Der junge Mensch war reich, liebenswürdig, klug und geschickt; man hätte seiner erlaubten Leidenschaft kein Hinderniß in den Weg legen, obgleich auch nicht schmeicheln, und ihn eher seiner guten Wahl wegen loben als tadeln sollen. Man hätte ihn auf Reisen schicken können, wo er anfangs seinen geliebten Gegenstand vergeblich aufgesucht und dann in Erblickung so vieler andern immer abwechselnden Gegenstände Zerstreuung als das sicherste Heilmittel für seine verirrte Einbildungskraft gefunden

den haben würde. Die Veränderung der Luft und Kost, die Beschwerlichkeiten der Reise, die immerfort anhaltende Beschäftigung mit neuen Gegenständen, würden ihm nützlich geworden seyn und durch Ermüdung das Bedürfniß der Ruhe und des Schlafes herbeygeführt haben, welche die Verrichtungen der Seele und des Körpers wieder in Ordnung gebracht und die Harmonie zwischen beiden wieder hergestellt haben würden. Dieses wäre unstreitig das gewisseste Mittel gewesen, einen jungen Menschen zu retten, welcher alle Anlagen dazu hatte seinem Vaterlande künftig Ehre zu machen und ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erfindungen.

Oenometer, Weinmesser, ist ein Instrument, welches Bertholon erfand, und deswegen einen Preis von der Akademie zu Montpellier erhielt. Dieses Instrument zeigt auch dem unerfahrensten Landmanne die Zeit der höchsten Gährung des Mostes an, um sich mit dem Einfüllen aus den Kufen in die Fässer darnach zu richten. Versuche damit stehen in Roziers Journal. Febr. 1783.

Erklärung.

Mit vielem Befremden lese ich, in der vor kurzem unter dem Titel: „Die Nachtmenschen, oder moralisch medicinische Bekenntnisse eines reisenden Italiäners, ans Licht gestellt durch Felix Pantolphi, Leibarzt aus Apulien" erschienenen Schrift, daß ich dem Verfasser derselben viele Aufschlüsse über den Umsturz des Illuminatenordens, und sehr interessante und vollständige Nachrichten über Teutschlands Baadörter gegeben. Man enthält sich aller Bemerkungen, und erklärt bloß diese Aeußerung für erdichtet, da ich weder in meinem Wohnort, noch in einem Gasthause unter den erzählten Umständen einen Reisenden von der Art, wie der Verfasser erwähnter Schrift seyn will, gesehen habe.

D. Schönemann,
Isenburg-Meerholzischer Hofrath
und Landphysicus.

Meerholz,
den 20sten Julii 1795.

Medizinischer

Rathgeber.

Zwey und dreiſigſtes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 8ten Auguſt 1795.

Erfindungen.

Gewitterableiter, Blitzableiter, Wetterableiter, iſt eine ſpitzige, oben ſtark vergoldete, einen halben bis drey viertel Zoll dicke metallene Stange, die über einem Hauſe errichtet und an demſelben herab in die Erde oder in ein Waſſer geleitet wird, welche den Nutzen ſchafft, daß ſie den Blitz und die Gewittermaterie auffängt oder in ſich ſaugt und in die Erde leitet, wo ſie ſich ohne Schaden verbreitet, daher denn hierdurch Menſchen und Gebäude wider das Einſchlagen des Blitzes geſichert werden.

Da es bekanntlich meine Abſicht gar nicht iſt, eine ausführliche Geſchichte der Artikel zu liefern, deren in dieſer Schrift gedacht wird: ſo wird es auch bey gegenwärtigem genug ſeyn, nur die vornehmſten Verſuche, die zur Erfindung der Gewitterableiter beytrugen, kurz anzuzeigen.

Man will behaupten, daß ſchon Numa Pompilius (um 3269 n. E. d. W.) Gewitter habe an-

ziehen können: Tullius Hostilius († 3344) habe dieses nachmachen wollen und sey darüber vom Blitz erschlagen und verbrannt worden; doch sind mir die historischen Beweise dafür bis jetzt unbekannt geblieben. Nach andern soll auch Herodot schon erzählen, daß man den Blitz mit einer eisenen Spitze angelockt habe.

Daß man indessen frühzeitig auf Mittel gedacht haben mag, sich wider den Blitz zu sichern, ist sehr wahrscheinlich. Augustus und Severus sollen sich zu dem Ende zur Gewitterszeit mit einem Kalbfell bedeckt haben.

Um ein sicheres Mittel wider das Einschlagen des Blitzes zu entdecken, mußte man nothwendig erst wissen, daß die electrische Materie sich fortleiten, durch gewisse Körper, besonders eisene Spitzen, auffangen und ohne plötzliche Entladung ableiten lasse, daß ferner das electrische Licht kein phosphorischer Ausfluß, sondern ein wirkliches Feuer sey, welches gleich dem Blitz zünde; daß endlich der Blitz und die electrische Materie völlig einerley und nur im Grade der Stärke von einander verschieden wären. Wußte man dieses, dann konnte man es auch versuchen, die in den Gewitterwolken befindliche Electricität, gleich der durch die Kunst erzeugten Electricität, aufzufangen und ohne Schaden abzuleiten. Zu diesem für die Menschheit so heilsamen Ziele gelangte

langte man nur durch viele Versuche, unter denen folgende die vornehmsten sind.

Im Jahr 1672 wußte Otto von Guericke schon, daß sich die electrische Kraft, in einem gewissen Abstand, längst einem Zwirnsfaden fortleite und Doktor Wallis in England verglich schon zu seiner Zeit den Funken und das Knistern an electrischen Körpern mit dem Blitz und Donner.

Im Jahr 1730 machte Stephan Gray in England bekannt, daß sich die Electricität durch Drat fortpflanze und bemerkte zuerst, daß das Leuchten eines spitzigen Drats im Dunkeln die Gestalt eines Pinsels nachahme, oder daß der Drat, wenn man sich ihm mit der flachen Hand näherte, freywillig Feuerbüschel, d. i. eine Menge Strahlen ausströmte, die sich immer weiter entfernten. Eben dieser fühlte auch 1734 oder 1735 zuerst die electrische Verstärkung, wobey er auf den Gedanken kam, daß die electrische Materie mit Blitz und Donner einerley sey und demselben wohl gar gleich gemacht werden könne.

In den Jahren 1743 und 1744 zündeten der Professor Winkler in Leipzig und Ludolph in Berlin zuerst Weingeist vermittelst des electrischen Funkens an und bewiesen dadurch, was Du Fay schon behauptet hatte, daß nemlich das electrische Licht kein phosphorischer [illegible], sondern ein wirkliches Feuer sey, welches gleich dem Blitz zünde. Du Fay zeigte

 ferner

ferner, daß Metall und flüssige Körper durch Reiben nicht electrisch würden, welche Entdeckung auf den Gedanken führte, sich des Metalls zum Leiter des Blitzes zu bedienen.

1746 behauptete auch der Professor Winkler in Leipzig, daß die Blitzmaterie mit der electrischen große Aehnlichkeit habe.

Nollet entdeckte hierauf, daß eine Kleistische Flasche ihre ganze Electricität stillschweigend nach und nach verlor, wenn man ihren Hacken eine eisene Spitze entgegen hielt und schloß hieraus, daß die eisenen Spitzen, wenn sie in den electrischen Dunstkreis kommen, nach und nach die Electricität in sich saugen und sie ableiten, ohne daß es leicht zu einem Schlag oder zu einer plötzlichen Entladung kommt.

Jetzt wurde man auch auf die Lichtflammen aufmerksam, die sich zuweilen an spitzigen, besonders eisenen Körpern zeigten. Schon die Alten hatten bemerkt, daß sich bey Stürmen auf der See um die Spitze der Mastbäume ein Licht zeige, welches sie, wenn es einfach war, Helena, wenn es aber doppelt war, Kastor und Pollux nannten. Aehnliche Flammen bemerkte man jetzt an den Thurmspitzen. Zu Plauzat in Auvergne hatte man schon seit langen Zeiten an dem eisenen Kreuze des Glockenthurms zur Gewitterszeit ein Licht bemerkt und der Blitz hatte in der dortigen Gegend sehr selten eingeschlagen. Der Professor Winkler in Leipzig erfuhr ferner

ner von einem seiner Freunde, daß sich auf einem von den Thürmen desjenigen Schlosses, welches zwey Stunden von Naumburg liegt, zur Gewitterszeit auf dem Thurmknopfe gar oft eine Flamme zeige, und so oft man diese Flamme erblickte, war man sicher, daß es nicht einschlug. So bemerkte man auch am zweyten Februar 1749 Abends nach 6 Uhr an dem Eisenwerk des Thurms zu St. Petri, in Nordhausen, lichte Flammen. Man hielt diese Erscheinungen für electrisches, mit dem Blitz gleichartiges Feuer und schloß, daß spitzige, besonders eisene Körper, dasselbe an sich zögen, einsaugten und ableiteten, weil es an solchen Orten gar nicht oder doch nur selten einschlug.

Im Jahre 1752, welches man für den Zeitpunkt annimmt, in welchem die Gewitterableiter erfunden wurden, machte man sehr viele Versuche in der Electricität, von denen ich jedoch nur die wichtigsten anführen darf.

D' Alibard wollte Versuche über die Luftelectricität anstellen und ließ nach Büffons Beyspiele (der aber keine Wirkung von seinem Apparat zu sehen bekam) im Jahr 1752 zu Marly-la-Ville eine 40 Fuß hohe und einen Zoll dicke, oben zugespitzte und vergoldete eisene Stange, die unten nach einem spitzigen Winkel in zwey Arme gebogen war, in seinem Garten aufrichten. Man befestigte sie mit drey Stäben und isolirte sie mittelst seidener Schnüre

und eines Glasgestelles. Am 10ten May desselbigen Jahres äusserten sich schon die ersten Wirkungen der Gewitterelectricität an dieser Stange, indem electrische Funken aus derselben hervorbrachen, wenn man sich ihr mit der flachen Hand zur Gewitterzeit näherte.

Romas bemerkte zu Nerac, in der Landschaft Bezadois, ebenfalls, daß die eisenen Stangen bey einem Gewitter electrisch wurden, wovon ihn zwey daran angebrachte Glöckchen benachrichtigen, die durch das electrische Anziehen und Zurückstoßen einen Klang von sich gaben.

Der Abt Nollet zu Paris legte eine 18 Fuß lange blechene Röhre auf seidene Schnüre horizontal in sein Fenster, so, daß die Röhre halb außer und halb in dem Zimmer war. Sobald es nun nur ein wenig blitzte und donnerte, wurde die Röhre so stark electrisch, daß man damit das Kleistische Experiment machen konnte. Er nahm wahr, daß die Kraft der Electricität aufhörte, so bald der Donnerschlag geschah, aber wieder kam, wenn es blitzte ohne zu donnern. Nollet äußerte daher, daß man sich, wenn die Electricität zum Grunde gelegt würde, von dem Gewitter eine weit richtigere Vorstellung, als bisher, würde machen können.

Zu Brüssel errichtete man auf einem Hause eine eisene Stange, an deren Spitze man, so oft eine Gewitterwolke darüber hinzog, einen Feuerstrom,

wie

wie einen Büschel erblickte. Näherte man sich der Stange mit einem Finger: so fuhren Funken mit entsetzlichen Schlägen heraus. Einige Secunden vor dem Donnerschlage verschwand der feurige Büschel und man konnte keinen Funken mehr aus der Stange locken; aber kurz nach dem Donnerschlage zeigte sich das Feuer wieder und einige wollen gesehen haben, daß es in der Figur einer Spirallinie um die Stange heruntergefahren sey. Die Spitze der Stange war also gleichsam ein Kanal, durch den das Luftfeuer allmälig durchfloß.

So viele wichtige Beobachtungen und Entdekkungen mußten erst gemacht werden, ehe Benjamin Franklin (geb. 1706 zu Boston in Neuengland, gest. 1790 zu Philadelphia) die Sache zu mehrerer Gewißheit brachte. In den Jahren 1747. 1748 und 1749 schrieb er seine Nordamerikanischen Briefe an Herrn Collinson in London, worinn er erklärte, daß der electrische Strahl mit dem Blitze große Gemeinschaft habe, daher auch einige das Jahr 1749 für den Zeitpunkt der Erfindung der Gewitterableiter annehmen. Die, welche diese Erfindung in das Jahr 1752 setzen, berufen sich darauf, daß Franklin erst in diesem die Natur des Blitzes aus Erfahrungen und Versuchen erklärt habe, unter denen besonders der folgende merkwürdig ist. Er nahm im Junius 1752, zu einer Zeit, wo sich ein Gewitter am Himmel zeigte, einen fliegenden Drachen

von Papier, setzte einen spitzigen Drat darauf und ließ ihn an einer hanfenen Schnur aufsteigen, die er unten an einem Schlüssel und nachher an einer eisenen Stange, die in Seide hieng oder auf gläsernen Füßen ruhete, befestigte. Als der Drache der Gewitterwolke nahe kam, saugte er die Gewittermaterie ein, die Hanfschnur leitete sie herab und die eisene Stange oder der Schlüssel fiengen an leichte Körper anzuziehen, wie auch Feuer und Knall von sich zu geben, so bald man daran rührte. Hierdurch wurde Franklin in der Meynung bestärkt, daß der electrische Strahl mit dem Blitz einerley Natur habe, daß beide nur im Grade der Wirkung verschieden wären, welches denn auch kein Wunder sey. Alle diese Umstände zusammengenommen brachten ihn auf die Vermuthung, daß man sich, durch Aufrichtung zugespitzter metallener Stangen, wider das Einschlagen des Blitzes sichern könne. Hierauf richtete man in Frankreich und andern Ländern auf den Thürmen eisene Stangen auf, an denen man zur Gewitterszeit freywillige Funken bemerkte. Unten andern machten die Herren Verrati, Materucci, Marini, Borelli und Pagannuzzi am 27sten Julii 1752, auf dem Observatorio zu Bologna, wo man auch eine eisene Stange aufgerichtet hatte, folgende Beobachtung: als der eine von ihnen die eisene Stange mit der rechten Hand, der andere aber mit beiden Händen die Kette hielt und ein dritter sich

mit der Hand über die seidene Schnur stellen wollte: so erschien ein heller Lichtkegel, alle drey empfiengen einen gewaltigen Stoß und es erfolgte ein großer Knall, den man unten für einen Donnerschlag hielt. Franklin brachte nun eine eisene Stange in seinem Zimmer an und hieng Glöckchen daran, welche läuteten, so bald eine Gewitterwolke über seinem Hause hinzog, wodurch er allemal erinnert wurde, Versuche zu machen. Dieses ahmte der Professor, Georg Wilhelm Richmann, in Petersburg nach, begieng aber den Fehler, daß er den eisenen Drat nur bis in die Mitte seines Zimmers fortführte, welches die Ursache seines Todes wurde. Am 6ten August 1753, Mittags nach 12 Uhr, wollte er, als eben eine Gewitterwolke aus Norden aufstieg, Beobachtungen über die Luftelectricität machen. Er befand sich mit seinem Freund, Herrn Sokolow, in einem 4 Schritt breiten und 16 Schuh langen Gange, der gegen Norden einen Eingang und gegen Süden ein verschlossenes Fenster hatte. In der Mitte der Gangwand war eine Thür, die in ein Nebenzimmer führte, dessen Fenster offen stand. Vom Dache des Hauses hatte er einen eisenen Drat durch den Eingang des Ganges unter der Decke hingeleitet, der an einer einen Finger dicken und einen Fuß langen Eisenstange befestiget war, deren Untertheil, an dem ein kleines zum Theil mit Messingspänen gefülltes Glas angebracht war, senk-

recht ins Zimmer herabhieng. Richmann stand einen Fuß weit von dieser Stange, ohne etwas zu berühren, als Sokolow einen weißlichtblauen Feuerball, von der Größe einer Faust, aus der Stange gegen die Stirne des Professors fahren sah, welcher sogleich, ohne einen Laut von sich zu geben, rücklings, über einen hinter ihm stehenden Kasten, gegen die Wand fiel und todt blieb. Es erfolgte schnell ein Knall und der Gang wurde mit Dampf angefüllt. Da man hieraus nichts anders schließen konnte, als daß der Drat den Blitz vom Dache des Hauses durch den Gang in die Stange geleitet habe: so wurde dadurch nicht nur völlig entschieden, daß sich der Blitz, wie die electrische Materie, durch eisene Spitzen auffangen und durch einen Drat fortleiten lasse, sondern daß er auch, gleich dem electrischen Funken, aus der Wolke auf den nächsten Gegenstand fahre, der mehr oder weniger electrisch ist, als die Wolke selbst und daß also das Gewitter nichts anders, als eine Folge des in den Wolken vorhandenen Ueberflusses oder Mangels der Electricität sey. Vorher hatte man schon viele Versuche mit eisenen Stangen auf den Gebäuden gemacht, jetzt aber errichtete Franklin den ersten förmlichen Gewitterableiter in Nordamerika. Der Kaufmann West in Philadelphia hatte einen solchen auf seinem Hause, den der Blitz mehrmals traff, ohne dem Gebäude zu schaden, und dem Herrn Bartholom

ge=

gebührt die Ehre, in Paris den ersten Blitzableiter errichtet zu haben.

Es scheint indessen doch nicht, daß diese Erfindung vorher der Menschheit ganz unbekannt gewesen sey, wie man aus folgender Nachricht vermuthen kann. Herr Johann Baptista Cataneo aus Bünden sah zu Nowgorod auf vielen Thürmen lange metallene Ketten, die oben am Kreuze befestigt waren und den Ecken nach bis über die Mauern, an vielen Orten auch nur so weit das Dach reichte, herunterhiengen. Der abergläubische Russe verehrt diese Ketten als eine Art Heiligthümer, Herr Cataneo aber erkennt solche für nichts anders, als für Blitzableiter, die daselbst schon lange vor Franklins Erfindung in Gange gewesen seyn müßten.

Herr von Saussüre in Genf macht sehr einfache Blitzableiter. Er setzt auf die Wetterfahne oder auf den Schornstein des Hauses eine 10 bis 12 Fuß hohe eiserne Stange, von deren unterm Ende ein aus dreyfachem Messingdrat zusammengeflochtener Strick dicht an dem Gebäude herabläuft und an einen feuchten Ort, den man mit einer kleinen Einfassung umgiebt, in die Erde geleitet wird. Jeder von den drey Dräten, woraus der Strick gemacht wird, hat die Dicke eines Federkiels.

Herr Doctor Ludwig in Leipzig und Herr Achard in Berlin entdeckten zuerst, daß eine einzige eisene Spitze mehr ableite, als eine ganze Menge derselben

neben

neben einander, und 1785 machte Herr Helfenzrider einen Vorschlag zur Verbesserung der Blitzableiter bekannt.

Herr Boyer=Brun erfand einen an Blitzableiter anzubringenden Electricitätszeiger, der die Gegenwart der Gewittermaterie im Blitzableiter durch einen Warnungsschuß anzeigt.

Neuerlich hat man auch den Vorschlag gethan, mit den Blitzableitern auf den Thürmen Löschmaschinen zu verbinden, damit man, wenn ja ein Strahl zünden sollte, gleich desto bequemer löschen könne.

Auch Herr von Marum hat sich um die Verbesserung der Blitzableiter dadurch kein geringes Verdienst erworben, daß er die ersten Versuche machte, um den Grad des Leitungsvermögens verschiedener Metalle unter einander zu bestimmen. Seine Versuche stimmen genau mit den Brokeschen überein.

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, 2c. 2c. (Fortsetzung.)

Zweyte Beobachtung.

Der einzige Sohn eines guten Hauses, dessen Erziehung sehr vernachläßigt worden war, verlor seine Mutter, deren Liebling er gewesen war, in einem Alter von neun Jahren. Man eilte, ihn auf eine Schule zu schicken, um das einzuholen, was bisher ver-

verabsäumt worden war. Er war vollkommen gesund, groß und stark. Sechs Monate brachte er in der Pension zu, ohne daß man eine Veränderung seiner Gesundheit bemerkte. Nach Verlauf dieser Zeit fieng er an, mager zu werden, ob er gleich immerfort seine vorige gute Eßlust beibehielt, und seine Verrichtungen wie vorhin abwartete. Man glaubte Anfangs, es wäre die Folge des Wachsens, da er aber immer magerer und doch nicht größer wurde, so schob man alle Schuld auf die Veränderung der Lebensart, und auf den Zwang, welcher dem jungen Menschen lästig würde. Ein Arzt, den man zu Rathe zog, muthmaßte Würmer und behandelte ihn nach dieser Voraussetzung. Allein der Patient verfiel immer mehr und mehr; es zeigte sich ein Fieber, und ein trockner Husten welcher nichts Gutes versprach. Der Vater nahm ihn wieder zu sich, um ihm unter seinen Augen bessere Pflege zu verschaffen. Man hatte bemerkt, daß er oft Naturbedürfnisse vorschützte und immer lange auf dem Abtritte blieb. Dieses gab Verdacht, man merkte genauer auf, und ertappte ihn endlich auf der That. Auf die Frage, wie und bey welcher Gelegenheit er dieses Spiel gelernt hätte, antwortete er, er hätte es bey seinen Mitschülern gesehen, und fühle immer ein Jücken an den Schamtheilen, welches ihn dieselben zu reiben nöthige.

Da man nunmehr die Ursache des Magerwer-

dens und der ganzen Krankheit kannte, so ergriff man alle mögliche Maasregeln um derselben zu steuern. Man gab ihm einen alten treuen Bedienten zu, welcher ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen durfte. Allein so wachsam dieser auch war, so sah er sich doch sehr oft hintergangen, denn wenn er nur den Rücken kehrte, so fieng der Knabe sein gewohntes Spiel wieder an, und ließ sich zuletzt nicht einmal durch die Gegenwart seines Aufsehers davon abschrecken. Alle Vorwürfe, Ermahnungen und Drohungen waren vergeblich. Man mußte zu Zwangsmitteln schreiten. Die Hände wurden ihm eingewickelt, allein das hinderte ihn doch nicht, jene schmutzige Handlung in der Nacht auszuüben. Man band ihm endlich die Hände mit Bändern, deren anderes Ende der Bediente hielt, um auf diese Art, alle Bewegungen seines Pflegbefohlnen bemerken zu können. Am Tage legte man ihm eine Hosenhebe an, von deren Achselbändern auf jeder Seite ein Riemen herabgieng, womit der Vorderarm befestigt wurde, so daß er die Hände nicht tiefer als bis unter die Brust herabführen konnte.

Durch viele Sorgfalt, Aufmerksamkeit und anhaltende Mühe brachte man es endlich so weit, daß der Knabe sein schädliches Spiel wo nicht ganz verlernte doch wenigstens seltner ausübte. Er erholte sich ein wenig und wuchs ziemlich schnell in die Länge, ohne jedoch nach Verhältniß seines Wachsthums

stärker zu werden. Indessen zeigten sich im dreyzehnten Jahre die Merkmale der Mannbarkeit. Man verdoppelte die Aufmerksamkeit und strenge Aufsicht auf ihn in diesem kritischen Zeitpunkte, und endlich war man so glücklich ihn durch vernünftige Vorstellungen zur Enthaltsamkeit zu bewegen. Doch blieb er aller Mittel ungeachtet, die er anhaltend fortbrauchte, immer schwach und kränklich. So sah ich ihn noch in seinem neunzehnten Jahre, als er meinen Rath verlangte. Ich verordnete ihm weiter nichts, als gute Diät, kalte Bäder, Reisen und anhaltende aber doch gemäßigte Bewegung.

Anmerkung.

Auch hier baute der erste Arzt auf bloße Muthmaßungen. Allerdings sind die Zufälle der Wurmkrankheiten oft sehr zweideutig und ungewiß; indessen findet man doch immer einige, welche den Arzt auf die rechte Spur leiten können. Hier aber waren gar keine solchen Zufälle zugegen, und konnten auch gar nicht da seyn, weil die Krankheit ganz verschiedener Art war, und weil überhaupt die Zufälle, die von Selbstbefleckung entstehen, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Wurmzufällen haben, das Uebel müsse denn schon tief eingewurzelt seyn, und die Nerven sehr angegriffen haben. Hier aber war es noch neu. Alle Mittel wurden daher nur blindlings und aufs Gerathewohl gebraucht, und was konnte

man sich da für Nutzen von ihnen versprechen? Die Krankheit wurde nur schlimmer und alle Zufälle gefährlicher. Das Fieber und der Husten waren von übler Vorbedeutung, denn sie kündigten eine anfangende Rückendarre (Phthisis dorsalis) an. Weit sicherer würde man gegangen seyn, wenn man gar nichts gethan, gar kein Mittel gebraucht hätte. Ich will nichts von den nachher verordneten Arzneien sagen; denn ich weiß nicht, wie sie beschaffen gewesen sind. Indessen kann ich sie doch überhaupt nicht billigen, weil ich überzeugt bin, daß man, wenn die Eingeweide gesund sind, gar keine Arzneien brauchen darf, und daß auch die unschuldigsten hier unnütz oder gar schädlich sind, und zur Ausrottung einer bösen Gewohnheit nichts vermögen.

Die Maasregeln welche man ergriff um den Knaben zu Unterlassung seines Spiels zu zwingen, scheinen sehr gut gewählt gewesen zu seyn: aber waren sie es auch wirklich, waren sie nicht der Absicht, welche man erreichen wollte, gerade entgegengesetzt? Wie konnte man die Einbildungskraft von einer Gewohnheit abziehen, an welche alles unablässig erinnerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Drey und dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 15ten August 1795.

Erfindungen.

Gifte sind alle diejenigen Dinge, die, wenn auch die Dosis davon gering ist, demohngeachtet, sobald sie in den Körper der Menschen und Thiere eindringen oder sich mit den Säften und dem Blute vermischen können, den Tod nach sich ziehen. Es hat zwar Menschen gegeben, deren Natur sich auch an die Gifte gewöhnte, welches die Beispiele des Thrasyas aus Mantinea und des Eudemus aus Chius beweisen, die beide ganze Hände volle Elleborus oder Nießwurz assen, ohne daß solches ihnen schadete; allein dieses sind nur äußerst seltene Fälle.

Man theilt die Gifte in natürliche, die keiner Zubereitung bedürfen, und in künstliche, die besonders zubereitet werden müssen: ferner in schnellwirkende und in schleichende, welche letztere erst nach einer gewissen Zeit, die man sogar vorher bestimmen kann, den Tod verursachen. Die, welche

Gifte zu schändlichen Absichten bereiten, werden Giftmischer genannt.

Die Menschen lernten die Sachen, welche der Gesundheit und dem Leben nachtheilig sind, eben sowohl als die, welche die verlorne Gesundheit wieder herstellen, nach und nach aus Erfahrungen kennen. Man merkte sich jene sowohl als diese und nur boshafte Menschen wandten die erstern zuweilen zum Verderben anderer an, welches aber doch schon in sehr alten Zeiten geschah. Hekate, die viele giftige Kräuter kannte, soll schon Gifte gemischt haben; noch weiter darinn brachten es ihre Töchter, nemlich Medea, die zur Zeit des Argonautenzugs berühmt war, und, um den Tod ihres Bruders zu rächen, ihren Vater mit Gift vergeben haben soll, und Circe, die zur Zeit des Ulysses oder um 2790 lebte und ihren Gemahl, der ein König in Sarmatien war, mit Gift vergab.

Die Erbitterung, welche mit der Führung der Kriege verbunden zu seyn pflegt, verleitete die Menschen auch frühzeitig dazu, die Waffen zu vergiften. Ilus Mermerides verweigerte dem Ulisses das Gift zur Vergiftung der Geschosse und von den Scythen weiß man, daß sie ihre Pfeile in Viperngift und Menschenblut tauchten, wowider kein Mittel half.

Bey den Atheniensern war schon frühzeitig ein Gesetz gegeben, daß der Areopagus, ihr ältester Gerichtshof, diejenigen verurtheilen solle, welche an-

andere mit Gift vergeben hätten; doch behielt sich die Obrigkeit selbst vor, das Gift als Todesstrafe anzubefehlen, daher Sokrates 3584 Schierlingsgift trinken mußte.

Auch die schleichenden Gifte waren den Alten frühzeitig bekannt. Theophrast erzählt, daß aus der Pflanze Aconitum ein Gift bereitet werde, welches, wie man es haben wolle, nach zwey oder drey Monaten, auch wohl erst nach einem oder zwey Jahren, wirke. Thrasyas aus Mantinea erfand auch schleichende Gifte, die er aus den Säften der Pflanzen bereitete, in welcher Kunst ihn noch sein Schüler Alexias übertraf.

Ein solches schleichendes Gift ließ Philipp von Macedonien dem Sicyonier Aratus beybringen, woran er im dritten Jahr der 143. Olympiade starb. Sein Sohn, der ebenfalls ein solches Gift empfangen hatte, wurde dadurch der Sinnen beraubt. Pyrrhus sollte zweymal mit Gift vergeben werden; das erstemal vom Neoptolemus, das zweytemal gegen 3710, von seinem Leibarzt. Gegen 3740 brachten die Carthaginenser dem M. Attilius Regulus ein langsames Gift bey.

Zu Rom war der Gebrauch der schleichenden Gifte schon im Jahr 544 n. E. d. St. R. oder 3774 n. E. d. W. d. i. fast 200 Jahre vor Christi Geburt üblich; denn in diesem Jahre, wo M. Claudius Marcellus und C. Valerius das Consulat ver-

walteten, wurde daselbst die erste gerichtliche Untersuchung wegen einer Vergiftung angestellt. Es starben nemlich unvermuthet viele vornehme Männer des Staats fast auf einerley Art. Die Aehnlichkeit der Todesart verursachte Aufmerksamkeit und eine Magd verrieth endlich, daß alle diese Männer von ihren eigenen Weibern getödtet worden wären, welche sich durch gewisse Matrosen ein Gift hätten bereiten lassen, womit sie sich ihrer Männer entlediget hätten. Die Patricierinnen Cornelia und Sergia, welche eingezogen wurden, behaupteten zwar, daß das, was sie ihren Männern gegeben hätten, heilsame Arzneyen gewesen wären, als sie aber solche auf Befehl der Richter selbst trinken mußten, starben sie beyde daran. Hierauf wurden noch 170 Frauen wegen Vergiftung der Männer eingezogen und verurtheilt.

Im Jahr 776 n. E. d. W. wurde Drusus, auf Anstiften seiner Gemahlin Livia und ihres Buhlers Sejan, von seinem Leibarzt Eudemus durch ein schleichendes Gift hingerichtet, damit das Volk glauben möchte, er sey an einer Krankheit gestorben. Nicht besser gieng es dem Kaiser Claudius, der von seiner Gemahlinn Agrippina mit einem Gifte hingerichtet wurde, welches die berüchtigte Giftmischerin Locusta bereitet hatte. Auch Titus soll mit dem Gifte des Meerhasens hingerichtet worden seyn.

Un-

Unter den schleichenden Giften die man in neuern Zeiten erfand, ist das Toffanische Wasser, aqua della Toffana, acquetta di Napoli, eins der schrecklichsten, welches seinen Namen von der Erfinderin, Toffania, erhielt, die anfangs zu Palermo, nachher aber zu Neapel lebte und dasselbe anfänglich unter dem Namen: Manna des heiligen Nicolaus von Bari, in kleinen gläsernen Fläschgen, denen sie bey Versendungen das Bild dieses Heiligen beylegte, verkaufte. Die Ursache, warum sie dasselbe unter dem Namen, Manna des heiligen Nicolaus von Bari verkaufte, war folgende: man glaubt in der dortigen Gegend, daß aus dem Grabe des heiligen Nicolaus zu Bari ein Wunderöl fließe, welches für allerley Krankheiten gut sey und genanntem Heiligen zu Ehren unter seinem Namen verkauft wird. Toffania hielt dafür, daß sie für ihr Gift keine sicherere Firma wählen könnte, um bey Versendung desselben keine Untersuchung befürchten zu dürfen. Gegen 1709 erfuhr die Obrigkeit die Giftmischerey dieser Weibsperson und bemühete sich, derselben habhaft zu werden; allein Toffania floh von einem Kloster ins andere, wo sie auch Schutz fand, und 1730 soll sie noch zu Neapel gelebt haben. Indessen versichern Pitaval und le Bret, daß der Vicekönig, General Thaun, sie noch mit Gewalt aus dem Kloster habe wegnehmen und erdrosseln lassen; um aber die Geist-

lichkeit, die darüber Lärm machte, zu besänftigen ließ er den Körper der Toffania des Nachts wieder in den Hof des Klosters werfen, aus dem man sie weggenommen hatte.

Glas.

Glas ist ein durchsichtiger, spröder, unauflöslicher, schmelzbarer Körper, der aus Sand, Kiesel, Quarz, Schlacken, Flint- oder Feuersteinen, calcinirten Crystallen, Kreide, Gypse, Kalk, Knochen, Borax, aus mineralischen feuerbeständigen, wie auch aus vegetabilischen Alkali, als Asche, Pottasche, ferner aus unreinem Salpeter und Kochsalz, wie auch aus Glötte, Menning, Massicot u. a. m. durch Schmelzen vermittelst des Feuers bereitet wird.

Die Alten schreiben die Erfindung des Glases den Phöniziern zu und nennen uns das Ufer des Flusses Belus, der am Fuße des Bergs Carmel und zwar auf der nördlichen Seite desselben, aus dem Sumpfe Centevia entspringt, als den Ort, wo es zuerst erfunden wurde. Gedachter Fluß hat an seinen Ufern einen feinen Sand, den nach einigen das Meer dahin wirft; andere aber behaupten, daß dieser mit Vitriol vermischte Sand, von den um den Fluß herum liegenden Bergen, in die Tiefe des Thals herabgewehet werde, wo er andere Mineralien, die er berühre, in Glas verwandele. Genug, daß der Sand an dem Ufer dieses Flusses die

vorzüglichste Veranlassung zur Erfindung des Glases gab. Phönizische Kaufleute, die Salpeter auf ihrem Schiffe führten, landeten nicht weit von Sidon an dem einen Ufer des Flusses Belus. Hier wollten sie sich ihr Essen bereiten und da es ihnen an großen Steinen fehlte, um ihre Kessel höher zu setzen: so nahmen sie statt derselben von ihrer Schiffsladung große Stücken Salpeter, welche sie auf den Sand legten und ihre Kessel darüber setzten. Der Salpeter gerieth hierauf in Brand, das Feuer vermischte denselben mit dem feinen Sande und als die Flamme verlosch, zeigte sich eine flüssige durchsichtige Masse, welche die Grundlage des Glases wurde. Man arbeitete dieser Anweisung des Zufalls weiter nach, mengte bald den Magnet, wie auch glänzende Steinchen und Muscheln, die man vorher brannte, darunter, bis man die vollkommene Bereitung des Glases lernte.

Merret behauptet zwar, daß diese im Plinius vorkommende Geschichte von der Erfindung des Glases ein Mährchen sey; allein er hat hierzu keine triftigen Gründe.

Die Zeit, in welcher das Glas erfunden wurde, ist nicht bekannt. Plinius sagt bloß, daß das Thal durch welches der Fluß Belus fließt, schon seit vielen Jahrhunderten den Sand zum Glase geliefert habe, ohne dadurch erschöpft zu werden. Die älteste Spur des Glases findet man im Hiob, der es

Sechuchith nennt und ihm seinen Rang neben dem Golde giebt. Bisweilen wurde es gar noch höher, als Gold geschätzt. Diejenigen irren also wohl, welche das tausendste Jahr vor Christi Geburt, d. i. ohngefähr 2983 n. E. d. W., als den Zeitpunkt der Erfindung des Glases annehmen, da Hiob sicher viel älter ist. Goguet setzt ihn in die Zeiten Jacobs, der 2237 n. E. d. W. nach Egypten kam; die neueren Ausleger hingegen behaupten, daß das Buch Hiob vom Moses geschrieben worden sey, der schon 2453 berühmt war. Da also das Glas wenigstens zu Moses Zeiten schon bekannt war: so kann man den Zeitraum von 2237 bis 2254 n. E. d. W. für die Zeit der Erfindung desselben annehmen.

Zuerst wurden die Sidonier im Glasmachen berühmt, von welchen diese Kunst zu den Egyptiern kam, die dieselbe zu mehrerer Vollkommenheit brachten, das Glas durch Blasen bildeten, ihm auf einem Drehstuhle seine Gestalt gaben, und es auch schnitten. Als Egypten eine römische Provinz wurde, lernte man die egyptischen Glasarbeiten auch in Italien kennen. Cicero ist der erste, der ihrer unter den aus Egypten kommenden Waaren gedenkt. Marcus Scaurus ließ zur Zeit des Pompejus einen Theil der Scene der Schaubühne aus Glas machen; ob aber diese Arbeit in Rom verfertigt wurde, ist ungewiß. Man hält dafür, daß die Römer erst unter dem Tiberius die Bereitung des Gla=

Glases lernten und auch geraume Zeit nachher mußte man dasselbe noch nicht in Menge im römischen Gebiete verfertigen, weil noch Aurelianus den Egyptiern auflegte, statt des jährlichen Tributs eine Anzahl Gläser zu liefern, wie Vopiscus versichert.

Zu des ältern Plinius Zeit gabs auch schon in Gallien und Spanien mehrere, die die Glasmacherkunst trieben.

Plinius, Dio Cassius, Petronius und andere, gedenken noch der besondern Erfindung eines dehnbaren Glases; obgleich mehrere Naturforscher die Wahrheit dieser Erfindung in Zweifel ziehen: so wird es doch nicht zweckwidrig seyn, hier einige Nachricht davon zu geben.

Ein Künstler zu Rom, der einen Bau geschickt vollendet hatte, wurde zwar vom Kaiser Tiberius reichlich dafür beschenkt, aber auch zugleich aus Neid und Eifersucht von ihm aus Rom verbannt. In seinem Exil erfand er eine Mischung von Glas, welches eine solche Festigkeit hatte, daß es eben so wenig als Gold oder Silber zerbrach, aber doch dehnbar und biegsam war, daß es sich wie ein Metall hämmern und schmieden ließ. Er machte daher von dem reinsten Glase dieser Art einen Becher, den er dem Thiberius schenken wollte, der Hoffnung, daß dieser ihn wegen der gemachten Erfinfindung wieder begnadigen würde. Nach Vollendung seines Werks reisete er also nach Rom und

überreichte dem Tiberius das Geschenk, der es bewunderte und annahm. Um die Bewunderung der Anwesenden in Erstaunen zu verwandeln und sich ganz die Gnade des Kaisers zu erwerben, nahm der Künstler den gläsernen Becher, den Tiberius eben aus der Hand gesetzt hatte, und warf ihn mit aller Gewalt wider die Erde. Der Becher zerbrach nicht, sondern wurde nur verbogen; der Kaiser und die Anwesenden staunten, der Künstler aber brachte unter seinem Kleide einen kleinen Hammer hervor, hob den Becher auf und gab ihm, gerade so wie einem metallenen Gefäße, durch öftere Schläge mit dem Hammer die gehörige Gestalt wieder. Tiberius fragte, ob diese Kunst mehreren bekannt sey? Nein! erwiederte der Künstler. Hierauf befahl der Kaiser, diesem Manne sogleich den Kopf abzuschlagen und auch seine Werkstatt zu zerstören, damit die Kunst nicht bekannt würde und etwa dem Golde, Silber und andern Metallen ihren Werth benehmen möchte.

Das Mittel, dem Glase seine unangenehme grüne oder bläulichte Farbe zu benehmen, indem man der Fritte, d. i. der Mischung von Kiesel, Gipsstaub u. a. m. etwas Braunstein zusetzet, sollen die Italiener zuerst erfunden haben und unter diesen nennt man besonders die Venetianer als die ersten, welche vollkommen weißes Glas verfertigten und es glatt poliren konnten.

Das Kronenglas ist ein Tafelglas, das aus gros-

großen runden Scheiben besteht, die oft einige Schuh im Durchmesser haben. Man breitet die Menge Glas durch das Blasen so weit aus, daß die noch zähen Scheiben im Kreise herumgeschwenket und zuweilen in eine mit glühender Asche angefüllte Grube gehalten werden. Der Mittelpunkt, wo sie an die Pfeife befestiget gewesen sind, ist dicker, convex und wird die Galle genannt. Dieses Stück schneiden die Glaser aus und setzen es in die Laternen. Die Franzosen sagen, Philipp de Çaquerai ecuyer, Sieur de Saint Immes, habe diese Arbeit, welche sie plats de verre en boudine nennen, im Jahr 1330 erfunden.

In England wurde auf Antrieb des Herzogs von Buckingham 1673 das erste Tafelglas zu Spiegeln und Kutschfenstern gemacht. Feines Glas machte man daselbst erst 1683.

Das Giesen der Glastafeln erfand der Franzos Abraham Thewart 1688.

Das Flintglas, welches schmelzbarer, schwerer, dichter, zäher, glätter, wie auch etwas gefärbt ist und beym Schleifen nicht leicht springt, erhält man, wenn die glasartige Erde mit einem Bleykalk vermischt wird. Der Engländer Ravenscroft soll es zuerst haben verfertigen lassen.

Dübois erfand einen Vortheil, der bey dem Glasmachen beträchtliche Erleichterung verschafft. Er brachte bey der Glasmanufaktur zu Saint Gobin, nicht

nicht weit von Laon, ein Rad an, welches sich bey jedem Wind drehet und wodurch die Maschine, die die Materien stößt, woraus das Glas bereitet wird, weit mehr Arbeit und zwar mit viel geringern Kosten verrichtete.

Die verloren gegangene Kunst der Alten, das Glas so hart zu machen, daß es sich wie ein Diamant behandeln und schleifen läßt, hat der Russisch-Kaiserl. Hofrath, Herr Johann Friedr. Reifstein, zwischen 1764 und 1767 wieder hergestellt. Die Königl. Societät der Wissenschaften zu London gab ihm für dieses Geheimniß eine Belohnung von 1000 Pfund Sterling, mit dem Versprechen, daß solches erst nach seinem Tode bekannt gemacht werden sollte.

Glas ohne Salze zu machen, hat der Königl. Preußische Geheime Finanzrath, Herr Gerhard, versucht. Eben derselbe hat die Kunst der Alten, zwey Arten von Glas, zum Behuf der erhabenen Arbeit auf Bosek, auf einander zu setzen, wieder erfunden.

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, 2c. 2c. (Fortsetzung.)

Die beständige Gegenwart eines Aufsehers, die Ermahnungen, die Vorwürfe, das Binden der Hände, der Aufenthalt in einem einsamen Zimmer, das Spa-

Spazierengehen unter beständiger strenger Aufsicht, waren wohl alle diese Dinge geschickt ein Kind zu zerstreuen, ein verzärteltes Kind, das sonst alles thun durfte was es wollte, und nunmehr so eingeschränkt wurde, daß man ihm gerade den Genuß dessen, was es am sehnlichsten begehrte, aufs strengste versagte? Konnten seine Empfindungen, die nicht mehr in seiner Gewalt waren, durch alle diese Verrichtungen und Anstalten gebändigt werden? Bänder, Fesseln, Handschuhe, ein strenger Aufseher u. s. w. sind wie mich dünkt, eine sehr wenig haltbare Scheidewand zwischen dem Laster und dem Verbrecher, wäre dieser auch noch so geneigt zur Vernunft zurückzukehren, welches doch hier nicht der Fall wär. Hätte man also nicht ungleich besser gethan, wenn man alles und jedes entfernt und verbannt hätte, was auch nur im geringsten an die vorige böse Gewohnheit erinneern und dadurch die Einbildungskraft reizen konnte? Viel besser wäre es, wenn man Kinder, die sich auf diesem Wege des Verderbens befinden, aufs Land bey einem Bauer in die Kost gäbe. Sie würden da mit den Landleuten in Gesellschaft leben, sich so wie diese, nach Verhältniß ihrer Kräfte und ihrer Lust, mit harter Arbeit beschäftigen und durch die Vorstellung so vieler ihnen neuen und unbekannten Gegenstände genug heilsame Zerstreuung für ihre Einbildungskraft finden. Durch anhaltende Arbeit ermüdet, immer

mit

mit neuen Ideen beschäftigt, durch Beispiel und Sitteneinfalt der Landleute gerührt, von einer freien reinen und gesunden Luft erquickt und aufgeheitert würden sie fast unausbleiblich ihre Gesundheit wieder erhalten und von ihren ekelhaften Ausschweifungen zurückkommen. Nachstehendes Beispiel bestätigt mich in dieser Meinung.

Dritte Beobachtung.

Ein reicher Pachter, welcher viele Kinder hatte, schickte einen Sohn, der ungefähr zwölf Jahr alt war, und künftig einmal Advocat werden sollte, in eine kleine Kostschule auf dem Lande. Der Knabe lernte gut, so plump und ungeschickt er auch aussah. Die vortheilhaften Zeugnisse, welche ihm sein Lehrer gab, bewogen den Vater seinen Entschluß zu ändern, und ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Der Knabe wurde also in eine Klosterschule geschickt, wo er fortfuhr sich gut aufzuführen. Im zweiten Jahre seines dasigen Aufenthalts verfiel er in eine schwere Krankheit. Diese ging zwar glücklich und ziemlich schnell vorüber, allein die Genesung erfolgte sehr langsam, die Kräfte fanden sich nicht wieder ein, und alle Geschäfte des Körpers gingen schlecht von statten. Der Chirurgius, der ihn behandelt hatte, war mit der innern Verfassung und den Sitten der jungen Leute auf dieser Klosterschule nicht unbekannt. Er faßte Verdacht, und da er sonst keine

Ur-

Ursache von der Schwächlichkeit des jungen Menschen entdecken konnte, so fragte er ihn ohne Rückhalt aus. Dieser gestand seine Vergehungen mit dem Zusatz, daß seine Krankheit wohl blos daher entstanden seyn möchte. Der Chirurgius gab dem Vater Nachricht hievon, welcher sogleich zu seinem Sohne reiste, und nicht wenig sich entsetzte, als er ihn wie ein wandelndes Skelet, das sich kaum noch auf den Füßen halten konnte, wieder erblickte. Ein paar Tage darauf brachte er mir den Bericht des Wundarztes und ersuchte mich um meinen Beistand. Ich gab ihm den Rath, seinem Sohne keine Vorwürfe zu machen, ihm gute Nahrung, aber mit Maase, zu geben, ihn nie allein zu lassen, nicht eher als wenn er schläfrig wäre zu Bett gehen zu lassen, und in dem Augenblicke, wenn er erwachte, zum Aufstehen zu nöthigen. Ueber dies sollte er ihn alle Tage, die Witterung möchte seyn, wie sie wollte, ausgehen, bey heitern Tagen hinterm Pfluge hergehen, und bey nassen Wetter in der Scheune arbeiten lassen. Alle diese Vorschriften wurden pünktlich befolgt, und der Vater ließ ihn noch überdies zuweilen etwas Brühe mit einem Drittel guten alten Weins trinken, welches sehr gute Dienste that, und die Stelle einer Herzstärkung vertrat. Der Schlaf kam wieder, die Eßlust fand sich wieder ein, alle Geschäfte traten wieder in ihre Ordnung, und in weniger als sechs Monaten war der junge

Mensch

Mensch wieder so gesund und stark wie vorher. Der Vater ließ ihm Anfangs seine Rechnungen führen, und nachher die Geschäfte ausser dem Hause besorgen, und ohne ihm jemals ein Wort über seine vorige Aufführung zu sagen, erklärte er ihm, daß er nunmehr kein Priester werden, sondern sich einen andern Stand wählen sollte. Der junge Mensch entschloß sich, die Handlung zu erlernen, und hat sich dabei immer sehr gut betragen.

Anmerkung.

Ich frage einen jeden, ob wohl eine so schnelle und vollkommne Genesung durch irgend ein Arzneimittel hätte bewerkstelligt werden können! Unstreitig wären hier, dem Anschein nach, vielerlei Mittel angezeigt gewesen, weil die ganze Maschine in Unordnung und der Patient äusserst entkräftet war. Man sieht also, daß es, in Fällen, wo die Eingeweide noch gesund sind, hinreichend ist, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, eine gute Diät zu verordnen, eine regelmäßige Lebensart zu empfehlen, und daß die Natur, durch diese Maasregeln unterstützt, sich insgemein schon durch eigne Kräfte hilft. Die Hauptursache ist, daß man die Einbildungskraft von dem Gegenstand ihrer Verirrungen abziehe, und dieses kann nicht geschehen, wenn man ihr nicht immerfort andre Gegenstände darbietet, und zugleich den Körper immerfort in Thätigkeit und Uebung erhält. (Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Vier und dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 22ten August 1795.

Vom Glückwunsch beym Niesen.

Die Gewohnheit des Glückwunsches beym Niesen ist nicht nur fast durchgängig bey allen wohlgesitteten Völkern in Europa, sondern auch in andern Erdtheilen, z. B. in Afrika unter den Abyssiniern, in Asien unter den Einwohnern von Mesopotamia, und, wie Reisende berichten, auch hin und wieder unter den Indianern eingeführt worden. Nur bey den Engländern will man sie nicht bemerkt haben. Sigonius, Forbesius und andere haben behauptet, daß die Sitte, jemanden beym Niesen Glück zu wünschen, bey Gelegenheit einer im Jahr 590 n. C. G. zu Rom wütenden Pest, unter dem römischen Bischoff Pelagius II., der am 7ten Februar gedachten Jahres auch an der Pest starb, aufgekommen sey; allein Petronius, der um das Jahr 66 n. C. G. starb, gedenkt derselben und Apulejus nennt den Zuruf: Gott helf, eine gewöhnliche Redensart (solitum sermonem). Auch bey den

Griechen war schon die Formel (ζεῦ σῶσον) gewöhnlich, und aus dem Homer sowohl, als aus andern Schriften wissen wir, daß man das Niesen für eine gute Vorbedeutung von dem glücklichen Ausgange eines Geschäfts hielt. Eine solche gute Bedeutung scheint das Niesen jenes Knaben zu haben, den Elisa ins Leben zurückrief. Die Alten hielten besonders das Niesen nach der rechten Seite zu, wie auch wenn es zu Mittag geschah, für eine glückliche Vorbedeutung: da Themistokles bey den feyerlichen Opfern, die vor den Schlachten gewöhnlich waren, niesete, hielt er es für ein sicheres Zeichen, daß er die Schlacht gewinnen werde und ließ schon Gefangene opfern; Xenophon, der während einer Anrede an die Soldaten niesete, schloß daraus, daß er Feldherr werden würde. Indessen trifft man auch bey Griechen und Lateinern Stellen an, wo das Niesen ein Uebel bedeutet; so hielt man besonders das Niesen des Morgens, ferner nach der linken Seite zu, wie auch wenn man eben vom Tische aufstand, oder solches nahe bey einem Grabe geschah, für eine unglückliche Vorbedeutung. Wahrscheinlich hat dieser Aberglaube sich auch in Worten oder gewissen Formeln geäußert, deren sich nicht nur die Anwesenden bedienten, sondern womit auch der Niesende sich selbst Glück wünschte.

Vom

Vom Gold.

Gold, das edelste unter den Metallen, blieb den Menschen nicht lange unbekannt. Abrahams Reichthum bestand zum Theil darinn, und Hiob gedenkt desselben an mehreren Orten; zu seiner Zeit verstand man schon dasselbe zu prüfen und zu schmelzen. Die Israeliten wußten zu Mosis Zeit das Gold zu reinigen, zu schmelzen, damit allerley Geräthe zu gießen, es in Bleche zu schlagen und andere Dinge damit zu überziehen, wie auch, wenn man die gewöhnliche Erklärung von der unten angeführten Stelle annimmt, dasselbe trinkbar zu machen. Nach der Erklärung der neueren Ausleger fällt aber das letztere weg; Aaron entwarf das Kalb mit einem Griffel, heißt nach ihrer Meynung nichts anders, als er schnitzte oder bildete das Götzenbild mit einem Meißel oder Bildhauerinstrument, oder er schnitzte erst ein hölzernes Bild, das einem Kalbe ähnlich sah; die Worte: „und er machte ein gegossenes Kalb, verstehen sie so, daß Aaron das hölzerne Bild mit einem Guß von Golde überzogen habe; dann ließ sich freylich das Verbrennen des goldenen Kalbes mit Feuer und das Zerstoßen desselben zu einem Pulver viel leichter dadurch erklären, daß Moses, nachdem er den goldenen Ueberzug davon weggenommen hatte, nur das hölzerne Bild verbrannte und die Kohlen desselben völlig zu Pulver stieß.

Wenn das Gold den Israeliten so frühzeitig bekannt war: so kannten es die Egyptier wahrscheinlich viel früher. Erst da Abraham aus Egypten kam, wird von ihm gesagt, daß er viel Gold hatte und die Israeliten borgten auch von den Egyptiern viele goldene und silberne Gefäße, welches beydes jene Meynung begünstiget. Die Egyptier schrieben die Entdeckung des Goldes dem Helios zu, und hatten besonders in der Gegend von Theben ergiebige Goldgruben.

Die Tyrier entdeckten zuerst das Gold in Spanien und von ihnen erbten die Carthaginenser diese Schätze.

In Griechenland wird Sol, den man mit dem Helios der Egyptier für eine Person hält und der ein Sohn des Oceans genannt wird, weil er über das Meer her nach Griechenland kam, für den ersten Entdecker des Goldes gehalten; in Panchaia sollen es Thoas und Eaklis, aber an dem Berge Pangäus, in Thracien, der Phönizier Cadmus, ein Sohn des Agenors, zuerst entdeckt haben, der auch die Kunst, es zu schmelzen, bey den Griechen erfand.

Die Goldgruben zu Pydna entdeckte Philipp von Macedonien.

Von der Goldmacherkunst.

Goldmacherkunst, Alchymie, ist die Kunst, den sogenannten Stein der Weisen zu finden oder die Metalle in Gold zu verwandeln. Einige machen den Cham, andere einen Chimes oder Chemes, andere aber die Egyptier und unter diesen besonders den Hermes oder Mercurius Trismegistus zum Erfinder dieser Kunst, welcher zu Moses Zeiten gelebt und die Grundsätze der Goldmacherkunst auf eine smaragdene Tafel geschrieben haben soll. Unter seine Nachfolger darinn zählt man auch den Zoroaster und Salomo. Nach einigen soll diese Kunst nur bis auf den Argonautenzug gedauert haben, wo Jason das güldene Vließ holte. Unter dem Kaiser Diocletian, der 284 n. C. G. zur Regierung kam, sollen die Egyptier die Goldmacherkunst so stark getrieben haben, daß dieser Kaiser fürchtete, sie möchten zu reich und dann rebellisch werden, daher er ihre alchymistischen Bücher verbrennen ließ.

Von den Egyptiern kam die Alchymie zu den Arabern oder Saracenen, die solche besonders vom sechsten bis ins zwölfte Jahrhundert eifrig trieben, und als sie Spanien eroberten, wurden auch die Europäer damit bekannt, unter welchen der heilige Dominikus († 1221) zuerst die Erkenntniß des Steins der Weisen gehabt haben soll. Diejenigen, denen er sein Geheimniß hinterließ, theilten dasselbe

dem Albert dem Großen (im dreyzehnten Jahrh.) mit, der durch dieses Mittel, in weniger als drey Jahren, sein Bischofthum Regensburg von allen Schulden befreyt haben soll. Vom Arnoldus de Villa Nova († 1310 oder 1313) erzählt man, daß er zu Rom in Gegenwart vieler Cardinäle Erz in Gold verwandelt habe, worinn auch Raymundus Lullius († 1315) eine große Fertigkeit gehabt haben soll. Als Goldmacher werden ferner gerühmt: Johann de Rupescissa († 1362), Basilius Valentinus im fünfzehnten Jahrhundert, Theophrastus Paracelsus, der im Jahr 1521 das Geheimniß Gold zu machen gefunden haben soll. Heinrich Cornelius Agrippa († 1535) sagt: er habe es gesehen und wisse es auch selbst, daß unvollkommene Metalle und Quecksilber in Silber oder Gold verwandelt werden können. Cornelius Martini († 1621) leugnete diese Kunst, um ihn aber zu widerlegen, machte ein Edelmann, nachdem er Bley, Ziegel und Kohlen gefordert hatte, vor den Augen einer ganzen Versammlung, Gold. Johann Joachim Becher erzählt, daß Kaiser Ferdinand III., der von 1637 bis 1657 regierte, drey Pfund Quecksilber in dritthalb Pfund des feinsten Goldes verwandelt habe, woraus am 15ten Jenner 1648 zu Prag eine Medaille geprägt wurde, die Becher in Kupfer abgebildet liefert. Becher selbst machte auf Befehl der Staaten von Holland im

Gold=

Goldmachen einen Versuch, der vermöge des Berichts der Commissarien nach Wunsche ablief. Im Jahr 1693 soll der Goldschmidt Güstenhoffer zu Straßburg, vor einer zahlreichen Versammlung, Bley in Gold verwandelt haben; er gab vor, ein Männchen, das er bey ungestümen Wetter beherbergt habe, hätte ihm den Stein der Weisen geschenkt, den er selbst aber nicht zu bereiten wisse. Franz. Merk. Hellmont († 1699) erzält von sich selbst, daß er den Mercurius mehrmals in Gold verwandelt habe. Zu Wien soll er einst einen silbernen Löffel von der Kaiserlichen Tafel mitgenommen und ihn am andern Tage in Gold verwandelt wiedergebracht haben. Als D. Dienheim dem Sidonius Scotus beweisen wollte, daß niemand Gold machen könne, widerlegte ihn letzterer dadurch, daß er vor Dienheims Augen, zu Basel in Zwingers Hause, aus Bley Gold machte, wovon Dienheim zum Andenken ein Stückchen aufhob. So soll auch Nicolaus Mirandulanus, ein Mitglied des Minoritenordens, aus Erz zu Bononien Silber und zu Carpi Gold gemacht, und ein Apotheker von Treviso, vor den Augen des Dogen und des Raths zu Venedig, Quecksilber in Gold verwandelt haben.

Wider diese und noch viel mehrere Beispiele, wodurch man die Wirklichkeit der Goldmacherkunst zu erhärten sucht, läßt sich folgendes einwenden:

Viele Geschichten von der Goldmacherkunst tra-

 gen

gen die deutlichsten Spuren der Fabel an sich und können also nichts für die Sache beweisen; dahin rechne ich die vom Goldschmidt Güstenhoffer und andere mehr.

Viele von den Personen, welche Gold machen zu können vorgaben, sind von dem Verdachte der Prahlerey nicht frey, daher ihr Vorgeben keinen Glauben verdient. In diese Klasse scheint mir Helmont zu gehören.

Die, welche behaupten, daß sie dergleichen Verwandlungen mit eigenen Augen gesehen haben, waren größtentheils schon für die Goldmacherkunst eingenommen und konnten also desto leichter hintergangen werden. Wie mancher hat vielleicht, die Verwandlung der Metalle in Gold gesehen zu haben, geglaubt, wenn der Adept dem Bley durch irgend einen Zusatz nur eine goldgelbe Farbe gab.

Selbst solche, die gar nicht für die Goldmacherkunst eingenommen sind, können auf folgende Art getäuscht werden. Man hat Schmelztiegel mit doppelten Boden, zwischen welchen das wirkliche Gold schon verborgen liegt, welches der Adept zu machen verspricht. Thut nun der Adept Bley oder andere Dinge in den Schmelztiegel und bringt solchen ins Feuer: so schmelzt der obere falsche Boden allmählich, worauf denn das unten verborgene Gold zum Vorschein kommt, von dem er vorgiebt, daß er solches durch Kunst hervorgebracht habe.

Hier-

Hiermit will ich aber die Möglichkeit dieser Kunst keinesweges leugnen; denn es ist schon längst bekannt, daß man Gold machen kann, nur kostet der Prozeß mehr, als das dadurch hervorgebrachte Gold werth ist. Auch haben Borrichius, Kunkel, Bartholin, Helvetius, Morosius, Boyle und noch mehrere behauptet, daß sich wahrhafte Verwandlungen der Metalle in Gold zugetragen hätten. Gesetzt indessen, daß auch einmal irgend ein Laborant durch ein blindes Ohngefehr die Mischung der rechten Ingredienzien, die richtige Quantität derselben, wie auch den gehörigen Grad des Feuers getroffen und dadurch auf eine wohlfeilere Art ächtes Gold erhalten hätte: so würde es doch immer die größte Thorheit, ja der sichere Ruin desjenigen seyn, der nun geflissentlich auf Gold laboriren und auf einen gleichen Glücksfall rechnen wollte.

Noch muß ich eines neuern Versuchs gedenken, der zwar, wenn er richtig ist, die Wahrheit der Goldmacherkunst zu beweisen scheint, aber auch mehr dafür warnet. Herr Jacob Price, der Arzneygelahrtheit Doktor, ein Mann von Vermögen, Gelehrsamkeit und untadelhaftem Charakter, hat im May 1782, in seinem Laboratorium in Guilford, in England, in Gegenwart mehrerer zum Theil der Sachen kundiger, aufmerksamer und uneingenommener Zeugen, welche die erforderliche Instrumente, Tiegel und Materialien selbst mit-

 brach-

brachten oder aus einem großen Vorrath herausnahmen, folgende Versuche über die Veredlung und Verbesserung der Metalle mit seinen tingirenden Pulvern angestellt: 12 Gran des weißen Pulvers verwandelten, als sie in den glühenden Tiegel geworfen wurden, von 30 Unzen Quecksilber zehn Quentchen, also 600 Grane, folglich 50mal mehr als sie selbst schwer waren, in wahres nach allen Proben Stich haltendes Silber. Zwey Gran von dem rothen Pulver hingegen verwandelten von zwey Loth Quecksilber ein halbes, also 120 Gran, folglich 60mal mehr, als sie selbst schwer waren, in Gold, und ein halbes Gran des letztern, von 60 Granen Silber 1/8 ebenfalls in Gold. Herr Price hat diese Versuche der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London zur Untersuchung übergeben. Er sagt, daß die Arbeit langweilig, mühsam und der Gesundheit nachtheilig sey. Dieß ist zwar schon Warnung genug für andere, allein, ob nicht das tingirende Pulver selbst noch viel höher oder doch eben so theuer zu stehen kommt, als das Gold und Silber, welches damit gewonnen werden kann, darüber hat sich Herr Price selbst noch nicht erklärt. Sind indessen diese Versuche wahr und ohne allen Betrug: so folgt doch so viel daraus, daß an der Goldmacherkunst wenigstens etwas Wahres seyn könne.

Von

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, 2c. 2c. (Fortsetzung.)

Vierte Beobachtung.

Ein junger Mensch, welcher als Kind sehr oft mit Zuckungen behaftet gewesen war, besuchte seinen Onkel, der Kapitain bey einem Regiment war, in welchem er selbst bey der nächsten Facanz eine Officiersstelle erhalten sollte. Er wurde von seinen zahlreichen Cameraden sehr gut aufgenommen, aber auch bald in alle ihre Ausschweifungen eingeweiht, da er sehr gut erzogen, artig und gefällig war: so machten ihn diese Eigenschaften, die ihn vor Verführung hätten schützen sollen, bey den jungen Leuten seines gleichen desto beliebter, und führten ihn unschuldigerweise zu einer Vertraulichkeit mit ihnen, deren schlimme Folgen er nur allzubald empfand. Anfangs bekam er heftige Krämpfe so oft als er sich zu dem schändlichen Spiel anschickte, welches er, nach seiner sonst guten Denkungsart verabscheut haben würde, wenn ihn nicht das Beispiel der Menge hingerissen hätte. Diese Krämpfe, welche er besonders in den Waden fühlte, vergingen nach einigen Monaten, hinterließen aber eine Erschütterung des ganzen Nervensistems, welche besonders den Kopf sehr einnahm, und ihn, wenn er sich nicht in Acht ge-

genommen hätte, zum Fallen gebracht haben würden. Da er die Folgen, welche dieser Zufall haben könnte, befürchtete, so ersuchte er mich um meinen Rath. Ich ermahnte ihn aufs dringendste, von der Selbstbefleckung abzustehen, und er versicherte mich, daß er dieses thun zu können um desto mehr wünschte, je weniger er selbst Trieb zu jener schändlichen Handlung fühlte, daß er aber nur kein Mittel sähe, der Gelegenheit zu neuer Verführung zu entgehen, weil er selbst noch nicht in Diensten wäre, und sich also den Umgang mit seinen Kameraden nicht entziehen könne, ohne sie zu beleidigen, und das Ansehen eines Sonderlings in ihren Augen zu gewinnen. Da er mir sagte, daß seine Kameraden ihr garstiges Spiel immer nur des Abends trieben: so rieth ich ihm, sich davon unter dem Vorwand eines Kopfwehes zu entfernen. Diese Entschuldigung galt auf einige Zeit, aber das Uebel war nun einmal geschehen. Die Krämpfe kamen immer noch ziemlich oft wieder, ungeachtet der junge Mensch seine böse Gewohnheit aufgab, und die Erschütterung, welche auf diese Krämpfe folgte, wurde immer heftiger. Das kam daher, weil er wollüstige Träume hatte, welche ihn eben so sehr als jenes Spiel entkräftete. Dieser Umstand bewog mich, ihm Bäder zu verordnen, und, die Musik, welche er sehr liebte, ausgenommen, alle Anstrengung des Geistes und der Einbildungskraft zu untersagen. Nach und nach

ka-

kamen die kramfhaften Zufälle immer seltner, und mit geringerer Heftigkeit wieder: endlich verschwanden sie ganz. Demungeachtet blieb eine ausserordentliche Schwäche des Nervensistems zurück, welche den jungen Menschen endlich zum Hypochondristen machte, und ihn aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens beraubte.

Anmerkung.

Hätte dieser Patient nicht eine so gute Erziehung, und nach den Grundsätzen, welche ihm eingeprägt worden waren, einen gewissen Widerwillen gegen die stumme Sünde gehabt; hätte er sich ihr mit jener blinden Wuth, welche leider bey jungen Verbrechern dieser Art nur allzugemein ist, überlassen, hätte er sich nicht so bereitwillig dazu finden lassen, ihr zu entsagen: so würde er unstreitig in kurzer Zeit die Fallsucht davon getragen haben. Diese fürchterliche Krankheit ist nach Tissots und andrer Schriftsteller Bemerkungen eine sehr gewöhnliche Folge der Onanie, und wird, wenn sie schon geheilt worden ist, durch dieses Laster oft wieder erregt und endlich unheilbar gemacht. Eben so urtheilt Tissot auch von der Hypochondrie und der Anlage zu derselben. Die vorstehende Beobachtung beweißt die Wahrheit dieser Behauptung; eben so auch die folgende.

Fünfte Beobachtung.

Der Sohn eines mit Krämpfen beschwerten Gelehrten und einer hysterischen Mutter, der ebenfalls sich den Wissenschaften gewidmet hatte, war von seiner frühesten Kindheit an in vielen Stücken ein Sonderling gewesen. Bald war er bis zur Ausschweifung muthwillig, bald wieder unerträglich düster und mürrisch. In dem Alter, wo die Leidenschaften erwachen, wußte er in keinem Stücke Maas zu halten. Sein Hang zur Wollust war unbezähmbar, und wenn die Natur ihm Befriedigung versagte, so suchte er sie durch alle mögliche Reizmittel zu zwingen, bis er ganz erschöpft war. Seine ersten Versuche auf der Bahn dieser Ausschweifungen zogen ihm eine sehr gefährliche Krankheit zu, welche ihn beinahe ins Grab gestürzt hätte. Mehr als zwey Jahre brachte er in gänzlicher Entkräftung zu, und nur durch die geschickteste Behandlung konnte er einigermaßen wieder hergestellt werden. Mit der Stärke seines Körpers giengen auch alle Vorzüge seines Geistes und seine ganze gefällige Heiterkeit verloren. Nur der Hang zum bittern Spott und zur Satyre blieb ihm übrig. In allen Dingen rechthaberisch, vertheidigte er oft die ungereimtesten Sätze mit der größten Heftigkeit, und fand er Widerspruch: so gerieth er in solche Wuth, daß er oft seiner Vernunft nicht mächtig blieb, und sich Handlungen erlaubte, die er hintendrein zu spät bereuete.

Man

Man müßte ihn endlich einsperren. Die Kur, welche man im Irrenhause mit ihm vornahm, dämpfte zwar endlich seine Tollheit, stürzte ihn aber dagegen in eine unheilbare Blödsinnigkeit und Verstandesschwäche.

Anmerkung.

Diese Beobachtung stimmt völlig mit Tissots Erfahrungen über ein. „Wenn sich, sagt er, Personen „die aus andern Ursachen hypochondrisch gewor„den sind, der Selbstbefleckung ergeben: so wird „ihr Uebel dadurch nur noch schlimmer und end„ganz unheilbar. Ich habe aus der vereinigten „Wirkung dieser beiden Ursachen die grausamste „Unruhe und Beängstigung entstehen gesehen, und „wiederholte Erfahrungen haben mich belehrt, daß „bey Hypochondristen, welche zuweilen Anfälle „von Wahnsinn oder Tollheit haben, diese letztern „immer durch die Selbstbefleckung beschleunigt „werden. Das Gehirn, welches durch diese zwie„fache Ursache geschwächt wird, verliert nach und „nach seine ganze Energie, und die Kranken ver„fallen in eine Geistesschwäche, welche nur zuwei„len von Anfällen der Raserey unterbrochen wird." Sehr wahrscheinlich war auch bey dem Kranken, dessen Geschichte ich hier erzählt habe, die Blödsinnigkeit eine Folge der allmählig überhandgenommenen Schwäche der festen Theile oder auch eine Wirkung

kung der zuletzt gebrauchten Mittel, welche den Aufruhr der Einbildungskraft nicht bändigen konnten, ohne dem Körper und dem ganzen Nervensystem seine noch übrigen Kräfte zu rauben.

Sechste Beobachtung.

Ein Lieutenant bey der Infanterie, der ungefähr achtzehen Jahr alt, sanguinischen Temperaments und dem Anschein nach gesund und stark war, bekam im Monat März ein Seitenstechen, welches mit den heftigsten Zufällen verknüpft war. Ich glaubte den Anfang der Kur mit einer Aderlaß machen zu müssen, allein die Beklemmung nahm anstatt nachzulassen, vielmehr zu, und der Puls sank so sehr, daß ich, um ihn zu heben, ein Blasenpflaster verordnen mußte. Das weggelassene Blut war zähe, verbrannt, fast ganz ohne Wasser: der Urin hatte eine sehr feurige Farbe. Da nun die Krankheit sehr bedenklich schien: so befragte ich ihn über seine ehemalige Aufführung. Er gestand mir, daß er sich seit seinem zwölften Jahre der Selbstbefleckung ergeben hätte, und dadurch so sehr erschöpft worden wäre, daß ihm der Samen in der Nacht sehr ofte, ohne daß ers gefühlt hätte, entgangen wäre. Durch diesen Umstand beunruhigt, hätte er sich seinen Freunden offenbart, und von denselben den Bescheid erhalten, daß der Beischlaf das sicherste Mittel gegen diese Beschwerde wäre. Diesem Rath hätte er auch bey jeder Gelegenheit, die sich ihm häufig genug dargeboten, getreulich nachgelebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Fünf und dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 29ten August 1795.

Von den Pocken.

Unter Pocken verstehen wir einen Hautausschlag, welcher gemeiniglich nach vorhergegangenen fieberhaften Bewegungen, Ekel, Brechen, einem Schmerz in der Magengegend, bey Kindern krampfhafte Bewegungen, und bey Erwachsenen nach Schweißen, den dritten oder vierten Tag hauptsächlich im Gesichte, nachher aber auch an dem übrigen Körper unter der Gestalt von rothen Flecken, welche in dem Mittelpunkt ein härtliches Knöpfchen haben, zum Vorschein kommt — diese Flecken geben entweder in eine entzündliche, nach und nach in Eiter sich verwandelnde Pusteln über, oder es fließen viele Pusteln in einander, und bilden eine die Oberfläche der Haut überziehende mißfarbige und schlimmen Eiter von sich gebende Blase — oder sie gehen in durchsichtige sehr wenig eiternde Pusteln über — oder arten in harte gleichsam warzenförmige Erhöhungen aus. Wenn die Pustel abgetrocknet, und

in Schuppen abgefallen, so hinterläßt sie in der Haut einen Flecken, bey vielen hingegen eine Grube mit einer Narbe, und das Pockeneiter pflanzt die Krankheit auf andere Personen, die eine natürliche Rezeptivität dazu haben, fort.

Confer. Frank. De Curand. Hominum Morbis. L. 3. P. 155.

Die Pocken gehören ebenfalls unter die neuen Krankheiten: denn die Alten wußten nichts davon, und die griechischen und lateinischen Aerzte, haben dieselben nirgend beschrieben. Die Pocken herrschen meistentheils epidemisch, und gleichwohl findet man bey dem Altvater, Hippokrates, der die Volkskrankheiten so meisterhaft geschildert hat, auch nicht die gerinste Spur davon. Die Griechen waren in der Malerey und Bildhauerkunst berühmt, und gleichwohl findet man Narben und ähnliche Ueberbleibsel im Gesichte nirgends ausgedrückt.

Vid. Gruneri Morbor. Antiquit. P. 16. und Almanach für Aerzte und Nichtärzte aufs Jahr 1783. P. 315.

Die Araber haben zuerst die Pocken verbreitet, und ihre Schriftsteller sind die ersten welche von dieser Krankheit Nachricht ertheilen. Ziemlich einstimmig setzen diese den Zeitpunkt der ersten Erscheinung der Pocken in Arabien auf das Jahr, wo Muhammed gebohren wurde, also auf 558. Damals führte der Habessinische Stadthalter der Landschaft

schaft Yemen, Abreha mit den Arabern, oder eigentlich mit den Koraischiten Krieg, weil diese den Handel von Mekka durch die Habessinier geschwächt sehen mußten, und weil die Koraischiten den Juden unter Pinehas gegen die christlichen Habessinier Beistand geleistet hatten. Auch der griechische Kaiser Justinian trat auf die Seite der Habessinier, und sein Stadthalter in Arabien, Aretas, führte ein Heer gegen die Koraischiten an. Es wäre nun um die Kaaba geschehen, wenn nicht plötzlich von der See her eine Menge scheußlicher Vögel, mit Löwenköpfen und wunderbaren Steinen in den Klauen, geflogen gekommen wären, die diese Steine auf das Heer der Habessinier fallen ließen und sie dadurch alle zu Grunde richteten. Diese Vögel hießen Ababil: und der Feldzug ist in der Geschichte unter dem Namen des Elephantenkrieges bekannt. El-Hamisy setzt hinzu, dieser Mythos enthalte die erste Spur der Pocken.

Wenn man bedenkt, daß die arabischen Geschreiber sehr oft die Begebenheiten in Bildern einzukleiden suchten, weil sie das Wunderbare und Abenteuerliche liebten; so sieht man sich genöthigt, auch in diesem Mythos die Aehnlichkeit mit der Krankheit aufzusuchen. Und diese findet sich wirklich. Schon die Beschreibung der Vögel und ihrer Löwenköpfe führt uns auf die Geschwulst des Kopfes in den Pocken; die felsengroßen Steine, auf deren

jedem der Name des Todes Candidaten geschrieben war, und die eine thonähnliche Weichheit hatten, auf die Beschaffenheit der Blattern selbst: und der Name der Vögel der mit dem Persischen (die Blatterkrankheit) einerley ist, läßt keinen Zweifel übrig, daß jene Geschichtschreiber wirklich die Pocken mit ihrem Mythos haben andeuten wollen.

Durch die Araber breitete sich in der Folge die Krankheit nicht allein über das nördliche Afrika, sondern auch nach Spanien, und dann nach Frankreich und Italien aus. Aber wundern muß man sich bey allem dem, daß die griechischen Schriftsteller gar keine Aufmerksamkeit dieser neuen Krankheit widmeten; vermuthlich weil sie dieselbe nicht im Galen beschrieben fanden, und mehr zu wissen als Galen, war in jenen Zeiten der Finsterniß nicht gebräuchlich. Im vierzehnten Jahrhundert übersetzte man den Rasi aus dem Syrischen ins Griechische, und in dieser Uebersetzung heißt es ausdrücklich, die Griechen hätten weder Pocken noch Masern gekannt.

Confer. Sprengel Versuch einer Pragmatischen Geschichte der Arzneykunde. Th. 2. S. 289.

Die allgemeine Verbreitung der Pocken führte einen sehr schädlichen Irrthum ein. Man fieng an das Pockengift als eine Eigenschaft der menschlichen Oekonomie zu betrachten, und so nothwendig und unvermeidlich anzusehen, daß man annahm der

Saa-

Saame und Keim dazu sey schon in unsere Natur selbst gelegt und eingebohren. Man erwog nicht, daß die Grundursache davon nicht von Natur in unserm Körper liegen könne. — Weil es sonst unbegreiflich wäre, daß ganze Nationen bis auf die späteste Zeiten davon frey geblieben wären — und daß man von den mehresten Ländern die Zeit weiß, wenn sie daselbst zuerst eingetroffen; wie auch daß manche Gegenden noch bis diesen Tag davon verschont sind, und auch außerdem einzelne Menschen sie gar nicht bekommen. Es ist wahr daß es nicht durchaus als unmöglich anzunehmen, daß die Pokken in einem Körper ohne Ansteckung entstehen könnten. Bey dem ersten Menschen, der damit befallen wurde, entstanden sie gewiß ohne Ansteckung. Aber es scheint höchst glaublich, daß jene Ursachen, von welchen sie zuerst entstanden, jetzt nicht mehr, wenigstens in unserm Welttheile nicht, statt finden, und daß wir anjetzo mit Wahrheit sagen können: „daß wir die Pocken anders nicht als „durch Ansteckung bekommen, und daß sie sich „nicht anders fortpflanzen oder wieder entstehen, „als nach dem gewöhnlichen Gesetz der Ansteckung, „vermöge eines höchst theilbaren, vervielfältigen„den, und dünstenden Saamens."

Vid. Sarcone von den Kinderpocken. S. 429.

Der berühmte Hr. G. R. C. L. Hoffmann glaubt: „unsere ganze Oberfläche vom Scheitel bis

auf die Fußsohlen wäre mit unzähligen Pocken-drüsen bedeckt welche dicht neben einander liegen, unter die ausdünstenden Organen gehören, und den sogenannten Pockendrüsensaft absondern. Diese Drüsen werden nun alle in der Pockenkrankheit vom Pockengift inficirt und die Wirkung davon ist, daß sie alle nebst ihren Ausführungsgängen verwachsen; wovon die Folge ist, daß sich in ihnen nie wieder Pockengift erzeugen, und also ein Mensch die Blattern nicht zweymal bekommen kann.

Confer. C. L. Hoffmanns Abhandl. von den Pocken. B. I. §. 121 *seq.*

Allein zum Unglück für das Hoffmännische System hat noch niemand diese Pockendrüsen gesehen, und es ist daher unbegreiflich, wie man von ihrer Existenz, als einer ausgemachten Erfahrungssache mit solcher apodiktischer Gewißheit sprechen, und ein darauf gebautes System für unerschütterlich halten kann. Es ist wahr Hoffmann hat dieselbe nach seiner und Hrn. Cotun Wahrnehmung abbilden lassen. — Aber hier sehen wir nichts, als entzündete und schwärende Pockenpusteln, und diese Abbildungen beweißen nur, daß die wirklichen Pokken immer eine Hautdrüse zum Sitz haben, aber das ist zu viel gefolgert „daß dies eigenthümliche zur Pockenkrankheit vorher bestimmte Drüsen sind, und als solche schon in gesundem Zustande existirt haben. Hier mußte das Daseyn dieser Drüsen

durch-

durchaus in der Haut eines noch blatterfreyen Menschen gezeigt, und die Unterscheidungszeichen angegeben werden, wodurch sie sich von andern Drüsen auszeichnen, ehe wir einen bindenden Schluß ziehen können.

Ferner müssen nach diesem System nicht nur die Pocken, sondern auch die Masern und Wasserpocken, jedes seine eigenen, dicht an einander liegenden, durch die ganze Haut verbreiteten Drüsen haben, weil sie den nämlichen Gesetzen gehorchen, wie die Blattern und nicht zweymal wiederkommen. Welche unzählige Menge bloß zu Krankheiten bestimmte Organe wäre dieß! Kaum können wir absehen, wie sie alle Platz finden wollten. Wenigstens wäre denn die ganze Oberfläche des Menschen ein bloßer Acker für Krankheitsgifte. Und in welchem Zustande mußte sich nun ein Mensch befinden, der alle diese Krankheiten glücklich überstanden, und nun alle diese Organe verwachsen hätte. Läßt sich diese Verwachsung ohne die größte Zerrüttung unsers physischen Zustandes wohl denken? Kann das Geschäfte so vieler Millionen reinigender Organe, woran unser Körper schon viele Jahre (manche Personen bekommen die Blattern in hohem Alter) gewöhnt ist, so mit einemmal ohne die gefährlichsten Folgen unterbrochen werden? Man weiß was die plötzliche Heilung eines lange gewohnten Fontanells für tödtliche Folgen herfürbringen kann; man

 weiß,

weiß, was die nur auf einige Zeit unterdrückte Ausdünstungsmaterie für schlimme Metastasen veranlassen kann; und eine solche totale Unterbrechung sollte ohne Schaden geschehen können? In der That die Natur verträgt solche Revolutionen nicht, besonders da man nicht wahrnimmt, daß die andern Ausleerungen stärker vermehrt wurden.

Vid. Hufeland Bemerkungen über die natürlichen und geimpften Blattern. *P.* 212 *seq.*

Die Ansteckung bey den Pocken geschieht durch eine unmittelbare Berührung des Kranken selbst, oder durch dessen Ausdünstungen; durch Kleidungsstücke, Leinenzeug, Betten, Speisen, Meubeln, Bücher, Arzneyen, Geld, Briefe, und überhaupt durch alles, dessen sich ein Pockenkranker bedient, wenn es nämlich seitdem verschlossen, der Luft nicht ausgesetzt, oder sonst gereinigt worden ist; durch allerhand Instrumente, die bey einem Pockenkranken gebraucht, und von dessen Ausdünstungen, oder wirklichem Eiter, beschmutzt worden sind, z. B. Schnepper, Lanzette, Halsspritze, Klystierspritze; durch die mancherley Arten der Einpropfung; durch das Einathmen; durch Verschlucken des Pockengifts. Auch Personen die sich sehr fürchten, werden, wie dies der Fall bey allen ansteckenden Krankheiten ist, leichter davon angesteckt.

Nur wenige Menschen bleiben von den Pocken verschont. Man will rechnen, daß vier oder fünf

von

von hundert sie nicht bekommen. Allein diese Rechnung kann schwerlich zu einer untrüglichen Gewißheit gebracht werden. Eigentlich sind sie nur eine Kinderkrankheit; aber auch erwachsene Personen selbst alte Leute sind ihnen ausgesetzt. Auch Kinder in Mutterleibe sind den Pocken unterworfen.

Die Pocken befallen denjenigen, der sie einmal gehabt hat, äußerst selten zum zweytenmal wieder. Es ist kein Zweifel daß man in denen Fällen wo dieses geschehen seyn soll, die falschen Pocken, die den ächten und wahren zuweilen außerordentlich ähnlich sehen, mit diesen nicht selten verwechselt, und daß daher viele trügliche Beispiele von zweymaligen Pocken kommen. Es giebt außerdem gewisse unächte eiternde Pocken, die man für eine eigene Gattung ansehen muß, die das Mittel zwischen den Wasser- und wahren Pocken sind, und durch die Inokulation sich fortpflanzen lassen, keinesweges aber vor den wahren Blattern sichern.

Vid. Elsner: Ein Paar Worte über die Inoculation. S. 47.

Man kann also hier leicht getäuscht werden, indem man glaubt die ächten Pocken schon überstanden zu haben, welches doch der Fall nicht ist. Inzwischen möchte man schwerlich die zweymaligen ächten Pocken ganz und gar läugnen dürfen, so gewiß sie äußerst selten sind, und so gewiß man in tausend Fällen getäuscht wird.

Vid. Vogels Handbuch. Th. 3. S. 16.

Die Pocken verhalten sich so verschieden, daß es schwer ist, eine durchaus passende und genaue Beschreibung davon zu geben. Bald machen sie den Patienten kaum krank, bald haben sie das Ansehen einer Pest, und sind außerordentlich tödtlich. Beides kann zu allen Zeiten geschehen, und im Winter so gut als im Sommer. Eben darin liegt eine große Verschiedenheit in ihrem Verlaufe, und in den Erscheinungen und Zufällen die sie machen. Bald halten sie in ihrem Verlauf die genaueste Ordnung, bald ist alles verwirrt und unbeständiger. Diese Verschiedenheit hängt größtentheils von der Beschaffenheit des Körpers, der epidemischen Konstitution und der Verwicklung mit andern Krankheiten ab.

Besonders kommt alles auf das Fieber an, das sich mit diesem Ausschlag verbindet. Oftmals ist es gar nicht heftig; aber mehrentheils nimmt es die Gestalt des herrschenden Fiebers an, und ist demnach bald als ein Entzündliches bald als ein Gastrisches zu betrachten. Hauptsächlich muß der Arzt auf die Beschaffenheit der Lebenskraft Rücksicht nehmen, ob nemlich eine allzuheftige Reaktion, oder ein Zustand von merklicher Schwäche eintritt.

Es ist schwer im ersten Anfange der Krankheit zu sagen, daß der Patient die Pocken bekommen werde. Sie verrathen sich hauptsächlich durch folgende Umstände.

1) Wenn die Pocken jetzo epidemisch grassiren.

2) Wenn der Kranke sie noch nicht gehabt hat, vor kurzem aber sich einer Ansteckung ausgesetzt hat.

3) Wenn diejenige Zufälle sich einstellen, welche vor allen Fiebern mit Ausschlag hergehen: als Schaudern mit darauf folgender Hitze, Schmerzen in den Lenden, Beklemmung der Brust.

4) Wenn nicht allein der Athem sondern auch überhaupt die Ausdünstung, einen ganz besondern widrigen Geruch äußert, der dem Geruch änelt, den Fleisch von sich giebt: das in Essig gebeizt worden ist, der aber eben abstehen will, und die anfangende Fäulniß des Fleisches nicht mehr zu hindern vermag.

5) Wenn das Gesicht aufgetrieben und die Augen schwer sind, vornemlich das linke thränt, hiernächst der Kranke über Schmerzen, oder eine Empfindlichkeit in der Herzgrube klagt.

Vid. Rosenstein von den Kinderkrankheiten. S. 135.

Die Krankheit pflegt folgende Zeiträume durchzulaufen.

Erster Zeitraum der Ansteckung. Kurz darauf wenn das Blattermiasma in den Körper aufgenommen worden ist, wird der Kranke in seinem Innern, und dem ganzen Nervensysteme, eine Leichtigkeit, und eine unbestimmte Munterkeit spüren, jener nicht unähnlich, die diejenige auf den Genuß des Weins empfinden, welche solchen nicht ge-

gewohnt sind. Nachher wird er wieder in eine sehr merkliche Beweglichkeit und Reizbarkeit verfallen, die ihn geneigt macht über die unwichtigste Vorfälle verdrüßlich zu werden. Kleine Kinder werden ungemein unruhig: sie verlieren den Schlaf, werden leicht zornig, und erschrecken über das geringste Geräusch. Erwachsene gehen von ruhiger Gemüthsverfassung zu einer mürrischen über, oder überkommen eine sehr beschwerliche Lebhaftigkeit, voller Mangel an Entschließung. Bald hierauf folgt Schwere der Glieder, und Mangel an Kraft zu den natürlichen körperlichen Bewegungen, und der Umlauf des Bluts geht mit eben der Beschwerlichkeit vor sich, als es bey einer wahren Vollblütigkeit zu geschehen pflegt.

Vid. Sarcone von den Kinderpocken. S. 52.

Zweiter Zeitraum. Der Fieberhafte. Hier entsteht Frost, Schauer und Erstarrung, starke anhaltende Hitze, rothe funkelnde Augen, aufgetriebenes Gesicht, anhaltender scharfer Kopfschmerz, heftig stechende Schmerzen in den Lenden, die den Nierenschmerzen sehr ähnlich sind, Gliederreißen, eine schmerzhafte Empfindung in der Herzgrube, der specifische Geruch der Ausdünstung, Ekel, Neigung zum Brechen, wirkliches Erbrechen, große Unruhe, Schläfrigkeit, Schweiße, und bey Kindern Zuckungen.

Confer. Stoll. Aphorismos De cognosc. & curandis Febribus. P. 177.

Drit=

Dritter Zeitraum. Des Ausbruchs. Hier kommen kleine rothe wie Flohstiche beschaffene Punkte zuerst in dem Gesichte, und nachher an dem übrigen ganzen Leibe unter beständigem Schwitzen des Kranken zum Vorschein; während diesem Ausbruch fangen die beschwerlichen Zufälle an, nachzulassen, ja es würde ein gänzlicher Nachlaß erfolgen, wenn nicht der Ausbruch allmälig erfolgte, so daß beym Ausbruche der letzteren, die ersten schon wirklich in den entzündungsartigen Zustand gerathen.

Vid. Stoll. Loco Cit. P. 181.

Nunmehro würde die ganze Krankheit gehoben seyn, wenn man eine gutartige Zertheilung der Pusteln bewürken könnte — da aber dieses unmöglich, so tritt

Der vierte Zeitraum ein. Die Zeitigung. Die Blattern vermehren sich an Menge und an Größe, und erheben sich allmälig über die Oberfläche, werden roth und entzünden sich; die Haut wird gespannt, die Ausdünstung zurückgehalten, der Umlauf durch die kleinen Gefäße gehemmt, und eine starke Hitze erregt — daher Fieber und Antrieb des Blutes nach dem Kopfe — daher oft ungeheures Anschwellen des Gesichts, heftiges Phantasiren, Schlafsucht, Zuckung, auch gar apoplektische Zufälle. Die Augenlieder schwellen an und verschliesen die Augen — es entsteht ein Speichelfluß, oftmals ein Durchfall, Lungenentzündung, Blutspeyen und

Blut-

Blutharnen. Die von denen Pusteln unbedeckte Haut wird roth, heiß und schmerzhaft, endlich nähern die Blattern sich der Eiterung, und verwandeln sich in lauter kleine Geschwüre.

Der Fünfte und Sechste Zeitraum ist. Die Schwärung und Abtrocknung. Die schwärende Pusteln werden immer häufiger, bekommen eine weiße Farbe die nach und nach ins Gelbe übergeht, gegen den dritten oder vierten Tag dieses Zeitraums, oder überhaupt den eilften vom Ausbruch des Fiebers zu rechnen brechen sie auf, und gegen den vierzehnten zu trocknen sie ab.

Vid. Stoll. Aphorismos. P. 188.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, rc. rc. (Fortsetzung.)

Aus dieser Erzählung schloß ich ganz natürlich, daß die Aderlässe ganz wegfallen, und bloß verdünnende, auflösende und die Ausdünstung befördernde Mittel angewendet werden müßten. Der Fall war zu bedenklich, als daß ich meine Besorgnisse hätte verhehlen können. Der Kranke bemerkte es, und war, wie man denken kann, noch mehr besorgt als ich. Indessen tröstete ich ihn, und stellte ihm vor, daß er als ein noch junger und nicht ganz ent-

entkräfteter Mensch, dem Tode entrinnen könnte, wenn er sich nur mit völligem Vertrauen in meine Vorschriften ergäbe. Sein Entschluß hiezu war fest gefaßt, und er verläugnete denselben auch in der Folge nicht, ob sich gleich viele unangenehme und unerwartete Vorfälle im Verlauf seiner Krankheit ereigneten. Die Zufälle waren sehr schwer, die heilsamen Naturwirkungen geschahen sehr langsam und unvollkommen. Auswurf und Ausdünstung erfolgten zu sparsam, als daß die Natur dadurch merklich hätte erleichtert werden können. Ich mußte noch einmal Blasenpflaster verordnen, und dieselben lange unterhalten lassen. Erst gegen den zwanzigsten Tag ließen die Zufälle nach. Die Genesung war langsam und schwer. Der Kranke erholte sich, mit Hülfe seiner Jugend und der schönen Jahrszeit wieder. Da die Stockungen in der Brust nicht ganz hatten gehoben werden können, so blieb noch einige Beklemmung zurück, die er aber in der Folge nur bey starker Bewegung empfand.

Anmerkung.

Auch diese Beobachtung bestätigt, was Tissot sagt, daß nämlich hitzige Krankheiten bey Onaniten allezeit gefährlich und oft bösartig werden. „Traurige Erfahrungen, sagt er, haben mich hievon „überzeugt. Der Gang hitziger Krankheiten ist bey „solchen Personen allezeit unregelmäßig, die Sym-

„pto-

„ ptomen ungewöhnlich, die Zeiträume unbestimmt;
„ das Temperament giebt keine Hülfsmittel zur
„ Entscheidung her: die Kunst muß alles thun;
„ und da sie niemals vollkommene Krisen bewirken
„ kann, so bleibt der Kranke, wenn er auch mit
„ vieler Mühe das Uebel endlich überstanden hat;
„ in einem Zustand, der mehr Ermattung als Ge-
„ nesung heißen kann, und aller möglichen Sorg-
„ falt und Behutsamkeit des Arztes bedarf, damit
„ nicht eine chronische Krankheit daraus entstehe."
Auch in meinem eben erzählten Falle, war ein sol-
cher Ausgang zu befürchten. Es war keine vollkom-
mene Entscheidung geschehen, die Zertheilung war
unvollständig, die Lungen waren nicht ganz frey
geworden. Es hätten also Knoten oder ein Absceß
in den Lungen entstehen können, wenn nicht Natur,
Temperament und schöne Witterung das, was die
Kunst nicht leisten konnte, vollendet hätten. Aber
auch dieser Hülfsmittel wär der Kranke beraubt
worden, wenn man ihn bloß nach dem Anschein
der Zufälle und seiner Leibesbeschaffenheit hätte be-
handeln, und mehr Blut weglassen wollen. So
sehr auch hier eine Aderlaß angezeigt zu seyn schien,
so hätte sie doch in der That den Kranken völlig ins
Verderben stürzen müssen. Es ist dieses eine sehr
wichtige Warnung für junge Aerzte, und für alle
diejenigen, die, ohne auf den besondern Zustand
ihrer Kranken Rücksicht zu nehmen, ihre Heilmethode
immer nur nach dem scheinbaren Maße der Kräfte,
der Symptome und des Temperaments einrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Sechs und dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 5ten Sept. 1795.

Von den Pocken.

Fortsetzung.

Aus dieser Beschreibung ersiehet man, daß das eigentliche Pockenfieber entzündlicher Art ist. Sonst ist kein Fieberkarakter, den das Pockenfieber, wie alle Ausschlagsfieber, nicht annehmen könne; und dies bestimmt eigentlich den Zustand der Krankheit, und giebt die Anzeigen zur Heilung.

Hauptsächlich aber hat man darauf zu sehen, „ob Schwäche der Lebenskraft das Fieber unterdrücke und den Ausbruch, Zeitigung und Schwärung des Ausschlags verhindere.“ Dieser bedenkliche Zustand giebt sich durch folgende Zeichen zu erkennen.

Große Ermattung, leichte Uebelkeiten, zuweilen Erbrechen. Oft liegen die Kranken muth- und kraftlos in beständiger Betäubung, mit blassem eingefallenen Gesichte, sehr geringem Fieber ohne Remission, wenigem oder keinem Durst, schwerem

und schwindlichem Kopfe, kleinem zitternden Puls, sie lassen wässrigen und klaren Urin, sehr spät kommen die Pocken zum Vorschein, aber sie heben sich nicht, bleiben immer eingedrückt, sind zuweilen überaus klein, bleich, bekommen kein Eiter, sondern enthalten größtentheils eine klare, oder halbklare, wässrige, scharfe Feuchtigkeit, und schrumpfen, nachdem selbige verflogen oder eingesogen, zusammen, oder sie bleiben ganz trocken und hart. Oft kommen die ersten Pocken an die Gliedmaßen, und die letzten ins Gesicht. Der Ausbruch der Pokken erleichtert nichts. Es stellen sich allmälig stille Deliria ein. Der Kranke liegt in einem beständigen Schlummer, mit offenen oder geschlossenen Augen, und wenn es sehr schlimm ist, so bleibt er ohne alles Gefühl und Bewegung. Wenn er aufwacht ist ihm die Brust beklemmt, macht allerhand Bewegungen mit den Händen, fängt Flocken, die Gliedmaßen sind und bleiben kalt, die Sehnen springen, es kommen endlich Zuckungen und Ohnmachten, und der Tod erfolgt gemeiniglich zwischen dem siebenten und eilften Tag.

Oftmals nimmt das Fieber gleich von Anfang eine katarrhalische Natur an, und wird ebenfalls sehr bößartig. Die Kranken empfinden katarrhalische Beschwerden — bald hierauf starken Frost und Hitze, Zuckungen, wirkliche Epilepsie, heftiges Irrereden und Rasen, worauf die Blattern in großer

Men-

Menge ausbrechen. Das Fieber läßt nicht nach. Manchmal stellt sich ein Durchfall oder sehr angreifendes heftiges Erbrechen ein. — Die Blatterpocken jucken und brennen gleich vom Ausbruch an unerträglich. Der Puls bleibt fieberhaft, der Athem ungleich, der Durchfall hält an, der Urin wird blaß. Die Nase ist verstopft, die Zunge mit einer weißen Haut bedeckt, die Augen roth und fließend, Husten und Nießen beunruhigt den Kranken. Die Blattern bekommen helle blaulichte Bläschen, welche Gruben oder dunkelblaue Flecken haben, mit einer blassen oft ins Blaue spielenden Röthe um sich herum. Sie werden immer breiter, fließen endlich zusammen. Den sechsten oder siebenten Tag werden die Blattern im Gesicht etwas konsistent, aber ohne sich besser zu heben oder zu füllen — das Gesicht wird bleich, die Blattern kreideweiß, und es bilden sich schon hier und da Grinder. An den Händen bleiben die Blattern eingedrückt, leer, und bekommen noch gar schwarze Flecken, und denn ist der traurige Ausgang gewiß. Es entstehen ein heftiger Frost, fürchterliches Zahnknirschen, epileptische Zuckungen, verdrehte Augen, unbeschreibliche Angst, völlige Heiserkeit und gänzlicher Verlust des Tons (das gewissešte Zeichen des nahen Todes, Schluchsen, colliquotiver Durchfall, kleiner zitterrder schneller Puls, nebst schnellem bald langsamen Athemholen. Die ganze Oberfläche des Kranken

wird nun mit einer harten peinligsten Kruste bedeckt; zuweilen entstehen Blasen, wahre Brandblasen an denen Extremitäten. Das Schlingen wird beschwerlich, ja endlich ganz unmöglich, bey manchen stellt sich eine Hydrophobie ein, und der Tod erfolgt endlich den siebenten, achten oder neunten Tag nach dem Ausbruche, oft mit völliger Gegenwart des Geistes.

Vid. Hufeland Bemerkungen über die natürlichen und geimpften Blattern. *P.* 83 *seq.*

Ist das Fieber faulichter Art, so ist es gleich Anfangs mit vieler Hitze verbunden, wobey das Gesicht oft doch blaß ist, es erscheinen früher oder später rothe, blaue Flecken und Streifen zwischen den Pocken. Diese bilden oft große Blasen, die endlich aufbrechen, und deren Feuchtigkeit alles um sich her zerfrißt. Es entstehen heftige Blutflüsse, das Blut ist dünne und gerinnt nicht, und sieht zuweilen pechschwarz aus. Die Fäulniß kann so groß seyn, daß der ganze Körper brandig wird. Das Fett fault, und der faule Eiter verzehrt alles nnter sich, und frißt selbst die Knochen an. Die Blattern enthalten nie wahren Eiter, sondern Blut, oder eine schwärzliche Jauche, und verbreiten so wie Athem und Urin einen pestilenzialischen Geruch von sich. Es entstehen unaufhaltsame auch oft stinkende Diarrhoen und Speichelflusse. Oft giebt das Fieber den faulichten Karakter gleich vom Anfange an

zu

zu erkennen, oder es äußert sich vor dem dem Blute beygemischten Eiter in der Folge, wodurch eine eigene Art faules Fieber herfürgebracht wird.

Die bößartige Pocken lassen hauptsächlich durch Versetzungen, sehr viele Uebel nach, welche oft viel schlimmer sind, als die Krankheit selbst. Dergleichen sind, Abscesse und Geschwüre mancherley Art, Knochenfraß, Winddorn, langwierige Augenentzündungen, Felle auf den Augen, Verwachsung der Augenlieder, Eiterauge, schwarzer und grauer Staar, laufende Ohren, Taubsinn, Blödsinn, Asthma, Lähmungen, Contrakturen, Schlagflüsse, langwierige Durchfälle, Lungengeschwüre, Zehrfieber und Schwindsucht.

Aus dieser Beschreibung der Krankheit, erhellet nun ganz deutlich, was für eine Prognose der Arzt zu stellen hat; diese richtet sich nach der Beschaffenheit der epidemischen Konstitution, des mit dem Ausschlage verbundenen Fiebers, nach dem Alter, der körperlichen Beschaffenheit des Subjekts, der mancherley Zufälle, und selbst der eigenthümlichen Beschaffenheit der Blattern.

Schon aus dem Angeführten erkennen wir daß der Zustand der Schwäche, der Fäulniß höchst gefährlich seye. — Ja selbsten die entzündungsartigen Zufälle können ein solches Uebergewicht erhalten, welches dem Kranken den Tod drohet.

Die körperliche Beschaffenheit giebt keine feste

bestimmte Prognose ab. Sehr oft hat man gesehen, daß skrophulöse, krätzige, venerische Kinder die gutartigsten Pocken haben. Da hingegen starke, wohlbeleibte, blühende und von Gesundheit gleichsam strotzende Kinder, nicht selten den allerschlimmsten Pocken unterworfen sind: weil hinter einem solchen Ansehen blühender Gesundheit, eine Neigung zu den schlimmsten Krankheiten, die ihren Grund im Unterleibe haben, versteckt sind.

Was das Alter betrifft, so ist es ausgemacht, daß je jünger die Kinder sind, desto besser sie sich zu den Pocken schicken. Säugende Kinder sind freylich übel daran, wenn sie Blattern an den Lippen, in der Nase, auch wohl auf der Zunge und im Halse bekommen.

Ein Frauenzimmer, die zur Zeit ihrer Reinigung die Pocken bekommt, ist freylich immer in einiger Gefahr. Man will bemerkt haben, daß die Pocken davon gern zurücktretten, aber es ist dies keine gewisse Regel, und kommt alles auf Umstände an.

Man hat eine sehr große Gefahr zu befürchten, wenn eine Kindbetterin in den ersten Tagen des Kindbetts von den Blattern befallen wird. Es pflegt sodann ein tödtlicher Blutfluß aus der Gebärmutter zu erfolgen, oder die Patientin verliert eine so große Menge Blut, daß die Blattern zurückschla-

schlagen, und die Kindbetterin an Zuckungen stirbt.

Vid. Wintringham Bemerkungen über verschiedene Krankheiten; in Samml. und Abhandl. für praktische Aerzte. B. 8. S. 471.

Was die Zufälle anlangt, so sind schlimme Zeichen. Wenn gleich von Anfang sehr starke Hitze und Durst, heftige Kopf= und Rückschmerzen, Zittern in Händen und Füßen, heftiges Brechen, Schmerzen im Unterleibe, nebst übermäßigen Zukkungen sich einstellen. Wenn der Kranke heftig und lang anhaltend phantasirt, zu starken Schlaf oder Schlaflosigkeit und eine große Unruhe hat. Wenn die Pocken plötzlich ohne Ordnung in großer Menge, so daß sie zusammenfließen, ausschlagen, auch das Fieber nach dem Ausbruche anhält. Wenn zu gleicher Zeit ein Masern= Friesel= Peteschen= oder anderer Ausschlag damit verbunden ist. Wenn neue Pusteln indem die vorigen schon vereitert sind zum Vorschein kommen. Wenn in dem Zeitpunkt der Eiterung die Haut blaß und schlaff ist. — Wenn der Patient sich plötzlich über Unfähigkeit zu schlingen beklagt. Wenn das Eiterungsfieber zu ungestüm und plötzlich eintritt mit großer Angst, Unruhe, Phantasiren, und andern heftigen Zufällen, wenn irgendwo ein fixer Schmerz festsitzt; wenn die Halsadern heftig schlagen, während der Puls an der Hand schwach schlägt. Wenn bey dem Eintritt

tritt der Krankheit alle Kräfte verlohren sind, und überhaupt wenn alle diejenige Zufälle eintreten die in hitzigen Fiebern die Ohnmacht der Lebenskraft andeuten.

Ueberhaupt muß man bemerken, daß man nie aus einzelnen Umständen ein Resultat ziehen darf, sondern jederzeit das Ganze übersehen muß. Nur wenige einzelne Zeichen sind immer böß, und eben so wenige immer gut, auch muß man jederzeit die Ursache von jedem Zufall erwägen, um in der Prognose nicht zu irren.

Was die Kur betrifft so muß man die Krankheit nach ihren verschiedenen Auftritten und Gestalten betrachten, und besonders den entzündlichen Zustand — und den Zustand der Schwäche genau ins Auge fassen. Tritt die Krankheit mit einem mehr oder minder heftigen Entzündungsfieber ein, welches der natürlichste Fall ist; so muß nach Maasgabe und nach dem Grade des Fiebers alles das sogleich in Anwendung gebracht werden, was zusammengenommen, die antiphlogistische Methode ausmacht, ohne daß man sich eigentlich um den zu erwartenden Ausschlag bekümmert. Solche Kranken müssen überhaupt wenig Speise genießen, hingegen auch über Durst viel trinken. Ueberhaupt muß oft, aber jedesmal wenig getrunken werden, damit der Magen nicht überfüllt und belästigt werde, und die Getränke Zeit haben allmälig ins Blut

zu

zu gehen. Auch muß man mit dem Getränke abwechseln, besonders bey Kindern, weil denselben das Getränke das ihnen heute angenehm war, morgen zuwider und ekelhaft wird.

Man muß das Zimmer des Kranken temperirt warm, aber ja nicht zu heiß erhalten, es muß nie weder Gestank, noch Wohlgeruch, noch Dunst darin geduldet werden, am allerwenigsten Kohlendampf und Dunst von vielen Menschen. Daher muß man oft die frische Luft durchstreichen lassen, wenn indessen der Kranke im Bette bedeckt liegt. Er muß nur leicht mit einer Matratze bedeckt seyn, auch nicht unmittelbar auf Federbetten, die zu sehr hitzen, sondern auf Matratzen liegen. Das gar zu kalte Verhalten, welches man heut zu Tage einzuführen suchet, und in den nämlichen Fehler verfällt, in welchen unsere Vorfahren bey der erhitzenden Methode verfallen waren, scheint nicht in allen Fällen passend zu seyn. Wenn Kälte der Bösartigkeit der Blattern Gränzen setzen könnte, so müßten im Winter bößartige Pocken ganz in gutartige umgeschaffen werden. Allein man beobachtet das Gegentheil, bey der kältesten Jahreszeit herrschen oftmals die bößartigsten Blattern, und raffen mehrere Menschen hinweg, als in dem heißesten Sommer. Der klügere Arzt thut also sehr wohl, wenn er hier den Mittelweg einschlägt. Allzuheise in dem Zimmer eingesperrte Luft, ist absolut tödtlich, da hingegen

die freye Luft in vielen Fällen große Vorzüge besitzet. Eine sehr kalte Luft ist den natürlichen Krisen der Blattern höchst hinderlich.

In dem Zustande des hitzigen Fiebers vor dem Ausbruche ist es immer nützlich, die Vollblütigkeit zu vermindern, und man hat gar nicht nöthig zu besorgen, daß davon der Ausschlag zurückbleiben würde: vielmehr würde er hernach desto geruhiger von statten gehen. Es ist also ein Aderlaß das erste, was man vorzunehmen hat, und überhaupt kehrt man sich in Absicht des Aderlassens übrigens an keinen Zeitpunkt der Krankheit, wenn sie nöthig ist, und sobald die Besorgniß einer wahren Entzündung statt findet. Sie muß auch wiederholt werden, bis die Symptome der Entzündung verschwinden, der Puls nachgiebt, und die Haut erweicht wird.

Es kann seyn, daß sich einige Unreinigkeiten in den ersten Wegen sammeln, denn sind abführende Mittel, von Tamarinden, Weinsteinrahm nützlich; außerdem sind sie unnöthig, weil man ohne Grund nichts thun muß. Täglich ein bis zwey Klystiere sind hinlänglich die Oeffnung zu erhalten.

Zeigen sich gleich im Anfange die Zufälle von Schwachheit, so dienen dünne Fleischbrühen mit Pomeranzen oder Citronensaft — gekochtes und gebratenes Obst mit ein wenig Zimmet gewürzt — Limonade mit Wein, und Molken wo die Milch in saurem Wein geschieden ist. Die

Die Luft muß stets frisch seyn, aber diese Kranken vertragen die Betten besser als die vorigen. Wollte man sie aufsitzen lassen, so würden sie ohnmächtig werden, auch der Wechsel der Wäsche ist schädlich.

Aderlassen findet in diesem Zustande nicht statt. — Freilich ist es an dem daß Schwachheit, uns nicht immer vom Aderlassen abhalten darf, aber hier ist der Fall bedenklich. Sollte ja der heftige Andrang des Geblüts nach irgend einem edlern Theile, besonders nach dem Gehirn, eine Blutausleerung erfodern, so mache man lieber durch Blutigel an die Schläfe oder hinter die Ohren gesetzt, Luft. Auch die eigentlichen Ausführungen sind hier unbrauchbar — es müßten denn offenbare Zeichen von Unreinigkeiten vorhanden seyn, und denn verordne man die Auflösung vom Brechweinstein. Hauptsächlich aber verordne man gleich vom Anfange die Fieberrinde, so wie wir sie oben angezeigt haben, in Verbindung mit Blasenpflastern, diese zeitig gelegt, sind von dem größten Nutzen. Ueberhaupt muß man bey den Blasenpflastern vorzüglich auf den Puls sehen, je kleiner, je weicher dieser ist — je mehr mithin die Nervenkraft unterdrückt ist, desto passender sind sie. Hier lasse man die Blasenpflaster nicht länger an einer Stelle liegen, als bis sie die Haut oben roth gemacht haben, und lasse sie gleich darauf an einem andern Orte wieder frisch

auf=

auflegen, und so lang wiederholen, bis durch ihren Reiz der Lebenskraft wiederum geholfen ist.

Tritt der Ausbruch ein, so legt sich gemeiniglich das Fieber merklich, und dann hat der Kranke nichts weiter zu thun, als fleißiges Trinken und die kühlende Lebensordnung zu beobachten, außerdem giebt man den Brechweinstein, oder den Antinomialwein des Huxhams in kleinen Gaben. Sollte aber das Fieber stark fortdauern, so wird auch die antiphlogistische Kurart fortgesetzt. Inzwischen giebt es Fälle wo der Ausbruch nicht von statten gehen will, oder die Pocken wieder zurück treten. Hier muß man aufs Sorgfältigste den Zustand des Fiebers untersuchen. Oft sind Unreinigkeiten im Magen und Gedärme vorhanden, hier kann man ein Tamarindentränkchen mit Brechweinstein, oder Calomel mit Goldspießglasschwefel geben.

℞. Pulpae Tamarind. Unciam unam
Coque c. ſ. q. Aquae ad remanent. Unc. ſex. colat. add.
Vini Antimonii Huxhami drachmam unam & ſemis.
M. D. S. Alle 2 Stund einen Eßlöffel voll.

Ist ein heftiges Fieber und Vollblütigkeit da, so muß man ein oder mehrmal Blut weglassen. Stellen sich katarrhalische Umstände ein, so lasse man leichten Melissenthee, oder einen Hollunder-

auf-

aufguß trinken, und verordne eine Kampferemulsion. Hier ist der Fall wo das warme Verhalten des gemeinen Mannes eintritt und seinen guten Grund hat. Treten die Pocken zurück so muß man Blasenpflastern auflegen, und den Kampfer in verstärkter Dose geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, ꝛc. ꝛc. (Fortsetzung.)

Siebente Beobachtung.

Der Sohn eines wohlhabenden Schusters, der sich sehr frühzeitig einer zügellosen Lebensart überlassen und dadurch schon verschiedene Krankheiten zugezogen hatte, wurde bey dem Regimente, wo er als Gemeiner stand, wegen übler Aufführung zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Diese Straffe besserte ihn so wenig, daß sie ihn, vielmehr nur noch lasterhafter machte. Er trieb in seinem Gefängnisse die Selbstbefleckung so häufig, daß er endlich in eine gänzliche Entkräftung und Auszehrung verfiel. Man mußte die Strafzeit abkürzen und ihn ins Lazareth schicken. Daselbst blieb er zwei Monate, wurde aber, ungeachtet aller Mühe, die sich die Aerzte mit ihm gaben, von Tag zu Tage immer kränker, so daß man an seinem Wiederaufkommen von die-

ser

ser Krankheit, welche eine wahre Rückendarre war, gänzlich zweifelte. Der Vater kaufte ihn, als er von seinem Zustand benachrichtigt wurde, vom Dienste loß, und reiste ab, um ihn nach Hause zu holen. Hätte ihn nicht die Stimme väterlicher Zärtlichkeit übermeistert, so würde er den Elenden, den er erblickte, und in welchem er, weder an Zügen, noch an Stimme seinen Sohn erkennen konnte, gewiß da, wo er war, gelassen haben. Mit zerrißnem Herzen führte er ihn fort, ungewiß, ob er ihn nur zwei Meilen weit bringen würde. Doch glückte es ihm dieses Scheusal, welches von einem Aase nur noch durch den Athemzug, und durch eine dumpfe hole Stimme unterschieden war, nach Hause zu bringen. Gleich nach seiner Ankunft wurde ich gerufen. Der Zustand, in welchem ich den Kranken fand, machte mir es fast gewiß, daß er nur noch wenig Stunden leben könnte: ich that daher weiter nichts, als daß ich einige Vorschriften gab, wie man ihn, so lange als er noch lebte, pflegen und beköstigen sollte. Indessen hatte ich mich diesmal glücklicherweise in meiner Vorhersagung geirrt. Vielleicht hatte die verdorbne Luft im Gefängniß und im Hospital eben so viel als seine Ausschweifungen zur Krankheit beigetragen; vielleicht siegte auch seine Jugend und gute Konstitution über alle Ursachen der Zerstörung; genug, mit Hülfe einer sorgsamen Pflege, Wartung und Reinlichkeit erholte er sich nach und nach

wie-

wieder ein wenig. Alles, was mit ihm vorgenommen wurde, schränckte sich auf eine sehr einfache aber gut gewählte Diät ein, mit welcher eben so einfache Mittel, z. B. Brusttränke, Sydenhams weißes Dekokt, und trocknes Reiben, verbunden wurden. Kaum waren drei Monate vorbei, so konnte er wieder aufstehen und im Zimmer hin und her gehen. Eine Milchkur und der Auffenthalt auf dem Lande stellte seine Kräfte wieder so weit her, daß man einer gänzlichen Genesung entgegen sah. Allein da er sich am sichersten glaubte, fand sich ein unwillkührlicher Saamenfluß ein, welcher beinahe zur Gewohnheit wurde. Dabei bemerkte er eine gänzliche Schwäche der Zeugungstheile, die sich mit seinen Begierden sehr schlecht verteug, und ihn daher in eine Schwermuth stürzte, wodurch seine Genesung sehr verzögert wurde. Man rieth ihm sich zu verheirathen, weil dieses das sicherste Mittel zu seiner Genesung seyn würde. Dieser Rath, welchen ich nicht gut heißen konnte, wurde befolgt. Der junge Mensch traf eine Partie, die ihm sehr wohl gefiel; allein seine Kräfte, die er vorhin durch lasterhafte Handlungen verschwendet hatte, waren unvermögend den Pflichten des Ehestandes Gnüge zu leisten. Seine Melancholie wurde dadurch noch vermehrt; endlich wurde er ganz blödsinnig, verfiel in eine Auszehrung und starb sieben oder acht Monate nach der Hochzeit.

Anmerkung.

Wie mannigfaltigen Stof zu Betrachtungen giebt diese Geschichte an die Hand? Sie alle auseinander zu setzen, würde beinahe ein eignes Buch erfordern. Ein fast schon abgestorbnes elendes Geschöpf lebt hier mitten unter den fürchterlichsten Zufällen und Wirkungen der Schwäche der Entnervung und der Ansteckung wieder auf, und legt das anschaulichste Zeugniß von den Wunderkräften der Natur ab. Und was bewirkt diese große Veränderung? Die allereinfachsten und natürlichsten Dinge, die man nur denken kann, gute Luft, gesunde Nahrungsmittel u. s. w. Was würden in einer chronischen Krankheit von dieser Art heroische und sehr wirksame Arzneien geleistet haben? Hätte man nicht fürchten müssen, daß sie den schwachen Funken des Lebens, der nur genährt, nicht gewaltsam angeblasen werden durfte, erstickt haben würden.

Rückfälle der Krankheiten sind gemeiniglich mehr als diese selbst zu fürchten, und ihnen vorzubeugen sollte man immer allen möglichen Fleiß anwenden. Wird man wohl von einem Menschen, der noch vor einem Augenblicke in Gefahr zu ersticken war, ververlangen, daß er schnell laufe, und seine Lungen aufs gewaltsamste anstrenge? Und doch verfuhr man in dem gegenwärtigen Fall auf ähnliche Art. Der Kranke war kaum dem Tode entrissen, seine Erschöpfung war so groß, daß er nothwendig zur Zeugung ganz unvermögend seyn mußte; und gleichwohl rieth man ihm sich zu verheirathen, rieth es ihm auf das Gutheißen solcher Leute, die sich gern Diener der Natur nennen hören. Wahrhaftig, der muß die Natur schlecht kennen, der ihr so schlecht dient!

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Sieben und dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 12ten Sept. 1795.

Von den Pocken.

Fortsetzung.

In dem Zustande der Schwachheit in diesem Zeitraume, muß man seine Zuflucht zu dem Wein als dem größten Kardiacum nehmen, und davon dem Patienten alle 1 – 2 Stund ein dem Alter angemessene Portion reichen. Hiermit verbinde man die China und den Kampfer. Ist der Kranke im erwachsenen Alter, so untersuche man die vorher geführte Lebensart. War er ein starker Liebhaber vom Kaffee, so erlaube man eine Tasse, vom Wein oder Brandewein, so lasse man das Lieblingsgetränk in kleiner Quantität nehmen, und gebe starke Doses von dem Hoffmännischen Liquor. Man lasse auch fleißig den Dampf von warmer Milch nach dem Gesicht aufsteigen, und die Pocken werden sich erheben, auch lasse man Schwämme in warmen Wein getaucht, unter die Achseln und in die Leisten am Unterleibe legen, Beutel mit Kamillenblumen,

Fieberrindenpulver auf die Brust und Unterleib und unter den Rücken längs herab, und wasche die Glieder mit lauem Essig.

Stellen sich Nervenzufälle ein, so besteht die beßte und geschwindeste Hülfe nach Hufelands und anderen Erfahrungen in den Zinkblumen, welches man auch überhaupt bey dieser ganzen Periode in Verbindung mit den andern Mitteln reichen kann. Diese sind ein vorzüglich krampfstillendes Mittel, und haben den Vorzug vor den übrigen, daß sie die Wallung des Bluts nicht vermehren, auch weil sie keinen Geschmack besitzen, so sind sie das fürtrefflichste Kindermittel: man giebt bey kleinen Kindern alle 2 Stnnden einen Gran, bis zum sechsten Jahr zwey, und von da an vier. Sind Würmer zugegen, so kann man das Kalomel damit verbinden.

℞. Florum Finci præparat. grana duo.
Calomel bene ppt. granam unum.
Sachari albiſſimi grana nouem.
M. f. Pulvis exhibeant. ejusmodi
p. æq. octo. D. S. Alle 2 Stund eins zu nehmen.

Nun kommt ein wichtiger Zeitpunkt, das Zeitigungs- und Eiterungsfieber. Beide Fieber berühren sich mit ihren äußersten Gränzen, da nicht alle Blattern zu gleicher Zeit reifen, und einige

schon

schon voll reifen Eiters sind, indeß andere noch unreif sind. Aber es entsteht auch von im Blute zurückgebliebener Blattermaterie, von verdorbenen Säften und besonders aufgelößtem und scharf gewordenem Fette, oder von Entzündung irgend eines innern Theils. In diesem Fieber ereignen sich die größten Beschwerden und die schlimmsten Auftritte, und die mehrsten, welche die Pocken tödten, sterben in diesem Zeitraume. Das Hauptgeschäffte des Arztes besteht in folgenden drey Dingen.

1) Man gebe gleich vom ersten Tage des Eiterungsfiebers ein abführendes Mittel: die Tamarinden, Cremor Tartari oder Manna, zumal in Molken aufgelößt, und zwar so, daß täglich wenigstens drey Oeffnungen erfolgen.

2) Gebe man gleich vom ersten Tage des Eiterungsfiebers an, täglich eine reichliche Menge Vitriolgeist im Getränke.

℞. Spirit. Vitriol. Unciam semis
Syr. Violarum Uncias sex.
M. D. S. Davon so viel unter ein Glas Wasser gethan bis es säuerlich schmeckt und trinken lassen.

3) Sorge man für den freyen Genuß einer reinen kühlen Luft, indem man die Atmosphäre der Stube durch Eröffnung der Fenstern und Thüren unaufhörlich erneuern, ohne den Kranken doch un-

mittelbar einem Zuge auszusetzen. Man setze auch große Gefäße mit frischem Wasser in die Ecken des Zimmers. — Auch besprenge man den Boden und das Bette mit Essig und mit Kalchwasser.

Ist in dieser Periode der Zustand der Schwachheit vorhanden, so bleibt die Hauptkur die natürlichste wie wir oben schon angegeben haben. Auch hier können die Zinkblumen mit dem glücklichsten Erfolge in Verbindung mit der China gegeben werden — auch kann man dazwischen einen Tamarindenaufguß reichen. Auch thut man wohl wenn man die Extremitäten in Servietten einwickelt, die mit Kampfer in Eydotter aufgelößt, bestrichen und fleißig erneuert werden.

Scheinen die Naturkräfte zu erliegen, und die bewährtesten Mittel nicht anzuschlagen, so nehme man seine Zuflucht zu dem Opium. Kinder von ein bis fünf Jahren bekommen alle drey Stunden einen Tropfen flüssiges Laudanum mit zwey Gran Zinkblumen, ältere zwey Tropfen. Wo das Einnehmen unmöglich ist, setze man einige Tropfen in die Klystiere, welche man von einem Chinaabsud bereiten kann.

Wenn die Blattern abtrocknen, so überläßt man dieses Geschäfte der Natur, und die Kurart besteht lediglich darinnen, daß man bis zur völligen Genesung wöchentlich zweymal gelinde Abführungen nimmt, und daß man von der Diät, die bisher

ge-

gehalten worden, langsam zu der Lebensart der Gesunden wieder zurückkehrt.

Bey dem Zustand der Schwachheit muß man während dem Abtrocknen, mit den stärkenden Mitteln, besonders mit der China fortfahren, zuweilen ein wenig Wein geben, und die Glieder oft mit Wein waschen.

Was die Zufälle in dieser fürchterlichen Krankheit betrifft, so werden selbige schon an und für sich selbst durch die Hauptkur gelindert; also bemerke ich kürzlich folgendes:

a) Heftiges Erbrechen. Hier ist zu bemerken, daß die Natur fast bey allen Fiebern mit Ausschlägen Erbrechen erregt, um den exmathematischen Stoff nach der Oberfläche des Körpers hinzutreiben, man siehet daß hier der Brechweinstein sowohl wegen seiner Brechen erregenden, als Schweiß machenden Kraft vorzüglich indizirt ist. Ist das Brechen übermäßig heftig, so dienet folgendes

℞. Salis Absynth. drachmam unam
Succi Citri q. s. ad perfect. saturat.
Aquae fontanæ Uncias sex
Syr. Cortic. Aurant. Unciam unam.
M. D. S. Alle Stund zwey Eßlöffel voll zu nehmen.

Auch kann man Kräuterbeutel von Krausemünze und Safran in Rheinwein gekocht auf den Magen legen.

b) Entzündung der Augen. Man wasche die Augen fleißig mit einem zarten Schwämmchen in milchlauem Wasser getaucht, und vermeide alle zuzusammenziehende klebrigte Mittel.

c) Bey beschwerlichem Harnen lasse man den Kranken viele dünne Mandelmilch trinken, nehme ihn mit gehöriger Vorsicht aus dem Bette, und wenn dieses nicht hilft applizire man den Catheder.

d) Beym heftigem Speichelfluß muß man den Mund mit einem lauwarmem Feigendekokt mit Milch oder Rosenhonig vermischt fleißig ausspülen. Es giebt auch große Linderung, wenn man die Wunden und rohen Stellen im Munde, und am Zahnfleische mit verdünntem Quittenschleim öfters bepinselt. Auch dienet folgendes Mundwasser:

℞. Aquae Florum Sambuc. Uncias octo
Mellis Rosar.
Syr. mororor. aa Unciam unam
Succi semperuiui major. rec. express.
Unciam semis.
M.

Stockt der Speichelfluß plötzlich, woraus viele beschwerliche Zufälle entstehen, so lasse man viel warmes Getränk trinken, warme Dämpfe einathmen, vorzüglich aber etwas weniges von der neapolitanischen Salbe in die Halsdrüsen einreiben.

e) Zur Verhütung tiefer Narben ist nichts besser, als die reifen Blattern mit einer spitzigen Schee-

Scheere zu öffnen, und den ausfließenden Eiter mit einem in warmer Milch getauchten Schwamm abzuwischen. Diese Eröffnung muß aber täglich einigemal wiederholt werden, weil sich die Blattern gar bald wieder mit Eiter anfüllen. Ueberall wo sich schon ein Schorf angesetzt hat, streicht man die Stellen mit süßem Mandelöl. Die dicken großen Grinder der zusammenfließenden Pocken bähet man fleißig mit warmer Milch. Außerdem kann man das Gesicht mit dünner Fleischbrühe fleißig waschen, wodurch die Haut geschmeidig wird, und ihre vorige Glätte wiederum erhält.

Diese Krankheit macht oft fürchterliche Metastasen sowohl während dem Verlauf, als nachher. Fallen die Pocken plötzlich, werden leer, und verschwindet die Geschwulst des Gesichts, so sind dies Zeichen, daß der Eiter zurücktritt, welches ein höchst gefährlicher Umstand ist. Hier lege man Blasenpflaster auf die Vorderärme und Gelenke, Umschläge von erweichenden Kräutern in Milch gekocht an die Füße, gebe alle zwey Stunden ein Klystier, und lasse Gerstenwasser mit Oxymel vermischt häufig trinken, um den Urin zu befördern. Zu gleicher Zeit verordne man dem Kranken Hollunderthee, und gebe den Kampfer mit den Hofmännischen schmerzstillenden Tropfen reichlich versetzt. Auch hier ist ein reiner guter Wein löffelweise gegeben, und ein warmes Bad von dem herrlichsten Nutzen.

Bleibt nach dem Abtrocknen der Blattern ein auszehrendes Fiebers zurück, so hat man auf eine Eiterversetzung zu schließen. Hier muß man suchen die Schärfe abzuleiten, durch Blasenpflaster, Fontanellen und Haarseile, auch lasse man den Patienten Molken mit Selzer und Embser Wasser trinken, und gebe dazwischen einen kalten Chinaaufguß löffelweis. Es geht aber nicht allein langsam mit dieser Kur; sondern sie ist auch oft vergeblich.

Sollte ein Absatz von Blattermaterie auf den Sehenerven eine Blindheit verursacht haben, so lege man in den Nacken und hinter die Ohren Blasenpflaster, und gebe gelinde Abführungen.

Oftmals wirft sich die Blattermaterie auf die Knochen, und wenige Tage sind alsdann hinreichend den völligen Beinfraß zu erregen. Sobald demnach die Kranken bey der Abtrocknung der Blattern über Schmerzen und Steifigkeit in dem oder jenem Gelenk klagen, so lege man auf dasselbe ein großes Blasenpflaster, wickle den ganzen Theil in warme Milchumschläge ein, und gebe Quecksilberabführungen.

Die tödtendste Pest hat zu keiner Zeit größere Verheerungen angerichtet, als die natürliche Pokken, wenn sie in Völkerschaften gedrungen, denen dies grausame Uebel bisher noch unbekannt geblieben war, und diese Krankheit trotzet noch heute zu Tage den Bemühungen der Aerzte, und ist jetzt eben

noch

noch so taktisch, als zu den Zeiten der Araber, die uns die erste Beschreibung davon hinterlassen haben. Der Kunst ist es noch nicht gelungen in die Dunkelheit hineinzudringen, die die unerkannte und ganz eigene Natur dieses Gifts verhüllet, noch weniger ein Arzneymittel ausfindig zu machen, das durch untrügliche eigene Wirkungskraft, die ungewisse Art derselben verbessern, die Unbändigkeit der Ansteckung mildern, oder ihre Grundstoffe vertilgen können. Alle Mittel welche man dazu vorgeschlagen haben nichts vermogt, und die größte Schutzwehr gegen diese fürchterliche Krankheit, ist unstreitig die Blatterinokulation.

Die Inokulation ist wahrscheinlich sehr alt; aber man weis eben so wenig ihren ersten Ursprung mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, als wie man zuerst auf sie gekommen ist, und wer sie zuerst errichtet hat. Unterdessen ist so viel gewiß, daß eine unzählige Menge von Menschen dadurch erhalten worden. Wie viele Tausende haben nicht die Suttons, Dimsdale und Chandler geimpft, ohne einen einzigen zu verlieren! Freilich sind auch einzelne Subjekte verlohren gegangen, besonders ehe die Erfahrung sehr vieles verwarf, was an dem unglücklichen Ausgange oft schuld war, aber dieses muß man keineswegs der Operation zur Last legen, und dieselbe aus diesem Grunde verwerfen.

Man hat die Nützlichkeit der Inokulation durch

Einwürfe zu untergraben gesucht, welche aber bey näherer Beleuchtung nicht Stich halten. Man sagt

Erstens: „Da doch Einer unter 345, viel-
„leicht auch unter 3000 stirbt, werden wir nicht
„Mörder eines solchen Kindes, indem wir es ohne
„Noth krank machen, und der Gefahr des Todes
„aussetzen, der es vielleicht ohne die Einpropfung
„entgangen, auf zeitlebens entgangen, oder doch
„noch viele Jahre als ein brauchbarer Bürger,
„zum Nutzen des Staats leben konnte?"

Allein man weiß aus der Erfahrung, daß nur diejenige durchs Einpropfen die Blattern bekommen, deren Körper eine Disposition dazu hat, die andern nicht. Die Einpropfung ist das einzige Verwahrungsmittel, wodurch wir eine grausame und unvermeidliche Krankheit in eine weniger gefährliche verwandeln — und warum sollten wir dies Mittel nicht gebrauchen? Wenn auch ein Kind an den künstlichen Blattern stirbt, so ist doch immer noch die Frage, ob sein Tod der Einpropfung, oder andern Ursachen zuzuschreiben? Untersucht man jeden unglücklichen Vorfall gehörig, so findet man daß entweder die gar zu große Sicherheit des Inoculirenden, oder die Unvorsichtigkeit des Inoculirten daran schuld gewesen. Ohngefähre Vorfälle thun hier nichts zur Sache. Eine jede Arzney kann bisweilen trügen oder schaden, deswegen bleibt sie doch sicher, wenn sie mir in den meisten Fällen hilft.

Zwey-

Zweytens sagt man: „durch die Einpropfung „greifen die Blattern weit mehr um sich, es ent„stünden wahre Blatterepidemieen, und die Krank„heit würde durch diese neue Ansteckungen bestän„dig unterhalten."

Allein es ist gewiß nichts von einer Ansteckung der Blattern außer denen Häusern, worinnen man eingepropft hat, zu befürchten, am allerwenigsten eine bösartige Epidemie, denn die eingepropften Blattern erhalten sich in der Regel in ihren Eigenschaften, wie diejenigen natürlichen Blattern, welche an Menge und Gutartigkeit ihnen gleichen, d. i. die meistens nur wenige an der Zahl sind, und keinen merklichen Geruch ausduften. Die einen wie die andern stecken nur an durch unmittelbaren Umgang, und dergleichen Ansteckung kann ganz leicht ausgewichen werden.

Drittens sagt man: „In denen Ländern wo „man die Inoculation als Mode ausübe, habe „die Mortalität zugenommen, und man bemerke „unter Menschen von gesitteten Ständen welche „die Blattern durch die Kunst empfangen, unge„mein viele Erschlaffung und Niedergeschlagenheit „der geistigen und körperlichen Kräfte, welche als „Folgen der Einpropfung anzusehen wären."

Allein die Ursachen welche seit geraumer Zeit den physischen Zustand der Menschheit verschlimmern, haben ihren Grund in Dingen, die mit der

In-

Inokulation in gar keiner Verbindung stehen. Der Fehler liegt in unserer Verzärtelung, und in den Folgen der wollüstigen Ausschweifungen, keineswegs aber in der Inoculation.

Viertens sagt man: „Die Blatterkrankheit „seye eine natürliche allgemeine Veränderung des „menschlichen Körpers, und man habe von ihr „wichtige Endzwecke in der Oekonomie des mensch„lichen Körpers zu erwarten. Die Blatterkrank„heit seye eine Wohlthat der Natur, und deswe„gen mußten wir auch den vortheilhaften Zeit„punkt ihrer Entstehung von der Wohlthätigkeit „der Natur abwarten.“

Allein die Pocken sind durchaus keine absolute nothwendige Krankheit des Menschengeschlechts, und man kann sie daher für kein Werkzeug der Natur halten, gewisse festgesetzte Absichten zn erreichen. Diese Absichten beziehen sich entweder von jeher auf das ganze menschliche Geschlecht, oder sie existiren gar nicht. Sobald es aber nicht immer Pocken gab, und noch jetzt nicht überall giebt, auch hier und da einzelne Menschen ohne Pocken ein hohes Alter erreichen: so ist es unbegreiflich, wie man glauben kann, daß dadurch von der Natur eine vorherbestimmte Veränderung in der thierischen Oekonomie hätte herfürgebracht werden sollen.

Fünftens. Macht man den Einwurf „die „Einpropfung geschiehet ohne Veranlassung der

Na-

„ Natur. Allenthalben wo sonst die Medizin Krank„ heiten herfürbringt, da thut sie es auf Anleitung „ der Natur, und auf Veranlassung einer schon „ vorhandenen Krankheit. Die natürlichen Pocken „ kommen zu der Zeit, wenn die Materie, welche „ ausgetrieben werden soll, ihre gehörige Reife „ bekommen hat, folglich sind in denen künstlichen „ vorzuziehen, weil die Werke der Natur besser sind „ als die Werke der Künste."

Es ist wahr, die künstlichen Pocken sind eine erzwungene Krankheit. Aber die Erfahrung lehret nichts, was dagegen eingewendet werden könne, diese Krankheit zu erzwingen. Bößartige epidemische Konstitutionen sind es hauptsächlich, welche die größten Niederlagen machen, und die gesundesten mit dem schwächesten tödten. Ist es nicht Grund genug zur Inokulation, so viele Menschen dadurch von der unvermeidlichen Gefahr zu sichern?

Die künstlichen Pocken mögen in die Natur wirken, wie sie wollen, genug sie schützen uns, unter gewissen Bedingungen, ohne gegenwärtige Gefahr, höchstens mit sehr seltenen Ausnahmen, und ohne gefährliche Folgen für einer äußerst gefährlichen Krankheit, und wofür kein Mensch, der sie noch nicht überstanden hat, unter keinerley Umständen sich sicher halten kann. Und ist es nicht immer besser einem gefährlichen Feind unter vortheilhaften Umständen entgehen zu gehen, als ihn zu erwarten?

Der

Der Vorzug der Werke der Natur, vor den Werken der Kunst, läßt sich auf keine Krankheit anwenden, denn jedes Fieber ist im eigentlichen Verstand ein Werk der Natur zu nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, ꝛc. ꝛc. (Fortsetzung.)

Achte Beobachtung.

Ein Mann, der in seiner Jugend sehr ausschweifend gelebt hatte, und schon im sechs und dreißigsten Jahre im höchsten Grade podagrisch war, hatte einen Sohn, welcher schon frühzeitig anfieng, dem Beispiel seines Vaters nachzuahmen. Ob man gleich zu der Zeit, wo er mannbar wurde, genau auf ihn Acht gab, so fand er doch Mittel, die Wachsamkeit seiner Aufseher zu hintergehen, und mißbrauchte seine Kräfte dergestalt, daß er in eine schwere Krankheit verfiel und zwey Jahr zwischen Tod und Leben hinbrachte. Dennoch erholte er sich allmählich wieder; aber schon im neunzehnten Jahre stellte sich ein Gichtanfall bey ihm ein, welcher ihn länger als zwey Monate bettlägrig machte. Die Gicht setzte sich endlich in den Füßen fest, und seit der Zeit hatte er jährlich zwey Anfälle vom Podagra und Chiragra. Nach dem fünf und zwanzigsten Jahre kamen die Anfälle

sehr oft, und es erzeugten sich in allen Gelenken der Hände und Füße Gichtknoten, welche ihn sehr verunstalteten und des Gebrauchs seiner Glieder dergestalt beraubten, daß er die meiste Zeit im Bette zubringen und sich in einer Sänfte oder Fahrstuhl von einem Ort zum andern bringen lassen mußte. In diesem Zustand sah ich ihn, da er erst 32 Jahr alt war. Die Gelenke waren an verschiedenen Stellen aufgebrochen und schwitzten eine kreideartige Materie aus.

Anmerkung.

Die Anlage zu erblichen Krankheiten kann durch alle Arten von Ausschweifungen entwickelt werden, vorzüglich durch solche, die Ausartung und Verminderung der Säfte bewirken. Die Folgerungen, welche Tissot hiervon ableitet, sind nicht minder wahr als fürchterlich. „Diejenigen vornemlich, sagt er, „welche eine angeerbte Krankheit, Gicht, Steinschmerzen, Lungensucht, Skropheln, zu befürchten „haben, die zuweilen Anfälle von Husten, Engbrüstigkeit, Blutspeyen, Kopfweh, oder Fallsucht „gehabt haben, oder die eine Anlage zu der oben „beschriebenen Steifheit der Gelenke haben; alle „diese Unglücklichen können gewiß seyn, daß jede „Wiederholung jener schändlichen Handlung ihrem „Körper schädlich werden, den Ausbruch der Krankheiten, welche ihnen drohen, beschleunigen, die „Anfälle derselben um vieles verschlimmern, und

„sie

„ sie in ihrem besten Alter allen Schwächen des un„ vermögendsten Greisenalters blosstellen muß.“

Eine nothwendige Folge dieser Entnervung ist nicht nur die Hinfälligkeit des gegenwärtigen sondern auch die Ausartung künftiger Menschengeschlechter und Vererbung der Schwäche und des Lasters auf die Nachkommen. Die Ausschweifungen der Jugend verbreiten ihren schädlichen Einfluß nicht nur über alle Krankheiten, erschweren und unterhalten nicht nur alle erbliche Krankheiten von Geschlecht zu Geschlecht, sondern sie untergraben auch die Lebenskraft, welche Leibe und Seele zusammenhält. Die gewaltsame Anstrengung, in welcher die Naturkräfte immerfort durch den Zauber der Einbildungskraft im Schlafe wie im Wachen unterhalten werden, muß nothwendig eine große Verschwendung und allmählich Verderbniß der Säfte, fehlerhafte Ernährung, Vertrocknung und gänzliche Zerrüttung der festen Theile nach sich ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Acht und dreisigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 19ten Sept. 1795.

Von den Pocken.

Fortsetzung und Beschluß.

Da die Gutartigkeit der inoculirten Pocken, die stärkste Empfehlung derselben ist, so fragt es sich

1) Ist die Gutartigkeit eine wesentliche Eigenschaft der inoculirten Blattern?

2) Auf welche Weise kann die Mittheilung des Gifts durch Inoculation die Blatterkrankheit so gutartig machen.

Vid. Hufeland Bemerkungen über die natürlichen und geimpften Blattern. S. 222.

Was den Ersten Satz betrifft, so erhellet seine Wahrheit aus der Menge der Beispiele, welche beweisen, daß Kinder die man in den bößartigsten Blatterepidemien eingepropft hat, (vorausgesetzt, daß sie nicht schon natürlich angesteckt waren) dennoch die gutartigsten Blattern bekommen haben — daß man im Sommer bey heißer ungesunder Witterung eingepfropft hat, und die Blattern gut aus-

gefallen sind — daß man Kinder von jedem Alter, schwächliche, zahnende, mit Würmern behaftete geimpft, und doch leichtere und gutartigere Pocken erhalten, als wenn die natürlichen solche Subjekte befallen — und daß man überhaupt wahrgenommen hat, daß die geimpften Blattern sich durch eine besondere Leichtigkeit der Zufälle und eine äusserst geringe Tödtlichkeit auszeichnen, so daß man höchstens auf 400 Inoculirte einen Todesfall rechnen kann. Dieß alles muß als ein Beweiß der natürlichen Gutartigkeit der inoculirten Blattern *gelten*.

Läge der Unterschied der natürlichen und inoculirten Blattern bloß in der Behandlung und den Nebenumständen, so müßte ein Subjekt, mit eben der Sorgfalt ausgesucht und präpariret und eben so behandelt als bey der Inoculation, die natürlichen Blattern eben so leicht haben. Nun hat man aber mehrere Beispiele, wo dergleichen Personen, die eben inoculirt werden sollten, natürlich angesteckt wurden, und troz aller guten Behandlung die bößartigsten Blattern bekamen, und starben. Folglich muß der Unterschied die Gutartigkeit in der Inoculation selbst liegen.

Vid. Hufeland *Loco Cit. P.* 229.

Was also die zweite Frage betrifft, so scheint der Grund der Gutartigkeit in der eigenen Art der Mittheilung des Gifts auf folgenden Punkten zu beruhen.

a)

a) Bey der Inoculation geht immer erst die örtliche Blatterkrankheit vorher, ehe die allgemeine entsteht, d. i. die Natur bemühet sich den Reiz des Blattergifts, durch Entzündung und Eiterung zu umwickeln, ihn zu kochen, unschädlich und unserer Natur ähnlicher zu machen. Man kann also mit Gewißheit annehmen, daß wir bey der Inoculation das Gift nicht so, wie es uns in die Haut gelegt würde, sondern gemildert in das innere System unsers Körpers aufnehmen, da hingegen bey der natürlichen Ansteckung, wo noch überdieß Lunge und Magen die gewöhnlichen ersten Berührungspunkte sind, es in seiner ganzen Kraft unmittelbar die edelsten Organen befällt.

b) Durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Schwärung in der Impfwunde, wird die Krankheit nach der Oberfläche des Körpers gezogen, und so zu reden in eine oberflächliche Hautkrankheit verwandelt. Derselbe Punkt der zuerst die Infektion aufnahm, wird hernach das wichtigste Organ, worinnen sich gewissermaßen die Hauptkraft der Krankheit konzentrirt, da hingegen die natürlichen Pocken ganz innig mit unserm innern System vermischt sind.

c) Die Ansteckung durch die Inoculation wirkt schneller, aber desto flüchtiger und oberflächlicher die natürliche hingegen langsamer, durchdringender und desto tiefer und verderblicher. Bey der Inoculation

ist es der konzentrirte Angriff des Gifts auf Einen Punkt, was die Krankheit herfürbringt, dort ist es der Ueberfluß des Ganzen mit dem feinsten im Dunst aufgelößten Gift. Natürlich müssen die Wirkungen verschieden seyn.

Bey der Inoculation haben wir auf folgende Stücke zu sehen.

1) Auf die Epidemische Konstitution. Ihr Einfluß ist sehr sichtbar. Warum würde sonst die Blatterepidemie nur zu gewissen Zeiten zurückkehren? Vorzüglich aber scheint die warme und feuchte Luft die Fortpflanzung und Entwicklung der Blattern zu begünstigen.

2) Auf den individuellen Zustand des Subjekts. Wir sehen daß manche Menschen alle Miasmen sehr leicht auffangen, andere nicht. Es giebt Menschen, die troz aller Ansteckung nicht venerisch werden; und von den Blattern haben wir ebenfalls Beispiele dieser Art. — Je freyer überhaupt bey einem Menschen das Drüsensystem, je mehr Nerventhätigkeit und Rezeptivität der lymphatischen Gefäße zum Einsaugen vorhanden ist, je ungehinderter — je vollkommener entspricht die Inoculation dem vorgesetzten Zweck. Je mehr Hindernisse sich aber von dieser Seite vorfinden desto mehr wird der Zweck verfehlt und die Blatterkrise unvollkommen. Ein scharfes, entweder von Natur oder zufällig zu starken Schweißen geneigtes Hautorgan; kann ebenfalls

falls Ursache seyn, daß das Blattergift noch ehe es tief genug eingreift, wieder verflüchtigt wird; eben so ein gleich anfangs zu starker Ausfluß aus den Impfwunden.

3) Die Beschaffenheit des Gifts. Unreife vor der eigentlichen Schwärung genommene Materie, bringt oft gar keine, zuweilen unächte Blattern hervor, die vor neuer Ansteckung nicht sicheren; da hingegen die wohlgekochte Materie die vollsten Blattern hervorbringt. Eben dieß Verhältniß ist zwischen alter getrockneter Materie und frischer noch flüssiger. Noch mehr aber verliert sie die ansteckende Kraft, wenn sie flüssig aufbewahrt und faul wird, und mit solcher Materie sollte man nie impfen, weil gefährliche Folgen davon entstehen können.

4) Die Art der Mittheilung des Gifts. Daß sie nicht gleichgültig sey, beweißt schon der große Unterschied der natürlichen und inoculirten Blattern. Und bey letztern hat die Erfahrung bestättiget, daß die Inoculation mit Hülfe eines Blasenpflasters ungleich wirksamer war, als die mit dem Stich. Sie faßte leichter und bewirkte einen reichlichern Ausbruch und besser gefüllte Blattern, wahrscheinlich weil das Blasenpflaster, durch Entblößung der Nervenwürzchen und einsaugenden Gefäße von der Oberhaut, der Stelle mehr Empfänglichkeit und durch Herbeylockung der Lymphe mehr Fähigkeit zur ersten Lokalgährung des Gifts giebt. Man legt ein

sehr kleines, etwa einer Erbse großes Stückchen spanisch Fliegenpflaster Abends auf den zu impfenden Theil, welches denn am Morgen ein eben nicht größeres Bläschen gezogen hat, welches man leicht öffnen, und nachdem die Feuchtigkeit recht abgetrocknet, das Gift mit Hülfe eines Federkiels oder Pinselchens unter die Oberhaut bringen kann.

5) Die Behandlung der Inoculirten. Es kommt hier alles auf den individuellen Zustand des Subjekts, auf Gewohnheit, Jahreszeit und epidemische Konstition an. Doch kann man folgende Cautelen festsetzen.

1) Nie erlaube man Zugluft, sondern nur oft erneuerte frische Luft — eben so vermeide man allen schnellen Uebergang aus der Wärme in Kälte, und die feuchte Nebelluft.

2) Sind die Inoculirte ein sehr warmes Verhalten gewohnt, so hüte man sich sehr mit der Kälte in der Krankheit freygebig zu seyn, eben so wenn sie der Federbetten gewohnt sind, so rathe man nicht dieselbe mit leichten Matratzen umzutauschen.

3) Zeigen sich bey dem Ausbruche große rothe Flecken, so vermeide man kalte Luft, weil dieses eine scharlachartige Modification der Säfte andeutet, die die Kälte wenig verträgt.

4) Mit dem kalten Waschen der Impfwunden seye man ungemein vorsichtig, weil man dadurch den nöthigen Ausfluß hindern, und zu bößen Augen,

gen, Halswehe und Abscessen Gelegenheit geben kann. Den nemlichen Effect thun Bleymittel.

5) Am beßten thut man, wenn man ein leinenes Läppchen mit ungesalzener Butter oder Hirschtalg bestreicht und aufbindet — oder Wachspapier um das Reiben zu verhindern. Digestive machen in manchen Fällen den Ausfluß zu stark, und könnten auch dadurch die Aufnahme des Gifts hindern.

6) Ist die Entzündung stark, so schlage man eine Auflösung von Kampfer in Eyergelb darüber.

7) Nie verordne man im Allgemeinen eine zu kühle wässrigte Diät, mit wiederholten Abführungen verbunden. Ohne Bedenken lasse man den Patienten des Mittags eine dünne Fleischbrühe, für gewöhnlich aber Milch mit Wasser genießen.

8) Bey dem Ausbruch und der Eiterung, vermeide man alle kalte, feuchte Luft, und den schnellen Uebergang aus Wärme in Kälte aufs Sorgfältigste. Die vollen Blattern lasse man zu wiederholtenmalen öffnen, und mit warmer Milch auswaschen, und wenn die erste Blatter im Gesichte trocknet, so fange man an abzuführen. Bey der Impfwunde bleibe man bey dem einfachen Verbande. — Nur dann wenn nach Verhältniß der Krankheit die Röthe derselben weniger lebhaft — der Ausfluß unbedeutend ist, oder üble Zufälle an den Augen, dem Hals und auf der Brust entstehen

sollten, so muß man eilen durch Auflegung eines spanischen Fliegenpflasters den Reiz zu verstärken.

9) Arzneymittel sind bey dem gewöhnlichen ordentlichen Verlauf unnöthig, finden sich aber bedenkliche Zufälle ein, so müssen sie nach obiger Anleitung wie bey den natürlichen Blattern behandelt werden.

10) Nach der Krankheit da die Inoculation im Ganzen keine üble Folgen hinterläßt, sind auch keine Nachkuren nöthig. Einige gelinde Abführungen, Seifenbäder, und Waschen mit Wasser und Wein geben dem Körper seine völlige Integrität bald wieder. Bey Schwächlichen und nach einer großen Menge Blattern, wird damit ein kalter Chinaaufguß, oder Selzer, oder Embser Wasser, oder Molken verbunden.

Von den stummen Lastern der Unkeuschheit bey jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts, 2c. 2c. (Fortsetzung.)

Körper und Geist leiden durch die Selbstbefleckung so sehr, daß in kurzem alle Hülfsmittel, welche die Kunst aufbieten kann, ohnmächtig werden. Die thierischen Funktionen sind so zerrüttet, die Kräfte so vernichtet, daß sehr oft, indem man sich beschäftigt einem Zufalle zu begegnen, andere noch schwerere Uebel erscheinen, welchen man nur ungewisse,

die

die Kräfte oft noch mehr erschöpfende Mittel entgegen setzen kann. Siegt auch die Natur ja endlich über alle diese Uebel, entrinnen die Elenden dem Tode, so bleiben doch die Spuren ihrer Vergehungen ihrem ganzen Wesen auch nach der Genesung unverlöschlich eingeprägt. Sie gleichen wandelnden Gerippen, der Adel ihrer Seele ist auf immer verloren, kaum sind sie noch durch einen Funken von Vernunft über die Thiere erhaben. Sie haben für erlaubte Triebe keine Empfänglichkeit mehr, und sie zu befriedigen keine Kräfte. Was können solche Elende zur Fortpflanzung thun? Muß nicht von ihnen ein Zwerggeschlecht, armseselige verkrüppelte Schwächlinge, welche für die Laster ihrer Aeltern büßen, entspringen?

Dies sind die gewöhnlichen Folgen jener Pest, die durch Sittenlosigkeit und schlechte Erziehung erzeugt, unter unsern jungen Leuten im Finstern schleicht, und schon so weit sich verbreitet hat, daß, wenn man nicht Mittel findet, ihr Einhalt zu thun, die Welt künftig nur ein Wohnplatz schwächlicher ausgearteter siecher Menschen seyn, und Ehelosigkeit, Ehescheu, und mit ihm Laster, Zügellosigkeit und viehische Sinnlichkeit immer weiter um sich greifen wird.

Von den verderblichen Folgen stummer Sünden beym weiblichen Geschlecht.

Man irrt sich, wenn man glaubt, das Weib sey vom Manne bloß durch die Geschlechtstheile unterschieden. Das Weib ist durchaus Weib in den kleinsten Theilen des Körpers, wie im Ganzen. Sie unterscheidet sich vom Mann in ihrer ganzen Anlage; alle ihre festen Theile haben ein anderes Gewebe, alle ihre Säfte eine andere Konsistenz und Mischung. Der weibliche Körper ist aus einem zartern Stoffe geformt, seine Säfte werden durch feinere zahlreichere Gefäße umgetrieben, und sind eben deswegen flüssiger und inniger gemischt. Ich glaube sogar, ob sich gleich freilich hier keine überzeugenden Beweise geben lassen, daß schon die allerersten Grundstoffe des künftigen weiblichen Körpers von anderer Beschaffenheit als die des männlichen seyn mögen. Viele Aerzte haben schon diese Meynung gehegt, wenn gleich nicht immer öffentlich geäußert. Am einleuchtendsten hat sie Roussel in s. Systeme physique & moral de la femme p. 18 vorgestellt.

„Wahrscheinlicherweise, sagt dieser Schriftsteller, haben schon die ersten Grundbestandtheile des „weiblichen Körpers eine eigene Organisation, von „welcher die Anmuth der Formen, die Leichtigkeit „der Bewegungen, die Lebhaftigkeit des Gefühls, „welche diesem Geschlecht eigen ist, abhängt. Man

„kann

„ kann auch vermuthen, daß ausser dieser eigenthüm„lichen Organisation der Grundstoffe, das Zellge„webe, welches im weiblichen Körper in größerer „Menge als beim männlichen Geschlecht vorhanden „ist, durch immerfort unterhaltene Anfeuchtung „die Struktur und Empfindlichkeit aller Theile „die es umgiebt, modifiziren müsse. Diesem häufi„gen Zellgewebe hat der weibliche Körper auch seine „ebenen sanften Flächen, seine angenehmen abgerun„deten Formen zu verdanken, welche der Mann „nicht haben kann noch soll. Es füllt die Höhlen „und Vertiefungen aus, welche das Auge beleidi„gen würden, versteckt die Unebenheiten der Ge„lenke, verflächt die Grenzen zwischen den Glie„dern, und giebt gewissen Theilen, z. B. dem „Busen ihre Rundung und hervorspringenden Um„risse. Man würde glauben, die Natur habe das „Weib nur zum Muster der Schönheit und An„muth bestimmt, wenn man nicht wüßte, daß sie „durch dieses Geschlecht einen höhern und edlern „Endzweck nämlich die Fortpflanzung der Art er„reicht. So entspringt in allen Werken der Natur „Schönheit aus wohlthätiger Anordnung, und in„dem sie das, was nützlich ist, schafft, bewirkt sie „zugleich, was Vergnügen und Wohlgefallen er„regen kann."

Diesen Vortheilen halten aber auch fast eben so viele Beschwerden, welche ebenfalls in der Anlage des

Körpers gegründet sind, das Gegengewicht. Dieses hat Roussel in folgender Stelle sehr gut erklärt. „Schwäche, sagt er, und davon abhängende Empfindlichkeit, sind die herrschenden und eigenthümlichen Charakterzüge des weiblichen Geschlechts, „und in ihnen sind theils verschiedene den Weibern „eigene Krankheiten, theils aber auch der besondere „Gang der Krankheiten, welche sie mit dem männlichen Geschlecht gemein haben, gegründet. Ihr „moralischer Charakter wird ganz durch Empfindung gebildet. Diese bestimmt ihr Urtheil über „Dinge und Personen, und an ihren Meynungen „hat Verstand und Nachdenken weit weniger Antheil, als sinnliche Eindrücke und Ansehen derjenigen, welche ihnen diese Meynungen beygebracht haben. Geben sie nach, so geschieht dieses „nicht sowohl deswegen, weil sie den Sieg der „Wahrheit anerkennen, als, weil ein neuer Eindruck den vorigen verlöscht und aufhebt.“

In dieser Leichtigkeit, mit welcher die Weiber von einer Empfindung zur andern übergehen, und sich immer durch den ersten Eindruck bestimmen lassen, hängt ihr Glück und Unglück größtentheils ab. Was sie sind, sind sie immer im höchsten Grade: ihre Leidenschaften reißen sie leicht, wenn ihre Neigungen lasterhaft sind, unaufhaltsam in den Abgrund des Elends fort, geben eben so leicht, wenn sie eine gute Richtung nehmen, selbst ihren Tugenden

den einen ausschweifenden Charakter. Sie würden selten nur diese Extremen vermeiden, wenn sie nicht vermöge ihrer natürlichen Anlage, welche sie zu dauerhaften Eindrücken unfähig macht, durch Wankelmuth und Leichtsinn sehr schnell von einem Gegenstand zum andern hingerissen würden, und wenn nicht ein lebhaftes Gefühl immer das andere verdrängte. Dieses Uebermaas der Leidenschaften muß nothwendig in ihrem Körper Unordnungen verursachen, welche von den übeln physischen Folgen der nämlichen Leidenschaften bey Mannspersonen sehr verschieden sind. Nachstehende Beobachtungen werden dieses außer Zweifel setzen.

Erste Beobachtung.

Eine zwey und vierzigjährige Frau, welche viele höchst gefährliche Krankheiten überstanden hatte, und dadurch äußerst schwächlich geworden war, gestand mir, daß sie schon in ihrem neunten Jahr der stummen Wollust sich ergeben hätte. Ohne noch einen Begriff von dem, was sie that, und von ihrer eigentlichen Geschlechtsbestimmung zu haben, hätte sie so viel Wohlgefallen an jenem Spiel gehabt, daß sie, um dasselbe zu treiben immer nur allein zu seyn gesucht, und oft gegen ihre Mutter Kolikschmerzen vorgeschüzt hatte, um sich niederlegen und ihre Leidenschaft befriedigen zu können. Lange Zeit hatte sie sich schon daran gewöhnt, als sie einmal von

ihrer

ihrer Mutter auf der That ertappt wurde. „Wenn „ du dich zu Grunde richten, und sterben willst, „ sagte diese, so darfst du nur so fortfahren, wie „ du angefangen hast — du bist gerade auf dem „ rechten Wege!“ Diese Worte machten auf die Tochter sehr viel Eindruck, ohne sie jedoch ganz von ihrer bösen Gewohnheit zurückzubringen. Da sie aber einige Zeit nachher in eine höchst gefährliche und beinahe tödtliche Krankheit verfiel, so entschloß sie sich, dem Händespiel zu entsagen, und kam auch wirklich diesem Vorsatz ein ganzes Jahr lang nach. Nach Verlauf dieser Zeit ließ sie sich wieder von ihrer alten Gewohnheit besiegen, verfuhr aber doch mit mehrerer Mäßigung, weil ihr die Drohungen ihrer Mutter noch immer in frischem Andenken waren. Im dreyzehnten Jahre bekam sie die Masern; die Lebensgefahr, in welche sie bey dieser Krankheit gerieth, überzeugte sie noch mehr von der Nothwendigkeit, ihr gewohntes Spiel aufzugeben, zumal da sie in den Masern ihre Monatsreinigung zum erstenmale bekommen hatte, und bey dieser Gelegenheit von den schrecklichen Folgen der Selbstbefleckung unterrichtet worden war. Diesmal führte sie ihren Vorsatz zur Besserung wirklich aus; sie änderte ihre ganze Aufführung, und that alles, was ihr nur möglich war, um jede Erinnerung an ihre ehemaligen strafbaren Vergnügungen ganz aus ihrem Gedächtniß zu verbannen, und jeder neuen

Ver=

Versuchung zu entgehen. Ihr Charakter und ihre Gemüthsart änderte sich nunmehr sehr zu ihrem Vortheil, und da sie vorhin schwächlich und mager gewesen war, so wurde sie nunmehr sichtbarlich stärker, völliger und schöner. Die Kopfschmerzen ausgenommen, womit sie dann und wann beschwert war, genoß sie bis in ihr achtzehntes Jahr der blühendsten Gesundheit. Um diese Zeit fand sich ein Freyer, der ihr sehr wohl gefiel, von ihrer Familie aber verworfen wurde. Die Nothwendigkeit dieser gewünschten Verbindung zu entsagen, stürzte sie in eine tiefe Melancholie, welche ihre Vernunft dergestalt übermeisterte, daß sie zu ihrer alten Gewohnheit wieder zurückkehrte. Sie trieb das Händespiel nunmehr mit so rasender Wuth, daß sie in weniger als einem Jahre ganz ausgezehrt war, und unfehlbar hätte sterben müssen, wenn sie sich nicht endlich um ihre Kräfte wieder herzustellen, und einen Mann so gut er sich fände, zu bekommen zur Mäßigung entschlossen hätte. Ihr Wunsch wurde zwar erfüllt, da sie aber in ihrem Ehestand die gewünschte Befriedigung nicht fand, so überließ sie sich ihrer alten Gewohnheit wieder so sehr als jemals.

Anmerkung.

Man würde zu viel behaupten, wenn man annehmen wollte, daß die Krankheit, in welche diese Person in der ersten Zeit ihrer Ausschweifungen ver-

fiel, und der gefährliche Zustand, in welchem sie sich während der Masern befand, einzig und allein die Folge der Selbstschändung gewesen wäre. Wenn aber auch andere Ursachen da waren, welche diese Krankheiten verschlimmerten, so mußte doch auch jene einen beträchtlichen Einfluß haben: und noch gewisser ist es, daß die Selbstbefleckung zu allen Verstandesverirrungen, und zu den kränklichen Zufällen dieser Person Gelegenheit geben mußte.

Zweyte Beobachtung.

Ein junges Frauenzimmer, welche eine so gesunde und starke Konstitution hatte, daß sie schon im eilften Jahre mannbar wurde, hatte sich in vertrauten Umgang mit einer Magd eingelassen, die man, ihrer schlechten Aufführung wegen aus dem Hause gejagt hatte. Von dieser lernte sie das Geheimniß der stummen Wollust. Da sie vorhin sehr lebhaft und oft muthwillig gewesen war, so wurde sie nunmehr unruhig verdrüßlich und niedergeschlagen. Man argwöhnte eine geheime Liebe, und schickte sie in ein Kloster. Daselbst wurde sie immer magerer, und ihre frische Gesichtsfarbe verwandelte sich in sieche Blässe. Ihre Verwandten wurden dadurch sehr beunruhigt und nahmen sie wieder zu sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Neun und dreissigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 26ten Sept. 1795.

Erschlaffte Konstitution.

Bey einem guten Ton des Körpers ist immer bey übrigens gleichen Umständen, eine gute Gesundheit vorhanden — man findet Dichtigkeit, Festigkeit des Körpers, und eine Fähigkeit allen widrigen Eindrücken zu widerstehen — wir finden dichte, rothe, zu ihren Verrichtungen vollkommen geschickte Muskelzasern. — Die Verrichtungen des Körpers geschehen mit einem verhältnißmäßigen Grade von Stärke — auch bemerken wir daß bey solchen Personen, deren feste Theile einen guten Ton haben, die Heilkräfte der Natur stark wirken, daß sie Krankheiten leicht überstehen, und daß Kochungen und Krisen mit dem erforderlichen Nachdruck erfolgen.

Ein ganz entgegengesetzter Zustand ist vorhanden, wo dieser Ton mangelt. Hier finden wir schwächern Umlauf des Bluts, und der Säfte, schwache Verdauung, Neigung zu Durchfällen und

Verstopfungen, zum Schweiß, zu allen schleimigen Aussonderungen, dem weißen Flusse, den schleimigten Hämorrhoiden, zum Schnupfen und zu allen Verkältungen, zu Pollutionen und zur Kachexie. Weil die Organen des Körpers in diesem Zustande keineswegs mit der gehörigen Kraft wirken, so geschehen die Absonderungen nicht vollkommen und die Ausleerungen nicht in gehörigem Maaße; es bleiben Theile zurück die ausgesondert werden sollten, und dadurch häuft sich in den Säften dasjenige an, was wir nachher unter der Gestalt von Schärfen sehen. Die Blut- und lymphatischen Gefäße thun das Ihrige ebenfalls nicht mit gehöriger Kraft, daher entstehen Stockungen, und zwar hauptsächlich da, wo die Säfte ohnehin von Natur schwächer und langsamer circuliren, in den Eingeweiden des Unterleibs und auch wohl in den Blutgefäßen derselben.

Die Zeichen dieses Zustandes sind, Mangel an Steifigkeit und Elasticität, oft der Thätigkeit in den festen Theilen — eine weiche schlaffe Haut, blasse Farbe, Neigung zum Kaltwerden an Händen und Füßen, schnelle Ermüdung, und anhaltende Mattigkeit nach der geringsten Bewegung, oft beklemmtes Athemholen, ein kleiner und schwacher Puls, dünner, wässriger, blasser Urin, übermäßige Empfindlichkeit gegen Hitze und Kälte, Herzklopfen, Angst, Unruhe, verhaltene Blähungen, Krämpfe,

schwa-

schwache Verdauung; und wenn das Blut unter die äußern Kennzeichen gerechnet werden kann, ein dünnes, wässriges und blasses Blut.

Die Ursachen dieses kränklichen Zustandes sind

a) Angebohrne Anlage. Da die männliche Saamenfeuchtigkeit nach einer uns unbegreiflichen Kraft die Bildung des Keims im Mutterleibe entwickelt — da eben die Säfte, die in der Mutter umlaufen, den Körper des Kindes erfüllen und ernähren, so kann man sicher darauf zählen, daß sehr kränkliche Eltern meistens solche Kinder gebähren, die mit dem nämlichen Uebel behaftet sind oder doch eine ganz besondere Fähigkeit besitzen, bey der nächsten Gelegenheit damit befallen zu werden, welches die Erfahrung auch leider in unsern Tagen bestättiget, wo wir sehen, daß schwache Eltern auch schwache Kinder zeugen.

b) Das Alter. Die Grundlage der physischen Konstitution in der Kindheit ist Schlaffheit, Weichheit und Atonie. Mit dieser Schlaffheit, mit dieser Atonie ist auch ein merklicher Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit verbunden, und durch diese Verbindung entsteht vielmals daß die Säfte eine schleimige Beschaffenheit annehmen, und daß der geringste fremde Reiz die heftigsten Bewegungen herfürbringt. So gewiß dieses ist — und so gewiß der Arzt in Behandlung der Kinderkrankheiten alle mögliche Rücksicht darauf zu nehmen hat, so ist es

doch auf der andern Seite gewiß, daß diese Grundlage im Ganzen genommen keineswegs als ein widernatürlicher Zustand anzusehen. Dieses ist sie nicht, sehr viele Kinder ertragen diesen Zustand ohne geringe Beschwerde, und diese Zartheit, Weichheit und Schlaffheit müßte vorhanden seyn, damit der Tendenz vom Mittelpunkt nach der Peripherie zu wirken, und dadurch die mehrere Entwicklung und festere Bildung der Theile zu bewerkstelligen keine Schranken gesetzt würden. Und ist gleich diese Struktur eine prädisponirende Ursache zu mancherley Krankheitszufällen, so ist sie auf der andern Seite als eine wohlthätige Heilkraft der Natur anzusehen, wodurch so viele kränkliche Eindrücke mit eben der Leichtigkeit als sie inprimirt worden wiederum aus dem Körper vertilgt werden.

c) Das Geschlecht. Frauenzimmer sind vermöge ihres natürlichen Baues zärter, schwächer und eben deswegen zu Krankheiten mehr geneigt, als die Männer: daher leiden sie immer an dem, was man Verletzung der Ausdünstung heißt, an Flüssen, Katarrhen. Sie sind lauter Reizbarkeit, und zerschmelzen für Vergnügen, wenn sie wollüstig sind, zittern und beben immer für Aengsten, wenn Furchtsamkeit sich ihrer bemeistert. Der geringste Verdruß fällt ihnen in die Glieder und besonders in den Magen; sie verdauen alsdann schlecht, und leiden an beängstigenden Blähungen. Die monatliche Reinigung

nigung bleibt außen — und nun entstehen Mattigkeit in den Gliedern, Niedergeschlagenheit des Gemüths, herumziehende Schmerzen, Kopfschmerzen, Herzklopfen, Beängstigung, fliegende Hitze, Ohnmachten, eine besondere Bläße der Lippen, eine fahle Gesichtsfarbe, Engbrüstigkeit, Hautausschläge, geschwollene Füße und hysterische Zufälle.

d) Das Clima. Ein Land, welches feucht, morastig, ungesund und kalt ist, erzeugt ungesunde, träge, mürbe und schlappe Körper. So war ehedessen Amerika, ehe es durch Aushauung der Wälder, durch Austrocknung der Sümpfe und Kultur des Badens gesunder geworden ist. Die Einwohner waren schwach, eines feuchten Körpers, sie waren meistens ohne Bart und Augenbraunen, träg und unkräftig im Venusspiel. Die Weiber gebaren leicht wegen Schlappigkeit der Geburtstheile; sie waren wenig fruchtbar, sogar die dahin kommende Weiber der Mohren und Europäer verlohren ihre Fruchtbarkeit. Alle dahin gebrachte Gattungen der vierfüßigen Thiere arteten aus, oder giengen gar zu Grunde: nur jene, die vom Sumpfe oder von Feuchtigkeit leben, kamen zur ungeheuern Größe, als Schlangen, Eydexen, Kröten, Schweine. Man hat sogar aus den Beobachtungen über die Wirkungen des Klima, als ein physisches Gesetz angenommen „daß je mehr die Länder gegen Norden liegen, desto mehr wären auch die Men-

Menschen nach Verhältniß stärker, und je näher sie gegen Mittag die Lage hätten, desto weniger wären die Einwohner zur Stärke und Tapferkeit aufgelegt." Allein dieses Gesetz scheint viel zu allgemein bestimmt zu seyn, und überhaupt äußert die Natur durch alle ihre Reiche in Süden eine ganz andere Treibkraft, einen viel mächtigern Schöpfungsgeist, als in Norden. Welche Mannichfaltigkeit und Stärke herrscht durch das Pflanzenreich in Süden! Unsre schmackhaften Früchte sind alle aus Süden zu uns gekommen, und je schmackhafter und geistiger sie sind, desto weniger können sie die Nordluft ertragen. Die großen Körper unter den Deutschen, Dänen und Polen sind bloße Klötze von Knochen und Fleisch, welches letztere oft bis zum Ekel ins Schwammigte fällt. Da hingegen der leichtere Italiäner, und auch der hagere Spanier, sehnigter und muskulöser ist, welches die wahre körperliche Stärke karakterisirt. Man betrachte den Neger, welche erstaunliche Proben liefert er uns nicht von körperlicher Stärke, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit; man ziehe eine Parallele zwischen ihm und dem Siberier und Kamtschadalen, welche nach den Beschreibungen aller Reisenden in ihrem Eis und Schnee, das feigste, wollüstigste, niederträchtigste und sclavischste Volk auf der Erde sind, so findet man den offenbaren Beweiß, daß der warme und heitere Himmel in Süden den Naturmenschen er-

höht,

höht, und die trübe kalte Nordluft ihn erniedrigt. Ueberhaupt können Lebensart, Erziehung und Gewohnheit, der Wirkung des Klima behülflich seyn, und eben so wie ein fruchtbarer Boden durch fleißige Kultur gut erhalten, oder durch Nachläßigkeit unfruchtbar werden kann, so wird ebenfalls der Einfluß des Klima auf Körper und Geist durch Lebensart und Erziehung vermindert oder vermehret werden.

e) **Mangel an Leibesübung.** Der gänzliche Mangel an Leibesübung trägt außerordentlich viel zur Schwäche des Muscularsystems bey. Unsern viel organischen Körper mit allen seinen Sinnen und Gliedern empfiengen wir zum Gebrauch, zur Uebung. Wollte die Natur uns die erste unentbehrliche Grundlage der Glückseeligkeit, nemlich Gesundheit gewähren; so müßte sie uns Uebung, Mühe und Arbeit verleihen. Der Mensch ist nur in demjenigen Verhältniß einem kränklichen Zustande unterworfen, wo ein entkräftender Mußiggang, und eine üppige Trägheit den Körper so zu sagen lebendig begräbt; in harter Lebensart und beständiger Arbeit blühet der kräftigste Wuchs und die gesundeste, schönste Symetrie der menschlichen Glieder. Durch den gänzlichen Mangel der Leibesübnng ermatten die festen Theile und durch diese der Umlauf der Säfte, diese stocken, die Absonderungen werden gehindert, und es entstehet eine allgemeine Entkräf-

kräftung der festen Theile und eine gänzliche Verderbniß der flüssigen.

f) Allzulanges Schlafen. Alle Theile des Leibes verfallen durch einen langen Schlaf in eine gänzliche Unwirksamkeit, die festen werden geschwächt, das Blut lauft langsamer, die Ausdünstung wird gehemmt, der Mensch dick und fett und zu hypochondrischen und hysterischen Zufällen geneigt.

g) Anhaltender Kummer und Traurigkeit. Diese Leidenschaften stiften gegen die Gesundheit unbeschreibliches Unheil. Die Nervenkraft wird unterdrückt — alle Kraft der festen Theile lieget darnieder. Die Handlungen des Körpers werden träge und ohne Kraft verrichtet. Der Appetit, die Dauung, und Nahrung des Körpers ist schlecht. Der Puls ist zusammengezogen, langsam, und der Kreislauf matt.

h) Allzustarke Anstrengung des Geistes. Der Trieb nach Erkenntniß und Wissenschaft wird ebenfalls für den Menschen eine Quelle vieler Uebel. Man sieht die Veränderungen nicht, welche durch die allzustarke Anstrengung des Geistes in dem Hirnmark und daher in dem ganzen Körper entstehen, aber man fühlt sie. Das Hirn ist bekanntlich das Werkzeug durch welches die Seele denken muß, und es ist zugleich unendlich zart. Man darf also nicht fragen, ob die zarten Hirnfasern von einer allzustarken Anstrengung des Hirns nicht eben so gut

er-

ermatten sollen, als die Muskeln des Körpers durch angestrengte Leibesarbeit. Hierzu kommt noch eine stärkere Bewegung des Bluts nach dem Kopfe, und eine Entfernung desselben und Verschwächerung dessen Umlaufs in andern Theilen des Körpers, wodurch mit der Länge der Zeit, Mangel des Appetits, Fehler der Verdauung, Trägheit und Schwäche in den Muskeln und endlich eine vollkommene Schwäche des Nerven- und Muskularsystems erregt wird.

i) wässerigte Getränke, besonders warme, vorzüglich aber der Thee. Die Wirkung der in großer Menge genossenen erschlaffenden Dinge, besonders auf den Magen, ist schwer zu erklären. Man kann nicht glauben, daß das laue Wasser bloß zufolge seiner Feuchtigkeiten erschlafft, denn es wirkt dasselbe auf die innern Häute des Magens eben so, als wie auf die Oberfläche des Körpers; diese Häute sind überdies noch durch eine große Menge Schleim überzogen; die erweichende Eigenschaft der besagten erschlaffenden Mittel kann also zur Erschlaffung solcher Theile nichts beytragen, welche von Natur schon befeuchtet sind. Auch kann man ihre Wirkung nicht der Wärme beymessen, weil wir kein solches Wasser zu trinken im Stande sind, dessen Wärme die Temperatur unsers Körpers übersteigt. Unterdessen ist es doch ausgemacht, daß das warme Wasser den Tonus des Magens

 schwächt,

schwächt, ob man gleich nicht leicht die Ursache davon anzugeben im Stande ist, und der Thee gehöret besonders unter die Substanzen, welche den Magen am meisten schwächen, denn er erregt Erbrechen und nach der botanischen Analogie gehöret er zu einer Ordnung narkolischer Pflanzen, und schwächt also an und für sich, ohne daß man auf das warme Wasser Rücksicht zu nehmen nöthig hätte. Die Erfahrung lehret, daß ein häufiger Gebrauch des Thees den Ton des Magens und folglich den ganzen Körper schwächet; er erregt Zittern und krampfhafte Zufälle, und wenn ihn gewisse Personen ohne schlimme Folgen trinken, so beweißet dieses bloß daß ihr Magen im Stande ist, diesen widrigen Eindrücken zu widerstehen.

k) Allzustarke entkräftende Ausleerungen. So ist der allzustarke Abgang der monatlichen Reinigung, natürlicherweise den Kräften sehr nachtheilig, man bekommt ein blasses Ansehen, Kälte der Extremitäten, Schwäche und Krämpfe. So schwächen auch zur Gewohnheit gewordene Durchfälle ungemein. — Bey Mannspersonen giebt aber keine Ausleerung mehr zur Schwäche Gelegenheit, als die häufige Ausleerung des Saamens. Durch den allzuhäufigen Beischlaf werden Magen, Därme, Dauung, Kochung der Säfte, und folglich der ganze Körper geschwächt, noch mehr aber bewirken dieses die Ausschweifungen in der Selbstbefleckung.

Die

Die Kräfte des Leibes und der Seele gehen dabey viel geschwinder zu Grunde, alle Gattungen hypochondrischer Zufälle stellen sich ein, eine allgemeine Schwäche befällt den Körper und vollkommene Entkräftung und Auszehrung machen dem Leben frühzeitig ein Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den verderblichen Folgen stummer Sünden beym weiblichen Geschlecht.

Fortsezzung.

Man fand sehr bald, daß sie am Gemüth litt; allein man enthielt sich genauerer Untersuchungen über die Ursach dieses Zustandes, weil man denselben als eine Bleichsucht ansah, die bekanntlich immer mit Traurigkeit und Melancholie begleitet zu seyn pflegt. Indessen bemühte man sich doch, das Uebel zu heben; es war aber alles vergebens, und die Kranke wurde immer schwächer. Es wurden vielerley Mittel gebraucht, aber die Bleichsucht nahm stufenweise immer mehr überhand, und ging endlich in eine Gelbsucht über, die allen Arzneyen hartnäckig widerstand. Die Unordnung in allen Geschäften wurde endlich so groß, daß die Kranke selbst für ihr Leben besorgt zu werden anfieng, und einer Freundinn, die älter als sie war, ihre Vergehungen bekannte, und dadurch den Verdacht bestäti-

stätigte, welchen diese schon wegen des verdächtigen Umgangs mit der Magd gehegt hatte. Durch den klugen Rath dieser Freundinn, durch Selbstüberwindung und wohlgewählte Mittel wurde die Kranke einigermaßen wieder hergestellt, indessen hat sie doch ihre vorigen Kräfte, ihre Munterkeit und ihre frische Farbe nie wieder erhalten. Ihre monatliche Reinigung blieb lange Zeit unordentlich, und endlich bekam sie einen weißen Fluß, der sich durch kein Mittel hat heben lassen und ihr zur Gewohnheit geworden ist.

Anmerkung.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, die schon öfters gemachte Bemerkung zu wiederholen, daß es gefährlich ist, wenn man jungen Personen den Umgang mit Leuten, deren Sitten zweideutig sind, gestattet. — Der hier erzählte Fall bestätigt es, und beweißt zugleich, was ich schon einigemal erinnert habe, daß Organen, welche unabläßig entweder durch verdorbne Einbildungskraft, oder durch geile Betastungen und Reiben gereizt werden, am Ende nothwendig in Unordnung gerathen müssen, wobei der ganze Körper mit leidet. Die Seele ist immerfort unruhig, sie findet wenig Befriedigung ihrer Begierden, und überläßt sich einer finstern Schwermuth, welche Trägheit des Kreislaufs und Verminderung der Ausdünstung nach sich zieht. Die zurückgehaltne Ausdünstungsmaterie wirft sich auf die Ver-

dau-

dauungswerkzeuge, der daher entstehende schlechte Chylus verderbt allmählich die Säfte, und dadurch werden Verstopfungen und Zerrüttungen in den Eingeweiden veranlaßt, welche, anstatt den Arzneien zu weichen, vielmehr, so lange als die moralischen Ursachen dieselben bleiben, immer mehr und gewaltsamer um sich greifen, und entweder eine gänzliche Veränderung des Temperaments, oder Zerstörung der ganzen Maschine nach sich ziehen.

Dritte Beobachtung.

Ein sehr artiges junges Mädchen, die sich bis in ihr zwanzigstes Jahr immer sehr gut aufgeführt hatte, wurde die vertraute Freundinn einer Person, die mit einem ihr an Jahren sehr ungleichen Mann verheirathet war. Diese wußte sie in die Maasregeln zu verflechten, welche sie ergrif, um sich für ihr Schicksal zu entschädigen. Um sich der Verschwiegenheit und Ergebenheit ihrer jungen Freundinn zu versichern, bemühte sie sich vor allen Dingen ihre Einbildungskraft zu erhitzen; und das kostete ihr wenig Mühe. Bald darauf that sie ihr Anträge, welche darauf abzielten sie zu einer Mitgenossin ihrer geheimen Liebschaften zu machen. Das junge Mädchen, welches nicht so wie ihre verheirathete Freundinn in dem Fall war, die Folgen, die aus einem verbotenen Umgang entstehen konnten, zu bemänteln, wollte sich darauf nicht einlassen, sondern

er-

ergrif um ihren Trieb zu befriedigen, Mittel, welche, ohne klüger zu seyn, ihr eben so gefährlich wurden, als nur Ausschweifungen von anderer Art hätten werden können. Sie erlaubte sich alles, was sie nur, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, sich erlauben konnte. Die junge Frau wurde durch den guten Erfolg ihrer ersten Intriguen dreister; sie ging neue Verbindungen ein, welche aber nicht so geheim blieben. Ihre üble Aufführung wurde entdeckt, und man sperrte sie in ein Kloster. Ihre Freundin wurde durch die Nachricht hievon äusserst betroffen, sie verfiel in eine tiefe Schwermuth, weil sie befürchtete, daß auch ihre Ehre bey dieser Gelegenheit mit leiden möchte. Da sie jedoch sahe, daß sie gar nicht als Theilnehmerinn genannt wurde, so erholte sie sich wieder ein wenig. Ihr Gewissen aber, welches ihr immer vorwarf, daß sie selbst nicht unschuldig wär, und durch Nachsicht und strafbare Gefälligkeit gegen die Ausschweifungen ihrer Freundinn, das Unglück dieser letztern befördert hätte, beunruhigte sie dergestalt, daß sie von Zeit zu Zeit Anfälle von Wahnsinn bekam, in welchen sie sich, als des Lebens unwürdig, bald ersäufen, bald erdrosseln, bald erstechen wollte. Ihre Familie war bey diesen traurigen Zufällen in desto größerer Verlegenheit, je weniger es rathsam war, an Ort und Stelle einen Arzt für ein Uebel anzunehmen, dessen Ursache ihm nicht verhehlt werden konnte. Man entschloß

schloß sich daher in der Ferne Hülfe zu suchen. Man schrieb unter erdichten Namen an mich, und ersuchte mich, von meinem damaligen Auffenthalt, welcher 40 Stunden weit entfernt war, an einem bestimmten Tage, an einen Ort zu kommen, wohin ich zehn Stunden zu reisen hatte. Ich kam, und fand drei sehr reizende junge Frauenzimmer, welche alle den Anschein einer sehr guten Erziehung und Gesundheit hatten. Die artigste unter ihnen gab sich mir als die Patientin zu erkennen, und versicherte mich ihrer lebhaftesten Dankbarkeit für die Bemühung, welche ich um ihr zu dienen, übernommen hätte, bat mich aber auch zu gleicher Zeit, daß ich mich in einiger Entfernung von hier halten möchte, weil sie, wenn ich ihr Geheimniß wissen würde, in den Anfällen ihres Wahnsinns nicht dafür stehen könne, daß sie nicht über mich herfiele und mich bisse. Sie setzte hinzu, eben dieses verwirre ihren Verstand, daß sie sich selbst und die Ursache ihres Uebels nicht vergessen könne. Ich suchte sie zu beruhigen, und gab ihr zu verstehen, daß ich um ihr gute Dienste zu leisten, nichts weiter von ihrem Geheimniß zu wissen brauchte. Es gelang mir auch sie fünf Jahr lang in einer ganz leidlichen Verfassung zu erhalten, ohne daß etwas von ihrem Zustande öffentlich bekannt wurde. Nur ihr Gewissen und das Bewußtseyn verdienter Schande beunruhigte sie noch immer. Ich mußte mich in der Folge an einen von meiner Patientin

sehr

sehr weit entfernten Ort begeben, wo ich nichts weiter von ihr erfuhr. Ich habe nachher nur erfahren, daß die Nachricht von dem Tode ihrer ehemaligen Freundinn ihren Zustand dergestalt verschlimmert hätte, daß man genöthigt geworden wäre sie an einen sichern Ort zur Verwahrung zu bringen.

Anmerkung.

Diese Geschichte giebt Stoff zu sehr mannichfaltigen Betrachtungen an die Hand, welche ich aber lieber, um nicht allzuweitläuftig zu werden übergehe, zumal, da sie Aeltern und Erziehern ohnehin nicht entgehen werden. — Diese können beiläufig hieraus sehen, daß die Aufmerksamkeit auf das Betragen junger Frauenzimmer nicht blos auf die ersten Kinderjahre eingeschränckt werden darf. Das Weib ist von Natur zu schwach, und hat zu starke Leidenschaften, als daß sie ihnen durch eigne Kräfte allein widerstehen könnte, wenn sie nicht alle Gelegenheiten zu Erregung der Sinnlichkeit zu vermeiden sucht. Und übersteigt nicht diese Selbstüberwindung sehr oft ihr Vermögen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 3ten October 1795.

Erschlaffte Konstitution.

Fortsezzung.

Sehr oft ist die erschlaffte Konstitution eine Anlage zu Nervenkrankheiten. Daß die Schlaffheit der Fasern eine große Anlage zu Konvulsionen, folglich zu Nervenkrankheiten, einschließe, zeigen die Kinder und die Weiber, die destomehr zu Nervenzufällen geneigt sind, je größer ihre Atonie ist. Aber *immer* und *nothwendig* ist es doch nicht so; denn es giebt Menschen, die äußerst zärtlich und schlaff sind, und damit wohl etwas empfindlicher und reizbarer, aber deren Nerven dabey ganz wohl sind. Man sieht auch oft die äußerste Schlaffheit bey der Cachexie, auch bey Menschen, die lange in Kerkern gesessen haben, die im höchsten Grade erschlafft sind, ohne eine Spur von allem dem, was man schwache Nerven nennt. Auch setzen die Nervenkrankheiten nicht immer einen verlohrnen Tonus voraus, und wenn wirklich Schlaffheit bey den

Nervenkrankheiten vorhanden ist, so hat man dennoch sehr oft erst ganz andere Dinge aus dem Wege zu räumen, ehe man die Erschlaffung zu heben trachten darf, indem wir jederzeit den praktischen Kanon erwegen müssen „daß leicht bewegte und gereizte Nerven, noch keine erschlaffte Fasern sind."

Um die eigentliche erschlaffte Konstitution zu heilen, wenn noch keine andere wichtige Fehler sich dazu gesellet haben, die vorher auf andere Weise gehoben seyn müssen, dienen ohne allen Zweifel die sogenannten stärkenden Mittel. Dahin gehören

1) Das Waschen vom Kopf bis zu den Füßen mit kaltem Wasser. Es ist unglaublich, von welcher außerordentlichen Wirkung dieses einfache Mittel ist. Es erhält Reinlichkeit, härtet unvermerkt die Oberfläche ab und macht sie unempfindlicher, giebt feste Fasern, stärkt das ganze Nervensystem, und giebt eine der grösten Schutzwehren gegen Gicht, Flüsse und Katarrhen ab. Man wasche sich wenn man eine halbe Stunde aufgestanden und von dem Bettschweiße abgekühlet ist — ferner beobachte man bey dem Waschen eine gewisse Geschwindigkeit, denn durch das langsame unthätige Anfeuchten der Haut behält das Wasser Zeit zu verdunsten, wodurch wahre Erkältung bewirkt werden kann; ist man aber geschwind und reibt zugleich die Haut, daß sie bald trocken und warm wird, so erreicht man den Nutzen des kalten Eindrucks,

ver-

verbindet damit den großen Vortheil des Reibens, und ist zugleich durch die vermehrte Gegenwirkung der Haut vor allem Schaden gesichert, den der Zurücktritt der Säfte erregen könnte.

2) Kalte Bäder. Ein allgemeines kaltes Bad erregt zuerst eine Empfindung von Kälte in der Haut, diese zieht sich zur blassen Gänsehaut zusammen, und alle Gliedern zittern. Diese Erscheinungen nehmen ab, je länger man sich in dem Bade befindet, es dauert aber doch ein beständiger Reiz auf die Haut fort, die Säfte werden von der Oberfläche hinweg, und nach den innern Theilen getrieben, das Herz findet an dem Blute einen stärkern Widerstand, und muß mit verstärkten Kraft wirken, das Athemholen geht etwas schwerer von statten, und die Ausdünstung ist ganz unterdrückt. Nach dem Bade aber, wenn der Körper in keiner zu kalten Atmosphäre sich befindet, und bald bedeckt wird, erfolgt eine angenehme Wärme in der Haut, diese wird wieder roth und nachgebend, und das Zittern hört auf. Der Reiz hat alle Kräfte, besonders die des Herzens angespornt, und die vorher in dem innern des Körpers angesammelten Säfte, werden mit erneuerter Kraft nach den äußern Theilen getrieben, und auf der Oberfläche vertheilt. Aus diesem erhellet, daß diejenige so kalte Bäder brauchen wollen, von Verstopfungen, Entzündungen, Geschwüren und Verhärtungen frey seyn müs-

 sen,

sen, es müssen ihre festen Theile nicht zu rigid und davon Krankheiten entstanden seyn. Schwache Personen können nicht gleich im Anfange kalte Bäder vertragen, sondern müssen erst laulichte Bäder, die man nach und noch immer kälter macht, gebrauchen. Man glaube ja nicht daß bloß die eißkalten Bäder stärken könnten. Das Bad an und für sich, der belebende Eindruck des Wassers, verbunden mit der dadurch bewirkten Reinigung und Eröffnung der Hautorganen, ist schon ein großes vortrefliches Stärkungsmittel. Wenn man den Anfang mit dem Baden, besonders aber mit Hausbädern macht, so lasse man das Badewasser den ganzen Tag der Sonne aussetzen, sie giebt ihm die schönste, die belebendste Wärme. Am besten ists, Regen oder Flußwasser dazu zu nehmen, und wenn man Brunnenwasser gebrauchen muß, so lasse man heißes mit Seife und Waizenkleyen abgekochtes hinzugießen. Gebraucht man Flußbäder, so ist ein allmähliches Hineingehen dem Einstürzen jederzeit vorzuziehen. Nichts ist schädlicher als das allzulange Verweilen im Wasser, ohne auf die Kräfte des Körpers Achtung zu haben. Gerade wenn man sich am besten dabey befindet, muß man herausgehen, und nie muß man den zweiten Frost abwarten; friert man einmal wieder und man will dennoch darinn bleiben, denn muß man das Zittern, Kopfwehe und alle Uebel die darauf folgen, sich selbst und nicht dem Bade zuschreiben.

3) Das Luftbad. Die kühle Luft erfrischet so gut wie kaltes Wasser, und Franklin wußte sich am besten die Wirkungen einer kühlen Luft zu Nutzen zu machen. Fast alle Morgen stand er sehr früh auf, legte keine Kleider an, sondern saß unbekleidet eine halbe Stunde beym Lesen oder Schreiben. Zuweilen legte er sich auch wieder ins Bette, ehe er die Kleidung anlegte; alsdann erhielte er auf eine oder zwo Stunden den süßesten Schlaf, und ersetzte gar schön dasjenige, welches ihm noch an der Nachtruhe gefehlt hatte. Man hat Erfahrungen, daß eine im gehörigen Grade frische Luft sich stärkend und antiseptisch bewiesen, daher ist diese Methode schwachen Personen sehr zu empfehlen.

4) Das Reiben. Die Wirksamkeit dieses Mittels kannte man schon in alten Zeiten, und brauchte es häufiger als es gegenwärtig geschiehet. Mit der bloßen Hand, mit einer Bürste, oder einem Stück Flanell, reibt man die Oberfläche des Körpers langsam hin und her. Dadurch kann man sehr wirksame Veränderungen in dem Körper bewirken: die Fasern werden dadurch gereizt, zu lebhafterer Thätigkeit angetrieben, und dadurch Schwäche und Krämpfe geheilt. Das Reiben ist allemal früh Morgens, nüchtern am besten. Um diese Zeit sind die Gefäße am meisten entledigt, und die Geschwindigkeit des Pulsschlages am geringsten. Wenn die Eingeweide des Unterleibs gerieben werden sollen,

so muß man sich auf den Rücken legen, und die Knie in etwas in die Höhe heben, damit die Muskeln des Unterleibs sich in einem völligen Nachlaß befinden, weil sonst das Reiben nicht so gut wirken würde. Ein dünnes flanellenes Brusttuch auf dem bloßen Leibe getragen, giebt eine beständig bähende sanfte Friktion, und präservirt für mancherley Zufällen.

5) Leibesbewegung. Die Leibesbewegung macht stark und geschmeidig. — Das Herz schlägt mächtiger, die Brust arbeitet freyer, und der Magen verdauet die Speisen. Nur müssen diejenige, welche an eine sitzende Lebensart gewöhnt sind, und daher eine schlaffe Konstitution haben, sich der Bewegung mit viel Behutsamkeit bedienen, damit sie den Körper nicht zu plötzlich durch zu heftige Anstrengungen reizen, und ihn in große Unordnungen bringen. Die Bewegung muß sich jederzeit gelinder anfangen, und muß immer zunehmen, ohne eine Strapatze zu werden. Das Fahren in einer Chaise, und der Gebrauch des Reitens ist hier sehr wirksam, auch ist das Fahren im Schiffe denen Schwachen zuträglich, wenn das Schiff gelinde auf dem Wasser dahin streicht. Zum Bewundern nimmt dadurch die Ausdünstung, der Appetit und die Verdauung zu; von allem aber erfolgt das Gegentheil bey einer stürmischen Schiffarth, die auch schon der Angst wegen, schwachen Kranken nicht angerathen werden darf.

6) Schickliche Lebensordnung. Die Speisen müssen nahrhaft aber leicht zu verdauen und nach Beschaffenheit des Magens des Kranken eingerichtet seyn. Fette Speisen und starke Brühen sind schädlich. Man muß sich vor aller Unmäßigkeit hüten, und kränkliche Personen müssen auf einmal nicht mehr essen, als sie leicht verdauen können. So oft man den Magen mit Speise überladet, so wird derselbe dadurch geschwächt — ißt man aber mäßsig, so erhält dadurch nicht allein der Magen, sondern auch der ganze Körper wieder neue Kräfte. Vor allen Dingen muß man sich hüten, des Abends allzuviel zu essen. Denn es wird der Magen von der Menge der Speisen beschwert, und verdrießliche Zufälle erregt. Alles warme Getränke muß man sorgfältig vermeiden, auch den Wein nicht mit Uebermaas trinken, weil er Seele und Körper schwächt. Einige wenige Gläser nach geendigter Verdauung sind am nützlichsten, weil er alsdann eine größere Wirkung auf das Nervensystem äußert. Am besten thut man bey schwächlichen Personen, wenn man ihnen eine Stunde vor der Mittagsmahlzeit, und des Abends zwischen sieben und acht Uhr ein Glas rothen Wein zu trinken anräth, dieser zeigt sich alsdann als ein vortreflich stärkendes Mittel.

(Der Beschluß folgt.)

Von den verderblichen Folgen stummer Sünden beym weiblichen Geschlecht.

Fortsezzung.

Vierte Beobachtung.

Ein Mädchen bürgerlichen Standes, welche sehr gut erzogen war, und einen gesunden natürlichen Verstand hatte, war eine große Liebhaberin der Lektur, und las vornehmlich immer Romane, Mährchen und Reisebeschreibungen. Ungefähr in ihrem funfzehnten Jahre bemerkte man, daß sie anfing sich der Gesellschaft ihrer Familie zu entziehen und in der Einsamkeit bey ihren Büchern zu sitzen. Sie brachte oft den ganzen Morgen auf ihrem Zimmer zu, ohne sich im Hause sehen zu lassen. Bald nachher machte sie es auch des Nachmittags eben so. Sie weigerte sich spazieren zu gehen, oder Besuche zu machen, wenn sie nicht ein Buch bey sich hatte, um entweder in der Gesellschaft laut vorzulesen oder sich in der Stille damit die Zeit zu vertreiben. Ihre Mutter gab ihr von Zeit zu Zeit sanfte Verweise wegen dieser ausschweifenden Lesebegier, welche die Leute übel auslegten. Indessen ließ sie sichs gefallen, so lange als sie die Bücher wußte, welche ihre Tochter las. Diese ließ ihr aber nicht alles sehen, und traute selbst ihrer jüngern Schwester hierin nicht, welche einen ganz entgegengesetzten Charakter hatte und immer

aus-

ausschweifend lustig und muthwillig war. Einige Vorfälle machten die Mutter aufmerksam, sie suchte nach und fand bald einen verborgnen Schatz von Büchern, welche eben nicht gerade ganz sittenlos aber doch ein wenig schlüpfrig waren. Diese Bücher wurden konfiscirt, und die Mutter traf eine neue Einrichtung im Hause, bey welcher die Tochter wenig Zeit zum Lesen übrig behielt. Diese fand aber Mittel ihre Leidenschaft zu befriedigen, und brachte ihre jüngere Schwester, auf welche sich die Mutter verließ, durch Liebkosungen dahin, daß sie schwieg. Das währte geraume Zeit, bis endlich die Mutter anfieng Argwohn zu schöpfen, weil sie sah, daß ihre Tochte sehr mager wurde. Es fand sich sehr bald, daß sie nicht geirrt hatte. Sie machte ihr heftige aber sehr gegündete Vorwürfe, welche aber von der Tochter mit vielem Troz aufgenommen wurden. Es war nöthig, Strenge zu brauchen und Anstalten zu treffen, damit das Uebel nicht ärger würde. Allein die Abzehrung und die üble Laune nahm immer mehr überhand, und schien in der That gefährlich zu werden. Die Mutter, als eine sehr kluge Frau, sahe ein, daß es nöthig wäre das harte strenge Verfahren aufzugeben und zu versuchen was liebreiche freundschaftliche Vorstellungen ausrichten würden. Sie fragte ihre Tochter, ob sie nicht Lust hätte sich zu verheirathen; diese aber antwortete, daß ihr ein solcher Vorschlag vor drei oder

vier Jahren sehr willkommen gewesen seyn würde, jetzt aber hätte sie keine Neigung ihn anzunehmen. Die Mutter stellte ihr vor, sie wäre nicht reich genug um blos nach Neigung zu heirathen, als ein Mädchen von neunzehn Jahren würde sie doch wohl klug genug seyn um einzusehen, daß sie der Vernunft Gehör geben müßte. — Die Tochter gab endlich nach, aber mehr aus Gehorsam als aus Neigung. Sie gab ihre Hand einem Manne, der den Kaltsinn und die Gleichgültigkeit womit sie einwilligte, für jungfräuliche Verschämtheit, ansah, sich aber nachher nicht wenig wunderte, als seine Frau auch nach der Hochzeit das nämliche Betragen noch fortsetzte. Es kam zu einer Erklärung über diesen Punkt und die junge Frau gestand ihrem Manne, daß die Gewohnheit einen Genuß, den man sehnlich wünschte, zu entbehren, ihn am Ende unschmackhaft machen müßte, wenn man zumal andre Mittel hätte, seine Triebe zu befriedigen. Der Mann brachte es endlich so weit, daß sie ihren Irrthum einsah und die Hofnung äußerte, daß sich ihr Geschmack wohl ändern würde, da doch einmal wirklicher Genuß den Vorzug vor erzwungnen Täuschungen der Einbildungskraft haben müßte. Sie kam auch in der That von ihren ehemaligen Verirrungen zurück, ihr Mann wußte sich durch sein gefälliges und zuvorkommendes Betragen ihre Liebe und Hochschätzung zu erwerben, ihre Gesundheit und

Mun-

Munterkeit nahm von Tag zu Tage zu, und ihr eheliches Glück wurde durch die Geburt eines Kindes, womit sie nach einiger Zeit ihren Gatten beschenkte, noch mehr befestigt.

Anmerkung.

Man hat schon so oft die Gefahren des Romanlesens *) geschildert, daß mir über diesen Gegenstand nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Ich will hier nur auch durch dieses Beispiel bemerklich machen, daß jede Leidenschaft, wenn sie zu weit getrieben wird, der Gesundheit schädlich werden muß. Selbst die übermäßige Lesebegierde ist hievon nicht ausgenommen. Sie fesselt die Seele, sie verschlingt, so zu sagen, alle ihre Kräfte, erhält alle Theile in Un-

*) Eine der schädlichsten Folgen des Romanlesens ist diese, daß man dabei die wirkliche Welt aus den Augen verliert, und sich ein Ideal menschlicher Vollkommenheiten entwirft, welches mit den wahren Mängeln und Schwächen unsrer Gattung nichts gemein hat. Man erwartet dann dieses Ideal in der Welt realisirt zu sehen, und findet man sich getäuscht, so ist man nur allzugeneigt sich allein für unglücklich zu halten und über sein widriges Geschick zu klagen. Urtheilte man richtiger von dem Gange der Begebenheiten in der Welt, so würde eine weise Gleichgültigkeit an die Stelle des Mißmuths und der Unzufriedenheit treten, denn selten nur entrüstet man sich über ein Uebel das man als etwas gewöhnliches und nothwendiges zu betrachten gewohnt ist.

Unthätigkeit und hemmt mithin die freye Bewegung und Vertheilung der Lebensgeister. Dies's ist schon hinreichend alle Geschäfte der thierischen Haushaltung in Unordnung zu bringen, und Abzehrung, Mattigkeit und Indolenz zu veranlassen; gesetzt auch, daß das Herz keinen Antheil an der Lektur nähme, welches doch hier gar nicht zu erwarten ist. Junge Mädchen insbesondere sind ordentlicherweise nicht so beständig in ihren Neigungen, daß sie sich mit so unermüdeter Beharrlichkeit einer ernsthaften Beschäftigung widmen sollten, wenn nicht besondere Bewegungsgründe eintreten, welche hier umständlicher erklären zu wollen, ganz überflüssig seyn würde.

Fünfte Beobachtung.

Ein junges Mädchen, die schon in ihrer frühesten Kindheit ein so heftiges Temperament hatte, daß sie, wie ich selbst oft gesehen habe, bey den geringsten Veranlassungen zum Zorn ganz blauroth im Gesicht wurde und Athem und Bewußtseyn verlor, ließ in den Jahren der Mannbarkeit alle Spuren heftiger Leidenschaften blicken. So sehr man auch über ihre Aufführung wachte, so fand sichs doch bald, daß sie alle Mittel kannte, die nur dazu dienen konnten ihre Sinnlichkeit zu nähren, zu reizen und zu verhehlen. Ihre Verstellungskunst gieng so weit, daß ihre vorige Neigung zum Zorn ganz verschwunden zu seyn schien. Man hielt

dieses für die glückliche Wirkung ihres wachsenden Verstandes und der reifern Ueberlegung, und entdeckte ihre verdorbenen Neigungen erst dann, als ihre zerrüttete Gesundheit die Verrätherinn derselben wurde. Sie bekam unmäßige Blutstürze, die sie aufs äußerste entkräfteten; auf diese folgten öftere Anfälle von Blutspeyen; und in ihrem neunzehnten Jahre starb sie an der Lungensucht.

Sechste Beobachtung.

Ein gesundes und sehr gut gebautes Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren wurde zu Anfang des Jahrs ins Kloster gebracht. Im nächsten September bekam sie einige Fieberanfälle, wobey sie Schlaf und Appetit verlor. Man gab ihr zwey gelinde Abführmittel, nach welchen das Fieber verschwand, die Schlaflosigkeit aber und der Mangel an Eßlust unverändert blieb. Auch das Fieber kam bald wieder. Man entschloß sich zu einer anhaltenderen Kur, allein das Fieber wollte nicht weichen; es wurde erst doppelt, dreytägig, und dann viertägig. Je mehr man Arzneyen brauchte, desto heftiger wurden die Anfälle. Schon fünf Monate hatte sie das Fieber gehabt, als endlich ihre Eltern sich entschlossen sie wieder zu sich ins Haus zu nehmen. Der Hausarzt gab sich noch drei Monate lang alle ersinnliche Mühe mit ihr, und da er gleichwohl nichts ausrichten konnte, so bat er endlich

noch einen Arzt anzunehmen. Ich wurde hinzugerufen, und da ich fand, daß die bisher befolgte Heilmethode untadelhaft, und die monatliche Reinigung, einige Verminderung ausgenommen, in gutem Stande war, so fing ich an, eine geheime Ursache dieses hartnäckigen Uebels zu argwohnen. Ich und der Hausarzt veranstalteten alles so, daß die Aeltern nichts von unserm Verdacht merken konnten, und die Patientin, welcher es schmeichelte, daß wir so herzlichen Antheil an ihrem Zustand nehmen, wurde dadurch bewogen uns ein freimüthiges Geständniß zu thun. Sie bekannte, daß einige Freundinnen ihr schlüpfrige Bücher geliehen, und ihr Grundsätze beigebracht hätten, deren Unanständigkeit sie zwar wohl gefühlt hätte, aber dennoch der Versuchung zu widerstehen allzuschwach gewesen wäre. Wir begnügten uns dieses Geständniß mit einigen sanften Ermahnungen zu erwiedern, und dabei nebst einer gutgewählten Diät den Gebrauch des Selzerwassers statt des täglichen Getränks zu empfehlen. Das Fieber verschwand in weniger als Monatfrist, bald nachher aber stellte sich eine Hautwassersucht am ganzen Leibe ein. Da die Kranke durch das langwierige Fieber und durch die Vergehungen, welche dazu Gelegenheit gegeben hatten, zu sehr entkräftet war, als daß wir hätten wirksame Mittel gebrauchen können, so währte es sehr lange, ehe wir diese Hautwassersucht heilen konnten. Zuletzt gelang es uns aber dennoch, das Uebel durch den anhaltenden Gebrauch stärkender Mittel, abwechselnder Leibesbewegungen, des trocknen Reibens und der Bähungen von Eßigdämpfen zu heben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Ein und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 10ten October 1795.

Erschlaffte Konstitution.

Fortsezzung.

7) Die bittern Mittel. Sie befördern durch ihren Reiz die Bewegung des Magens, der Gedärme, die Blut- und Wassergefäße, und können daher insbesondere bey den Krankheiten, die von der Unthätigkeit dieser Theile entstehen angewendet werden. Viele derselben sind gewürzhaft, und wirken also auf eine mehr erwärmende Art auf die ersten Wege und auf die Blutgefäße, und leisten daher bey dem trägen phlegmatischen Zustand des Körpers, und bey Schleimanhäufung großen Nuzzen.— Dahin gehören vorzüglich die Enzianwurzel, Tausendguldenkraut, Kard-Benedikten, Fieberklee, die Quassia, die Simaruba, die Pomeranzen nnd die Kascarill.

℞. Extrct. Card bened.
Cent. min.
Gent. rubr. aa drachm. unam.
Vini opt. Hiſpanici Uncias quatuor.
M. D. S. Des Tags dreymal einen Eßlöffel voll zu nehmen.

℞. Extrct. Gent. rubr.
Cortic. Aurant.
Caſcarill. ana drachmam unam.
M. f. c. ſ. q. Syr. Cortic. Aurant. pil. pond. gr. duorum. D. S. Morgens und Abends 10 Stück zu nehmen.

℞. Sumitat. Centaur. min. Unciam ſemis
Rd. Gentian. rubrae
Cortic. Aurant. ana drachmas binas
Conciſ. infunde Vini Rhenani opt. calidi Libr. unam
Stent. per quatuor horas colat. add.
Aquae Menth. ſine Vino Uncias binas
M. D. S. Morgens und Abends zwey Eßlöffel voll zu nehmen.

℞. Cortic. Simarub. groſſ. pulv. Unc. unam Coque in Vini Rubri Libra dimidia, & Aquae Libra una ad Colat. Librae unius. Colat. add.
Syr. Cortic. Aurant. Unciam unam
Elixir Vitrioli Mynſychti drachmam un.
M. D. S. Des Tags dreymal 2 Eßlöffel voll zu nehmen.

℞.

℞. Pulv. Cortic. Quassiae Unciam semis
Coque in Aquae font. Libra ana ad reman.
Librae semis. colat. add.
Extrct. Cortic. Aurant.
Trifol. fibrin. aa drachmas binas
Aqua Menthae piperitidis Uncias duas
M. D. S. Des Tags dreymahl einen Eß-
löffel voll zu nehmen.

8) Die Fieberrinde. In Fällen, wo man bloß der Faser ihre Festigkeit, und dem Blut seine Dichtheit wiedergeben muß, ist ihre Wirkung ausnehmend groß, sie reizt am wenigsten, und dieser Eigenschaft wegen verdient sie in sehr vielen Fällen den Vorzug. Sie kann auf verschiedene Art angewandt werden. Die vorzüglichste Composition ist das Elixir von Robert Whyt.

℞. Pulv. Cortic. Peruvian. opt. Unc. quatuor
Rad. Gentian. Rubr.
Flaued. Cortic. Aurant. aa Unciam unam
& dimid.
Spirit. Vin. Gallici Libras quatuor.
Digere per sex dies, balneo arenae cola.

Von dieser Essenz nimmt man einen guten Eßlöffel voll, mit viermal so viel kaltem Wasser vermischt, sowohl früh nüchtern, als Abends vor Tische.

Ist dieses Elixir zu hitzig, so muß man einen wässerigten Aufguß wählen.

℞. Pulv. Cortic. Peruvian. opt. Unc. unam
Aquae font. Libra unam
Stent in loco tepido, saepius agitentur
Post tres dies colat. d. s.
Des Tags zmal 2 Eßlöffel voll zu nehmen.

Doch muß man bey dem Gebrauch dieses Mittels darauf sehen, daß zuvörderst die Unreinigkeiten aus den ersten Wegen ausgeführet worden, weil sonsten leicht Beängstigungen entstehen. Daß keine Verstopfungen in denen Eingeweiden vorhanden sind, weil sonst dieses Mittel mehr Schaden als Nutzen anrichtet.

Wenn die Fieberrinde anfangs purgirt, und dieß so weit gehet, daß ihm Einhalt gethan werden muß, so kann man einige wenige Tropfen flüssiges Laudannm zusetzen, bis sie der Magen vertragen lernt.

9) Eisenmittel. Das Eisen ist dem menschlichen Körper eine sehr vortrefliche und heilsame Arzney. Es ist ein trefflich stärkendes Mittel und vermehrt die Stärke, Spannung und Schnellkraft der festen Theile, und die eröffnende Kraft, die man ihm zuschreibt, ist bloß eine Folge oder Wirkung seiner stärkenden Kraft. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß kachektische Personen, die elend, blaß uud siech aussehen, eine ungemeine Schwäche und Schlaffheit der festen Theile, ein blasses wässeriges Blut ohne gehörige Röthe haben, durch den

Ge-

Gebrauch des Eisens ganz verändert und ganz gesund werden, das Eisen mag nunmehro durch die Milchgefäße zum Blut gelangen, oder durch die Sympathie in welcher die ersten Wege mit dem ganzen übrigen Körper stehen wirken dieses ist hier ganz gleichgültig. Man kann folgende Kompositionen verschreiben.

℞. Limat. Martis opt. Unciam unam
Cinamomi drachmas binas
Affande Vini Rhenani opt. Libras duas
Digere leni Calore per 24 horas colat. D.S.
Des Tags zwey bis dreymal eine halbe
Theetasse voll zu nehmen.

℞. Martis solubilis scrupulos duos
Extrct. Gentianae Rubrae q. s. & fiant.
l. a. pil. pond. gr. unius.
D. S. Zweymal des Tags fünf Stück zu geben.

Nur muß man beym Gebrauch der Eisenmittel beobachten

1) Daß sie Subjekten deren Körper voll Unreinigkeiten stickt und die mit Leibesverstopfung behaftet sind nicht nützlich sind.

2) Da, wo bey einer großen Entkräftung ein geschwinder Puls zugegen ist, sind sie auch von keinem Nutzen.

3) Bey Subjekten, welche zu Erhitzungen geneigt, und die einen trockenen Körper haben, sind diese Mittel auch nicht anwendbar.

Auch dienen wo Eisenmittel angezeigt sind, wenn man von dem Stahlwein der Londoner oder Edinburger Pharmakopee täglich zwey- oder dreymal einen Löffel voll nehmen läßt, oder von Ludwigs Stahltinktur sechzig Tropfen. Besonders sind auch die Martialischen Gesundbrunnen, als der Schwalbacher und Pyrmonter sehr nützlich, in diesen kommt das Eisen in höchst aufgelößter Gestalt in die Blutmasse, und vermittelst der in diesen Wassern enthaltenen Luftsäure, wirken sie auf das Nervensystem, erhöhen, beleben die Bewegungen der Organen ohne zu erhitzen, und ohne den Puls anzutreiben, machen auch die Verbindungen der Bestandtheile unter einander inniger und fester, zwar alles auf eine uns noch nicht hinlängliche bekannte Weise, aber so viel durch die Erfahrung erprobt, daß man sich nach dem Gebrauch der Mineralwasser um ein merkliches gestärkt fühlt. Auch kann man ein künstliches Mineralwasser gebrauchen. Man nimmt Englisch Salz drey Quentchen, Eisenvitriol eilf Gran, und von dem allerreinsten Wasser zwey Pfund. Man reibt das Salz nebst dem Vitriol in einem Mörser, und mischet es sodann unter das Wasser. Man lasse den ersten Tag eine halbe Flasche trinken, um den Magen zu probiren. Schlägt diese gut durch, so gebe man den folgenden Tag eine ganze, und so kann man 24 biß 36 Flaschen gebrauchen lassen.

Der

Der Mensch.

Oben an der Stufenleiter der natürlichen Dinge ist der Mensch gestellt, das Meisterstück der irdischen Schöpfung. Betrachter der Werke des Allmächtigen, eure Bewunderung erschöpft sich bey dem Anblicke dieses wundersamen Körpers. Von der Vortreflichkeit des Gegenstandes durchdrungen, wollt ihr alle Schönheiten desselben anständig ausdrücken; aber euer zu schwacher Pinsel kommt der Lebhaftigkeit eurer Vorstellungen nicht gleich. In der That, wie wollt ihr diese außerordentliche Proportion mit Nachdrucke vorstellen? Wie diesen edlen und majestätischen Gang? Wie diese starken und großen Züge? Wie dieses so schön mit Haaren geziertes Haupt? Die offene und erhabene Stirne? Diese lebhaften und durchdringenden Augen, diese beredten Ausleger der innerlichen Empfindungen? Diese Ohren, die durch ihre Feinheit auch den allermindesten Unterschied der Töne wahrnehmen? Diese Hände, diese kostbaren Werkzeuge, und unerschöpfliche Quellen neuer Erzeugungen? Diese freye und angenehm gewölbte Brust? Diese volle und gelenke Hüfte? Diese Beine, diese zierlichen Säulen, die sich für das Gebäude, welches sie tragen, so schön schicken? Endlich diesen Fuß, diese schmale und zarte Grundfläche, aber von so viel mehrerer Festigkeit und wunderbaren Bewegung?

Gehen wir folgends ins Innere dieses schönen Gebäudes, so werden uns die erstaunende Anzahl der Theile, ihre unglaubliche Verschiedenheit, ihre vortrefliche Bauart, ihre bewundernswerthe Harmonie, ihre außerordentliche künstliche Vertheilung in ein Entzücken setzen, daraus wir nicht anders zu bringen sind, als nur, um uns über die unzulängliche Erkenntniß so vieler Wunder zu beklagen.

Die Knochen machen durch ihre Festigkeit und Verbindung den Grund, oder das Zimmerholz in diesem Gebäude; die Ligamente sind die Bänder, welche alle Theile unter sich vereinigen. Die Muskeln verrichten als so viele elastische Federn, ihr Geschäfte. Die Nerven verbreiten sich durch alle Theile, und theilen dem Körper Gefühl und Empfindung mit. Die Blut- und Schlagadern leiten gleich den Bächen, überall Erfrischung und Leben hin. Das Herz in den Mittelpunkt gestellt, ist gleichsam der Sammelplatz oder die Hauptkraft, wodurch das Blut in Bewegung gebracht, und erhalten wird. Die Lungen haben eine andere Kraft, welche frische Luft nach innen ziehet, und die schädlichen Dünste ausstößt. Der Magen und die Eingeweide von verschiedener Gattung, sind die Magazine und die Werkstätte, wo die Materialien zum nöthigen Ersatze zubereitet werden. Das Hirn bewahrt die sinnliche Eindrücke wirkt auf den ganzen Körper durch das Nervensystem zurück, und unter-

unterhält das Band zwischen dem Wesen welches wir Seele nennen, und dem Körper. Die Sinne benachrichtigen dieses Wesen, von allem was ihm zu wissen nöthig ist, und dienen zu dessen Vergnügen und Bedürfnissen.

Zwar freylich hat man unserm Geschlecht ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller anderen Geschlechter dem höchsten Grade nach in ihm finde. Das Lob ist unerweißlich und sich selbst widersprechend: denn offenbar hebe sodann eine Kraft die andere auf und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Allein von der andern Seite hat man ihn, ich will nicht sagen zum Thier erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar abgesprochen und ihn zu einem ausgearteten Thiere machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verlohren. Dies ist nun offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz der Naturgeschichte des Menschen. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Thier hat und hat Wirkungen herfürgebracht, die im Guten und Bößen ihm eigen bleiben. Kein Thier frißt seines Gleichen aus Leckerey: kein Thier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blut. Kein Thier hat Sprache wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion,

willkührliche Gesetze und Rechte. Kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundene Triebe, und die flatterhaften Meynungen, womit sich beynahe jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Physiologie und Erfahrung überwiegen hier alle metaphysische Spekulationen.

Man hat behauptet der gerade aufrechte Gang des Menschen seye eine bloße erlernte Nachahmung der Kunst einiger Menschen, die davon nur den gegenwärtigen Nutzen einsahen, und zuerst anfiengen aufrecht zu gehen, hernach solches ihre Kinder lehrten, und es endlich bis auf die entferntesten Jahrhunderten erblich machten. Sie führen zum Beweiße diejenigen Beispiele an, welche man in den Geschichten und Reisebeschreibungen von wilden Menschen und Kindern findet, die die Kunst auf zwey Beinen zu gehen, nicht haben erlernen, hingegen ganz gut auf allen vieren haben laufen können. — Das Beispiel der einfältigen Caraiben und der unflätigen Hottentotten, die spät und mit genauer Noth auf zwey Beinen gehen — und von der andern Seite einige Arten der Affen, und die Orang Outang die ganz leicht auf zwey Beinen gehen können. Sie behaupten ferner, die horizontale Stellung seye für den Menschen die bequemere, denn man sehe ja offenbar, daß die Anstrengung der Muskeln an den Lenden, Hüften und Schenkeln,

keln, die nicht nur die ganze Last des Körpers im Gleichgewicht erhalten, sondern ihn auch mit Geschwindigkeit bewegen müssen, desto größer seyn müsse, da so viele Theile seines Körpers, die wenig oder gar nicht unterstützt sind, nothwendig und beständig von der Kraft der Muskeln getragen werden müssen — die gerade Stellung seye nicht nur unbequem, sondern auch ungesund.

Wenn man betrachte, daß bey der aufrechten Stellung des Körpers das Herz senkrecht auf das Zwerchfell drücke — ja sich endlich so stark neige, daß es fast eine horizontale Stellung bekomme — daß aber durch diese gezwungene Stellung des Herzens eine reiche Quelle tödtlicher Krankheiten entstehe, als Herzklopfen, Pulsadergeschwülste u. s. w. so lasse sich aus diesem allem mit dem größten Rechte zweifeln, ob dem Menschen die gerade Stellung nothwendig, nützlich seye, und von Natur zukomme.

Es lohnt sich der Mühe nicht, eine weitläuftige Widerlegung dieser Scheingründe anzuführen — aber man darf nur einige anatomische Kenntnisse besitzen, nur die Lage der Augen — die durch die Schlüsselbeine so weit abstehende Arme — die Verbindung und Bewegung des Kopfs an den ersten Halswirbelbeinen betrachten — nur das verhältnißmäßig kürzere, oben sehr erweiterte, unten aber verengerte Becken mit dem geraden, fast cylindrischen Becken der Thiere vergleichen — den ungleichen

Bau

Bau und Richtung des Kopfs und Halses, des Schenkelbeins, sonderlich aber die Verschiedenheit der Fußsohlen bey Menschen und Thieren in Erwägung ziehen, so wird sich die Sache hinlänglich zum Vortheil und Vorzug des menschlichen Geschlechts entscheiden. Und wie lächerlich ist es, sich auf die wilden Menschen zu berufen. — Nie ist die wildeste Nation gefunden worden, die auf vier Füßen gekrochen, und die in den Wäldern gefundene verwilderte Menschen, giengen alle aufrecht, wenn sie schon durch Uebung eine Fertigkeit im Klettern erlangt, und wenn man sie kriechen gesehen, so werden wir dieses mit besserm Rechte einer erlernten Nachahmung der Thieren, unter denen sie gelebt, zuschreiben, als den zweyfüßigen Gang der Menschen eine erlernte Nachahmung nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den verderblichen Folgen stummer Sünden beym weiblichen Geschlecht.

Fortsezzung.

Anmerkung.

Dieser Fall bestätigt meine schon oben geäußerte Behauptung, daß es gefährlich sey, bey jungen Leuten viel Arzneien zu brauchen, wenn man ihren moralischen Charakter und ihre Neigungen nicht kennt. Das Fieber war hier eine Folge des Nerven-

venreizes, einer Verminderung und Schärfe der Säfte, welche durch ausschweifende Phantasie in beständigem Aufruhr erhalten wurden. Die strenge Diät, die oft wiederholten abführenden und auflösenden Mittel, mußten nothwendig die Ursachen des Uebels nur vermehren. Ein deutlicher Beweiß hievon war die Hartnäckigkeit des Fiebers und der Hautwassersucht, welche unstreitig, wenn wir bey der vorigen Heilmethode geblieben wären, tödtlich geworden seyn würde.

Siebente Beobachtung.

Im Jahr 1779 wurde ich, bey dem damaligen Kriege, als Feldarzt in eine unsrer vornehmsten Seestädte geschickt. Bald nach meiner Ankunft unterhielt man mich sehr oft von dem sonderbaren Zustande eines jungen Frauenzimmers, welche für behext gehalten wurde. Ich will von dieser Geschichte, die sehr weitläuftig war, nur die Hauptumstände anführen. Das Mädchen, von welcher die Rede war, hatte viele sonderbare Krankheiten gehabt, welche die Aerzte nicht verstanden, und natürlicherweise also auch nicht geheilt hatten. Nach einer von diesen Krankheiten hatte man bemerkt, daß dieses Mädchen Steine zur Welt brachte; eine Thatsache welche man durch das Zeugniß vieler angesehenen und glaubwürdigen Personen erhärten wollte. So ungläubig ich auch in Dingen dieser Art bin, so

muß-

mußte ich doch die Mine der Ueberzeugung anneh-
men, um mich von der wahren Beschaffenheit der Sache desto genauer unterrichten zu können. Ich ließ mich al[so] zu der Patientin führen, und fand ein großes, mehr als fünf und zwanzigjähriges Mädchen, welche sehr niedergeschlagen, traurig und dabey über den Besuch eines ihr unbekannten Mannes sehr bestürzt war. Ich bat sie, mir vor allen Dingen, eine kurze Nachricht von allen den Uebeln zu geben, die sie bisher ausgestanden hätte. Ihre Erzählung, welcher ich sehr aufmerksam zuhörte, stimmte zwar im Ganzen mit demjenigen was ich schon gehört hatte, überein, indessen bemerkte ich doch einige Abweichungen, die mich in meinem Argwohn, daß alles Betrügerei wäre, noch mehr bestärkten. Ohne mir hievon etwas merken zu lassen, sagte ich ihr blos, daß ich mir Hofnung machte, sie heilen zu können, und sie in dieser Absicht in einigen Tagen wieder besuchen wollte.

Da diese Begebenheit so viel Aufsehen in der Stadt machte, so bemühte ich mich einige verständige Leute auf meine Seite zu bringen, und diese sprachen wieder mit ihren Bekannten davon. Sie alle vereinigten sich, mir in der Entlarvung des Betrugs Beistand zu leisten. Der Bischof selbst nahm die Bestreitung aller dabey erforderlichen Unkosten auf sich. Es kam nur noch darauf an, einen sichern Ort zu finden, wo die Untersuchung angestellt wer-

den könnte. Man hatte dazu ein kleines Zimmer im Aussenhof eines Nonnenklosters ersehen; da aber die Nonnen hörten, zu welchem Gebrauch dasselbe bestimmt wäre, so hielten sie es für eine Entheiligung, daß man in ihrem Gott geweihten Hause Dinge vornehmen wollte, welche die Keuschheit zu beleidigen schienen. Es wurde also ein anderer Ort gewählt, wobei sich aber wieder andre Schwierigkeiten fanden. Ich ließ den Wundarzt kommen, der die Patientin vorhin schon bedient hatte. Er mußte die Mutterscheide untersuchen, und ich that das nämliche. Ich fand diesen Kanal mit sieben oder acht Kieseln dicht ausgestopft, welche nebst einer Portion Sand vor meinen Augen herausgezogen wurden. Um diese Produkte genauer zu untersuchen, nahm ich sie mit, und fand, daß der Sand sowohl als die Kiesel vollkommen denjenigen glichen, die am Ufer des Meers dicht bey der Vorstadt lagen.

Da dieses Mädchen eine sehr fruchtbare Gebärerin war, so ließ ich sie aller sieben bis acht Tage vor meinen Augen gebären. Zwei Monate lang hielt meine Geduld bey dieser Untersuchung aus. Die Erscheinungen waren immer die nämlichen; nur mit dem Unterschied, daß die Steine nicht mehr so abgeschliffen wie anfangs, sondern unförmlich und scharf waren. Ich fand nichts wunderbares bey der Sache, als die Geschicklichkeit, mit welcher

der

der Wundarzt die Steine hervorzog, und die Fertigkeit, womit sie das Mädchen, ohne sich zu verletzen, in die Mutterscheide geschoben hatte. Bey der Operation ging niemals nur ein Tropfen Blut ab, obgleich der Wundarzt oft viel Gewalt brauchen und der Patientin heftige Schmerzen verursachen mußte. Ich habe eine solche Kieselgeburt von mäßiger Größe aufgehoben, die gleichwohl so groß, und scharf ist, daß jeder, der nicht Augenzeuge von diesem betrügerischen Wunderwerke gewesen ist, sehr leicht in Versuchung kommen könnte, an der Wahrheit der ganzen Sache zu zweifeln *).

*) Ich lasse die Anmerkung weg, welche der Verfasser zu dieser Geschichte hinzufügt, weil sie sich blos auf eine ziemlich weitläuftige Declamation über die sonderbaren Ausschweifungen, welcher eine verdorbne Einbildungskraft fähig ist, einschränkt. Ueberhaupt ist die ganze Geschichte, wie sie dasteht, nicht befriedigend und belehrend genug, und der Verfasser hat wie es scheint nicht alle Maasregeln ergriffen, welche nöthig gewesen wären um die Betrügerin ganz zu entlarven. Hätte er sie immer genau bewachen lassen und ihr allen Zugang von Steinen abgeschnitten, so würden die Geburten bald aufgehört, und er nicht nöthig gehabt haben, seine Geduld unnützerweise zwei Monate lang zu üben.

Anmerkung des Verfassers.

(Der Beschluß folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Zwey und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 17ten October 1795.

Der Mensch.

Fortsezzung.

Lächerlich ist es, sich auf abgerichtete Hunde, auf Affen und den Orang Outang zu berufen, denn keiner von diesen Thieren tritt mit den Fersen hinten auf, sie gehen immer weit leichter auf vier Füßen, da hingegen ihr Gang auf zwey Füßen nie mit der Wohlanständigkeit, Leichtigkeit und Geschwindigkeit geschehen kann, mit welcher ein Mensch auf zween Füßen gehet. Auch scheinen die Gegner bey ihren Beweißen von dem Nachtheile der geraden Stellung an die Krankheiten wozu die vierfüßige Stellung die Thiere disponirt gar nicht gedacht zu haben, nämlich an die öftere Entzündung und andere Fehler der Augen, an die Bauchbrüche, an den Koller, die Wuth, öftere Blutadergeschwülste, und andere Geschwülste an den Beinen. Gewißlich wäre der Mensch ein vierfüßiges Thier, wäre er es Jahr-

tausende lang gewesen; er wäre es sicher noch und nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn, zudem was er jetzt ist, und wie wir ihn aller Geschichte und Erfahrung nach kennen, umgebildet.

Mit dem aufrechten Gange würde der Mensch ein Kunstgeschöpf: denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernt, wird er eingeweihet alle zu lernen, und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände, Werkzeuge der feinsten Handthierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen. — Ja dieses zarte Gefühl der Hände ist in seinem Körper verbreitet und bey verstümmelten Menschen haben die Zähen des Fußes oft Kunststücke geübet, die die Hand nicht üben konnte. — Aufrecht, cultivirt welch Thier hat das vielärmige Werkzeug der Kunst, was er in seinem Arm, in seiner Hand, in der Gewandheit seines Leibes, in allen seinen Kräften besitzet? Kunst ist das stärkste Gewehr und er ist ganz Kunst, ganz und gar organisirte Waffe.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menschensinn verborgen, die hie und da meistens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt, oder ein Zufall entdecket, und die uns ahnen lassen, was für andere für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns

liegen mögen. Wann einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die fühlende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grade erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft: so mögen unentdeckte Welten der Mannichfaltigkeit und Ewigkeit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unsrer viel organisirten Maschine nur nicht entwikkeln. Das Auge, das Ohr! zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt. — Der Wohllaut, den das menschliche Ohr empfindet und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Tonkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübet; so wie sie durchs Auge, indem der Lichtstrahl auf ihm spielet, die feinste Geometrie beweißet.

Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte; es war das göttliche Geschenk der Rede. Nur durch die Rede wird die schlummernde Vernunft erweckt oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch sich selbst ewig todt geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne eins und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und andere Glieder nur gehorcht. Das Beispiel der Taub- und Stummgebohrnen zeigt, wie wenig der

 Mensch

Mensch auch mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter als der Affe nach, weil die Sympathie mit seinem Geschlechte ihm fehlet. Man hat Beispiele, daß ein Taub- und Stummgebohrner seinen Bruder mordete, da er ein Schwein morden sah und wühlte, bloß der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben: schrecklicher Beweiß, wie wenig die gepriesene menschliche Vernunft und das Gefühl unsrer Gattung durch sich selbst vermöge. Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unsrer Vernunft, und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinnen und Gedanken allmälig in Flammen brachte.

Mit dem aufgerichteten Gange gewann der Mensch eine Zartheit, Wärme und Stärke, die kein Thier erlangen konnte. Im Stande der Wildheit wäre er größtentheils insonderheit auf dem Rücken mit Haaren bedecket; und das wäre dann die Decke, über deren Entziehung der ältere Plinius die Natur so jammernd anklagt. Die wohlthätige Mutter hat dem Menschen eine schönere Hülle gegeben, seine zarte und doch so harte Haut, die den Unfällen jeder Jahrszeit, denen Abwechslungen jedes Klima zu widerstehen vermag, wenn

einige Kunst, die zweite Natur von diesem Geschöpfe ihm Hülfe leistet. Und zu dieser sollte ihn nicht nur die nackte Dürftigkeit sondern etwas Menschlicheres und Schöneres, die holde Schaam leiten. Was auch einige Philosophen sagen mögen: so ist sie dem Menschen natürlich. Wir kennen beynahe keine noch so thierische Nation auf der Erde, die nicht zumal bey den Weibern von den Jahren an, da die Triebe erwachen, die Bedeckung liebe; zumal auch die empfindliche Zartheit dieser Theile und andre Umstände eine Hülle fodern. Noch ehe der Mensch also seine andern Glieder gegen die Wuth der Elemente, gegen den Stich der Insekten durch Kleider oder Salben zu schützen suchte, führte ihn eine Art sinnlicher Oekonomie des schnellsten und nothwendigsten Triebes auf die Verhüllung. Unter allen edlern Thieren will das Weib gesucht seyn und bietet sich nicht dar; sie erfüllet damit unwissend Absichten der Natur und bey dem Menschen ist das zartere Weib auch die weise Bewacherin der holdseligen Schaam, die bey der aufrechten Gestalt sich gar bald entwickeln müßte.

Also bekam der Mensch Kleidung und sobald er diese und einige andere Kunst hatte, war er vermögend jedes Klima der Erde auszudauern und in Besitz zu nehmen. Wenige Thiere, fast der Hund allein, haben ihm in alle Gegenden nachfolgen können, und doch mit welcher Veränderung ihrer Ge-

stalt, mit welcher Abartung ihres angebornen Temperaments. Der Mensch hat sich am wenigsten und in wesentlichen Theilen gar nicht verändert. Itzt ist die ganze Erde das Vaterland des Menschen. Wo man zu Schiffe auf dem Meere hingekommen ist, hat man Menschen, und zwar allenthalben die gleiche Menschenart angetroffen. Der Mensch lebt in Indien, wenn Siegellack vor der Sonnenhitze schmelzt, wandelt in Afrika im Sande, wo das Blut aus allen Schweißlöchern fließt, und kriecht im Winter an der Hudsonsbay in ein Loch in die Erde, wenn sie funfzehn Schuh tief gefroren ist. Er hat den Vorzug vor den Thieren, daß er unter allen Himmelsstrichen leben und die Produkte der Erde und des Meers aus allen Gegenden zu seiner Nahrung brauchen kann. Wenn alle Thiere in ihre Wohnungen fliehen, und sich in den geheimsten Winkeln verbergen, so reisen die Menschen zu Wasser und zu Lande, und trotzen gleichsam dem Zorn der Natur.

Der Mensch besitzt ferner für den Thieren eine vorzügliche Stärke. Der Schöpfer gab uns einen zärtlichen aber überall mit Nerven durchwebten Leib, wodurch er die größte Kräfte ausüben kann. Welches Thier kann so viele freye, leichte, ungehinderte und mannichfaltige Bewegungen, als uns möglich sind, zu gleicher Zeit mit seinen Gliedern machen. Wo wir nur einen oder zween Finger hinbringen können,

nen, da wirken wir schon mit der ganzen Macht menschlicher Geschicklichkeit; Empfindung, Bewegung, Stärke, Leben, Gelenksamkeit und Geschwindigkeit, vereinigen sich in diesem unnachahmlichen Werkzeug. Man kennt die großen und schweren Lasten, die man unserm Körper aufladen kann, wenn, wenn man sie mit Vorsicht gehörig anzubringen, und mit Klugheit über den ganzen Körper zu vertheilen weiß. — Von den konstantinopolitanischen Lastträgern wird erzählt, daß ihnen eine neunhundertpfündige Last nicht zu schwer fiele. Plinius erzählt von einem gewissen Athanatus, welcher um seine Stärke zu zeigen, mit einem bleyernen Brustharnisch von fünfhundert Pfund, und auf hohen Schuhen von eben der Schwere, auf dem Schauplatz herumgegangen. Menschen die sich im Laufen eine starke Fertigkeit erworben, können es hierin den Pferden zuvorthun, oder wenigstens diese Bewegungen länger aushalten.

Auch übertrifft der Mensch durch sein langes Leben die Thiere, und legt hiermit einen Beweiß von der Dauerhaftigkeit des Baues seines Körpers ab. Denn wirklich sind dir Klagen über das kurze Leben des Menschen sehr ungerecht, und der Mensch gehöret unter die Thiere die am längsten leben. Er lebt nicht viel kürzere Zeit im Mutterleibe, als das dreymal so große Pferd. Unter allen Thieren bekommt er die Zähne am langsamsten. Er lebt 20

Jahre, ehe sein Körper sein völliges Wachsthum erreicht, und was man bey keinem Thier antrifft, erst vom vierzehnten Jahr an erwachen seine Zeugungstriebe. Diese ganze Anlage macht ihn zu einem längern Leben fähig, und unter vierzehen hundert Menschen ist im Ganzen noch immer einer, der hundert Jahr alt wird, und unter Tausenden ein Siebenundneunziger. Und auch dieses ist nach der jetzigen Einrichtung der menschlichen Natur das äußerst mögliche Ziel noch nicht. Plinius erzählt von einem Menschen der 300 Jahr gelebt haben soll. Haller kann in seiner Geschichte alter Leute über tausend Beispiele anführen, von Menschen, die zwischen 100 und 110 Jahr, zwey und sechzig von Menschen, die 110 bis 120, neun und zwanzig von solchen die 120 bis 130, und fünfzehn von solchen, die 130 bis 140 Jahre alt geworden. Wir sehen also daß die Natur an die zerbrechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt, um die Gränzen des Lebens so lange als möglich zu erhalten.

Unter den Trieben, ist der Geschlechtstrieb der mächtigste, und diese unterscheidet den Menschen ebenfalls von dem Thier. Was bey dem vierfüßigen Thier, selbst bey dem schamhaften Elephanten Begattung ist, ist bey dem Menschen seinem Bau nach Kuß und Umarmung. Kein Thier hat die menschliche Lippe, deren feine Oberrinne bey der

Frucht

Frucht des Mutterleibes im Antlitz am spätesten gebildet wird; gleichsam die letzte Bezeichnung des Fingers der Liebe, daß diese Lippe sich schön und verstandreich schließen sollte. Von keinem Thier also gilt der schamhafte Ausdruck der alten Sprache, daß es sein Weib erkenne. Auch daß der menschliche Trieb nicht wie bey diesen schlechthin einer Jahrszeit unterworfen ist, zeigt offenbar daß er nicht von der Nothwendigkeit sondern vom Liebreiz abhangen und einer freywilligen Mäßigung überlassen werden sollte.

Da der Ursprung der Menschengeschichte dem Philosophen sehr im Dunkeln ist: so ist man auf den verzweifelnden Weg gerathen, den Knoten zu zerschneiden und nicht nur die Erde als eine Trümmer voriger Bewohnung, sondern auch das Menschengeschlecht als einen überbliebenen, entkommenen Rest anzusehen, der, nachdem der Planet in einem andern Zustande, wie man sagt, seinen jüngsten Tag erlebt hatte, etwa auf Bergen oder in Hölen sich diesem allgemeinen Gericht entzogen habe. Seine Menschenvernunft, Kunst und Tradition sey ein geretteter Raub der untergegangenen Vorwelt; daher er theils schon von Anfange her einen Glanz zeige, der sich auf Erfahrungen vieler Jahrtausende gründe, theils auch nie ins Licht gesetzt werden könne, weil durch diese überbliebene

Menschen, wie durch einen Isthmus, sich die Kultur zweier Welten erneuere und binde.

Allein diese Hypothese, die aus der Erde selbst so wie aus ihrer Menschengeschichte ein unentwirrbares Chaos macht, hat in der Urbildung der Erde keinen Grund: denn die ersten scheinbaren Verwüstungen und Revolutionen derselben setzen keine verlebte Menschengeschichte voraus, sondern gehören zu dem schaffenden Kreise selbst, durch welchen unsre Erde erst bewohnbar worden. Der alte Granit, der innere Kern unsers Planeten, zeigt so weit wir ihn kennen keine Spur von untergegangenen organischen Wesen, weder daß er solche in sich enthielte, noch daß seine Bestandtheile dieselben voraussetzten. — Auf Erdhöhen, auf denen jetzt lappländische Kräuter wachsen, findet man versteinerte Gewächse des heißesten Erdstrichs: ein offenbares Zeugniß, daß der Dunst auf ihnen damals dies Klima gehabt habe; daß aber bey diesen Pflanzenabdrücken sich noch nirgend Erdenthiere, geschweige denn Menschengebeine finden, zeigt wahrscheinlich, daß solche auf der Erde damals noch nicht vorhanden gewesen, weil weder zu ihrer Bildung der Stoff, noch zu ihrem Unterhalt Nahrung bereitet war. So gehts durch mancherley Revolutionen fort, bis endlich in sehr obern Leim- oder Sandschichten erst die Nasenhörner und Elephantengerippe erscheinen: denn was man in tiefern Versteinerungen

gen für Menschengebilde gehalten, ist alles zweifelhaft und von genauern Naturforschern für Gerippe von Seethieren erkläret worden. Auch auf der Erde fieng die Natur mit Bildungen des wärmsten Klima und wie es scheint, der ungeheuersten Massen an; wenigstens haben sich bey den so zahlreichen Gerippen der Elephanten, die spät zusammengeschwemmt sind und sich hie und da bis auf die Haut erhalten haben, zwar Schlangen, Seethiere, u. s. w. nie aber Menschenkörper gefunden. Ja wenn sie auch gefunden wären, sind sie unstreitig von einem sehr neuern Datum gegen die alten Gebürge, in denen nichts von dieser Art Lebendigem vorkommt. So spricht das älteste Buch der Erde, und stellet das Resultat auf, daß unsere Erde aus ihrem Chaos von Materien und Kräften unter der belebenden Wärme des schaffenden Geistes sich zu einem eigenen, und ursprünglichen Ganzen durch eine Reihe zubereitender Revolutionen gebildet habe, bis auch zuletzt die Krone ihrer Schöpfung, das feine und zarte Menschengeschöpf, erscheinen konnte.

Stammet das Menschengeschlecht von einem Menschenpaare her? Oder entstanden überall Menschen, wie überall Schalenthiere entstanden? Gebar das Mondsgebürge den Neger, wie etwa die Andes den Amerikaner, der Ural den Asiaten, die Europäischen Alpen den Europäer? Da jeder Welttheil seine eigene Thierarten hat, die anderswo

nicht leben können, sollte er nicht auch seine eigene Menschengattung haben? Allein es ist offenbar der Natur entgegen, daß sie alles Lebendige in gleicher Anzahl oder auf einmal belebt habe: der Bau der Erde und die innere Beschaffenheit der Geschöpfe selbst macht dieß unmöglich. Elephanten und Würmer, Löwen und Infusionsthiere sind nicht in gleicher Zahl da: sie konnten auch anfangs ihrem Wesen nach weder in gleichem Verhältniß, noch auf einmal erschaffen werde. Die Natur arbeitete von unten auf, und indem sie allenthalben genug des Saamens nachließ, Geschlechter die sie dauern lassen wollte, zu erhalten, bahnte sie sich den Weg, zu auserlesenen feinen, höhern Geschlechtern. Das Ammonshorn war eher da als der Fisch: die Pflanze gieng dem Thier voran, das ohne sie auch nicht leben konnte: der Krokodill schlich eher daher, als der Elephant Kräuter las und seinen Rüssel schwenkte. Die fleischfressenden Thiere setzten eine zahlreiche, schon sehr vermehrte Familie derer voraus, von denen sie sich nähern sollten; sie konnten also auch mit diesen nicht auf einmal und in gleicher Anzahl da seyn. Der Mensch also, wenn er der Bewohner der Erde und ein Gebieter der Schöpfung seyn sollte, mußte sein Reich und Wohnhaus fertig finden; nothwendig mußte er also auch spät und in geringerer Anzahl erscheinen, als die so er beherrschen sollte. Die Natur schloß mit dem Menschen

schen die Werkstätte — und die älteste schriftliche Tradition der Völker sagt mit Recht: „Gott schuf „den Menschen, in seinem Gebilde, ein Gleichniß „Gottes schuf er in ihm, einen Mann und ein „Weib; nach dem Unzählichen, das er geschaffen „hatte, die kleinste Zahl: da ruhete er und schuf „nicht fürder.“

Es ist wahr, die Verschiedenheit der Menschen ist sehr groß — allein in den wesentlichen innern und äußern Theilen des menschlichen Körpers findet sich doch keine Verschiedenheit; und alle Nationalverschiedenheiten in Größe, Bildung, Farbe und Charakter sind aus der Verschiedenheit des physischen Klima, der Lebensart, der Erziehung, der Nahrungsmittel und anderer zufälliger Ursachen, sehr wohl erklärbar, ohne daß man nöthig hätte mehr als einen Stammvater des Menschengeschlechts anzunehmen. Die Riesen und Zwergnationen sind, wie die geschwänzten Völker, und die von Natur geschürzten Hottentottinnen, jetzt aus der Geschichte verschwunden. Die Kakerlaken Albino's, oder weiße Mohren, sind nur kranke Menschen, und nicht einmal eine Spielart. Man kann zwar nicht von jeder Varietät die Gründe so genau angeben, wie von der verschiedenen Farbe der Völkerschaften, und deren mannichfaltigen Abstufungen; aber von den wichtigsten Varietäten giebt es doch Gründe, und von andern wahrscheinliche Vermuthungen, ohne

daß

daß es nöthig wäre, zu verschiedenen Stammvätern seine Zuflucht zu nehmen. Da bey der Entstehung des Menschengeschlechts wahrscheinlich ein großer Theil der Erde noch mit Wasser bedeckt gewesen ist, so war ein einziger Stammvater hinreichend. Und da nach so vielen Erfahrungen der Mensch unter jedem Himmelsstrich leben kann, und darin die stärksten Thiere weit übertrifft; so sind mehrere Stammväter unter verschiedenen Himmelsstrichen sehr überflüßig.

(Der Beschluß folgt.)

Von den verderblichen Folgen stummer Sünden beym weiblichen Geschlecht.

Fortsezzung und Beschluß.

Achte Beobachtung.

Ein Mädchen, welche etwas über zwanzig Jahr alt, und sehr schön, tugendhaft und klug war, wurde von einem jungen Manne ihres Standes geliebt, welcher sowohl ihren als ihres Vaters ganzen Beifall hatte, aber so unglücklich war, ihrer Mutter, die das Regiment im Hause führte, zu mißfallen. Sie wurde ungeachtet aller Gegenvorstellungen ihrer Familie in ein Kloster geschickt. Da sie von der Treue ihres Liebhabers und von der Einwilligung ihres Vaters überzeugt war, so ertrug sie ihr Schicksal mit Geduld, und tröstete sich mit der

Hoff-

Hoffnung, daß es doch vielleicht noch gelingen würde ihre Mutter umzustimmen. Es vergingen indessen zwei Jahr, ohne daß die Aussichten günstiger wurden. Dieses beunruhigte sie, doch gab sie noch immer nicht alle Hoffnung auf, denn es blieb ihr doch immer die Möglichkeit übrig ihre Absichten, so bald sie minderjährig seyn würde, durchzusetzen. Allein unglücklicherweise starb der Vater vor dieser Zeit. Die Unglückliche sahe sich nunmehr ganz in der Gewalt einer tyrannischen Mutter, und diese Vorstellung stürzte sie in eine sehr gefährliche Krankheit, von welcher sie sich zwar einigermaßen wieder erholte, aber dagegen in eine Entkräftung verfiel, welche erst in finstre Schwermuth und zuletzt in Wahnsinn überging. Man nahm sie nunmehr aus dem Kloster heraus, aber umsonst, das Uebel war nun einmal geschehen. Nachdem man vergeblich alle mögliche Mittel versucht hatte, um ihre Vernunft wieder herzustellen, sahe man endlich sich genöthigt sie in ein Irrenhaus zur Verwahrung zu bringen, wo sie nach und nach alle jene grausenvollen Scenen menschlichen Elends, die Tissot so meisterhaft geschildert hat, durchging, und einige Jahre nachher ganz ausgezehrt und entkräftet starb.

Anmerkung.

Stände es in unsrer Gewalt zu lieben oder nicht zu lieben, so würde mich vielleicht das Schicksal

dieses unglücklichen Mädchens weniger gerührt haben. Da aber die Liebe in der Natur des Menschen liegt, da sie, wohl geleitet, die edelste der Leidenschaften ist, so muß sich das Gefühl nothwendig gegen die Härte und barbarische Grausamkeit dieser unnatürlichen Mutter, und aller derer, die ihr gleichen, empören. Ein tugendhaftes und ehrliebendes Mädchen würde aufhören es zu seyn, wenn sie der Vernunft nicht Gehör geben, und wo die befielt, ihrem Herzen nicht einige Gewalt anthun wollte. Hier aber war nur der Eigensinn der Mutter, nicht vernünftige Gründe, die sich einer untadelhaften Liebe widersetzen. Aehnliche Ursachen haben schon oft die Ruhe und Zufriedenheit ganzer Familien untergraben, und junge Leute in schandbare Vergehungen und Sittenlosigkeit gestürzt. Eine junge Person liebt: anstatt ihr vernünftig zuzureden, sie von der Unschicklichkeit und den übeln Folgen ihrer Wahl zu überzeugen, und diese auf einen würdigeren Gegenstand zu lenken, sperrt man sie in ein Kloster. Nunmehr ist sie auf immer verloren: ihre Leidenschaft empört sich gegen den Zwang, die Vernunft begiebt sich ihrer Rechte, die Einbildungskraft beschäftigt sich nur, Mittel zu Besiegung aller Hindernisse zu erfinden. Der Erfolg mag glücklich oder widrig seyn, so hat man doch in beiden Fällen Verlust. Denn auch dann, wenn alle Hindernisse gehoben werden, bleibt immer noch eine Spur der Gährung zurück, welche die Leidenschaften vorhin aufwiegelte, und nunmehr bey der ersten Gelegenheit wieder ausbricht. Nothwendig muß dabey auch die Gesundheit eben sowohl als die Unschuld in große Gefahr kommen.

Medizinischer

Rathgeber.

Drey und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 24ten October 1795.

Der Mensch.

Beschluß.

Lord Kaimes widerspricht dieser gemeinschaftlichen Abkunft von einem Stamme, und beruft sich auf den Unterschied in der Gestalt einiger wilden Völker, ingleichen auf die muthlose Schwäche und den kriegerischen Muth der einen Nation vor der andern unter diesen Völkern, auch auf die feindseligen Gesinnungen einiger derselben gegen alle Fremden, diese Abweichungen aber sind von wenigem Gewicht, den gemeinschaftlichen Ursprung streitig zu machen. Denn die geringen Abweichungen in der Gestalt sind zu wenig wesentlich, als daß sie nicht theils vom Klima und der Lebensart, theils auch von der Bildung herrühren können, die diese Völker ihren Kindern, aus eingebildeter Schönheit, oder auch um dereinst ihren Feinden so viel fürchterlicher zu scheinen, bey der Geburt geben, und die nach und nach

zur Natur wird. Unter jedem sanften Himmelsstriche finden sich durchgehends die schönsten Menschen, und die bedeutendsten harmonischen Gesichtszüge. Je reiner und dünner die Luft ist, je feiner sagt Cicero sind die Köpfe. Das Klima von Griechenland, dessen gegenwärtige Einwohner gewiß von ganz andern Völkerschaften abstammen, bildet noch eben die Ideale, wornach Phidias und Praxiteles arbeiteten; und je mehr die entkräftende Hitze oder Kälte die Natur schwächt, je minder schön ist auch die Bildung. Das schwüle dumpfigte Egypten, gab nie einem Künstler ein Ideal von Schönheit, so wenig als es Samogidien oder Grönland giebt. Die Feigheit und der Muth einiger dieser Völker vor den andern, können ebenfalls von dem Unterschied des Clima, der Nahrung und der übrigen Lebensart und Gewohnheit kommen. Ein armes Volk im Südmeere, das seine ganze dürftige Nahrung von Muscheln und verfaulten Fischen hat, hat natürlicherweise so viel Muth nicht, als die Patagonier die täglich zu Pferde sind, und von der ergiebigsten Jagd leben, und die Kinder der nordamerikanischen Wilden gewöhnen sich frühzeitig die größten Schmerzen auszustehen, um den Martern ihrer Feinde, wenn sie ihnen in die Hände fallen, so viel muthiger trotzen zu können. Auch die feindseligen Gesinnungen einiger wilden Völkerschaften gegen Fremde, können theils von der Armuth der

Na-

Natur ihres Wohnsitzes, theils auch von den grausamen Behandlungen kommen, die sie vorher von feindseligen Ueberfällen erlitten haben.

Menschenfresserey.

Menschenfresserey — ein Laster, das sich fast nicht, als möglich, nicht, als wirklich denken, und mit der menschlichen Natur vereinbaren läßt, da selbst Thiere nicht leicht ihres gleichen aufzehren, und das sich demnach fast bey allen alten Nationen, als einheimisches Uebel vorfindet, bey den rohen seltener wird, und bey den gesitteten sich meistens unter die Undinge verliert. Der Mensch ist in den verschiedenen Stimmungen der Seele, und nach der Erziehung zu allen fähig, und der gute Europäer kann zuweilen ganz unvermuthet, und wider Vorsatz, ein Kanibale werden.

Die Quellen dieses Lasters sind vielfältig. Voran stehet unstreitig die Menschensitte. Die Menschenopfer machten den vorzüglichsten Theil der mexikanischen Religionsgebräuche aus. Oft führten sie mit den benachbarten Völkern bloß deswegen Krieg, um Gefangene zu machen, die sie auf den Altären ihrer Götter abschlachten und nachher verzehren konnten; und sie schonten, während der Schlacht, des Lebens ihrer Feinde aus keiner andern Ursache, als damit sie dasselbe unter dem

Messer ihrer Priester auf eine weit quälendere Weise aushauchen mögten. Man schnitt einem solchen unglücklichen Gefangenen von unten den Leib auf, riß dem armen Zappelnden das noch klopfende Herz aus der Brust, hielt es gegen die Sonne, um ihr den daraus aufsteigenden Dampf zu opfern, und diejenige welche die Gefangenen eingebracht hatten, trugen die todten Körper heim, und verzehrten sie mit ihren Freunden.

Die zweite Ursache ist Haß und Wuth gegen die Feinde. Der Wilde hat um so mehr Leidenschaft, je weniger er ausgebildet ist. Man verzehrt die Gefangenen mit der Freude eines Siegers, und stillet dadurch die Blutbegierde. So erschlugen die Hunen was männlich war, zogen ihnen das Gedärme heraus, schnitten der Entleibten Herzen zu kleinen Stücken, und frassen es also rohe. Manche wilde Völker suchen dadurch ihre Feinde zu erschrecken, und durch Aufbewahrung ihrer Schädel die errungene Uebermacht zu bezeichnen.

Die dritte Ursache ist der Hunger. Der Araber Abdallatif macht vom Jahr 597 (J. Chr. 1200) in Egypten folgendes schaurendes Gemälde. „Bey „den armen und geringen Leuten nahm die Hun„gersnoth mit jedem Tage zu, und es gieng so „weit, daß sie Aeser speißten, und mit großer „Begierde halbverweßte stinkende Leichname, Hun„de, Kameel und andern Viehmist und allerhand

„Un-

„ Unrath verschlangen. Die Unmenschlichkeit wurde
„ endlich so groß, daß sie sich sogar mit dem Flei-
„ sche ihrer kleinen Kinder beköstigten, so, daß
„ man sie oft bey einem Gerüchte gebratener oder
„ gekochter kleiner Kinder angetroffen hat. — Die
„ Noth machte den so befremdenden und verab-
„ scheueten Appetit nach Menschenfleisch gar bald
„ allgemeiner, und man wurde auf diese Kost so
„ begierig, daß man sie endlich gleich andern
„ Speisen zu Befriedigung der Lebensnothdurft
„ bequem und sogar angenehm fand, auch keine
„ Ueberwindung mehr dazu bedurfte, oder sich ir-
„ gend ein Bedenken beikommen ließ, sondern es
„ ziemlich bunt damit trieb. — Es war keine
„ Provinz im ganzen Lande, darinnen nicht im
„ Verborgenen Menschenfleisch begierig verschlungen
„ ward. — Auf dem Wege nach Fejum hielten
„ sich Leute mit Fuhrwerk auf, die sich für die
„ Fuhre nur ein Spottgeld bezahlen ließen, aber
„ denjenigen, der sich mit ihnen einließ, und den
„ Weg mit ihnen machte, schlachteten, und her-
„ nach die Beute unter sich vertheilten. — Die
„ Bande der Menschenjäger hatte sich überhaupt
„ weit ausgebreitet. — Wenn sie ertappt wurden
„ so suchten sie sich damit zu entschuldigen, daß
„ das, wovon sie gegessen hätten, der verstorbene
„ Körper ihres Kindes, ihres Gatten, u. s. w.
„ gewesen sey."

Die vierte Ursache ist oft ein widernatürlicher unwiderstehlicher Appetit. Dieser ist vielleicht so wenig zu unterdrücken, als der sonderbare Geschmack der Frauenzimmer, vorzüglich der Schwangern. Nichts ist so ekelhaft und abscheulich, das nicht bisweilen eine oder die andere sehnlich gewünscht, mühsam aufgesucht, und begierigst verschluckt hat. Sollte nicht das nämliche vom Gelüsten nach Menschenfleisch gelten können? Abdallatif beståttiget dieses von den Schwangern ebenfalls. „Eine wohlhabende und begüterte Frau „vom Militär war guter Hoffnung, und ihr „Mann war während ihrer Schwangerschaft im „Dienste abwesend. Neben ihr an wohnte armes „Volk, aus dessen ärmlicher Küche es ihr eines „Tages so appetitlich entgegen roch, daß sie, wie „es die schwangern Weiber zu machen pflegen, sich „gelüsten ließ, etwas zu fordern. Weil es ihr „gut geschmeckt hätte, verlangte sie mehr davon, „mußte sich aber bescheiden lassen, daß nichts „mehr vorräthig sey. Sie fragte wenigstens um „die Zubereitung des so schmackhaften Gerichts, „und erhielt die Nachricht, daß es Menschenfleisch „gewesen sey. Die Sache gefiel ihr nicht übel, „und sie wurde bald mit den Nachbarn einig, daß „diese ihr kleine Kinder auffangen mußten, dafür „sie hernach die Beute redlich mit ihnen theilte."

Menschenfresserey ist auch öfters ein unerklär-

klärbarer Familienfehler. Dies bezeugt Hektor Boetius in seiner Geschichte von Schottland. „Ein „Schottischer Räuber wurde gefangen, und mit „Frau und Kindern lebendig verbrannt, weil er „junge Leute in sein Haus lockte und verzehrte, „besonders aber Kinder und fette Personen allen „andern vorzog. Ein Mädchen, das noch unter „dem Jahre war, wurde verschont, und da sie „im zwölften Jahre das vornahm, was der Va„ter gethan hatte, zum Tode verurtheilt. Jeder„mann verwünschte und verabscheuete dies Unge„heuer, und sie fragte die Umstehenden: Was „spuckt ihr aus? Wüßtet ihr wie angenehm Men„schenfleisch schmeckt, so würde jedermann seine „eigene Kinder verzehren."

Ein solcher Gelüste ist eine wahre Krankheit, unabhängig von dem Willen des Menschen, und eben auch nicht so straffällig, weil solche Handlungen die unausbleibliche und gezwungene Folge der kranken Phantasie und des fehlerhaften Appetits sind. Sollten solche Kranke, die nicht wissen, was sie thun, als Mörder, unbedingt angesehen und gestraft werden können? Die Streitfrage ist wichtig. — Die Bestimmung der Ausnahmen von der Regel sehr schwer, die allgemeine und nicht gemilderte Strafe bey einzelnen Personen ungerecht. Hier mag der Kasuist, Moralist und Rechtsgelehrte entscheiden.

Ordnung der allgemeinen Naturwirkungen im menschlichen Leben.

Der Mensch

1) kann nicht über sieben Tage ohne Nahrung leben;

2) muß, um sich wohl zu befinden, aller sieben Stunden neue Kräfte sammeln;

3) muß, um leben zu können, wenigstens sieben Monat nach der Empfängniß zur welt kommen;

4) erhält mit dem Alter von sieben Jahren einige Dauer;

5) wird in zweimal sieben Jahren zur Zeugung fähig;

6) braucht dreimal sieben Jahre um sein völliges Wachsthum zu erreichen.

7) Sein stehendes Alter dauert viermal sieben Jahr.

8) Fünfmal sieben Jahr braucht er seine völlige Stärke zu erreichen.

9) Sechsmal sieben Jahr dauert er ohne abzunehmen.

10) Kann siebenmal sieben Jahr ohne Verminderung seiner Kräfte leben.

11) Er verändert sich aller sieben Jahr, fünfzehnmal in der längsten Lebensdauer, bis er stirbt.

So wie es wahr ist, daß der Mensch, wenn er gesund ist, nicht über sieben Tage ohne zu essen leben kann, und des fortdauernden Lebens nicht fähig ist, wofern er nicht, wenigstens im siebenten Monat nach der Empfängniß geboren ist, so ist es auch gewiß, daß er, um sich wohl zu befinden, aller sieben Stunden durch Essen, Trinken, Schlaf, oder Ruhe neue Kräfte sammeln muß. Eben so verhält sichs auch mit den übrigen oben angezeigten Umständen.

Epochen des menschlichen Lebens, in fünf siebenjährige Zeiträume abgetheilt, nebst den unterscheidenden Eigenschaften jedes Alters.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der Seelenkräfte.

In der Epoche der Kindheit bedroht den Menschen überall Gefahr. Das gesundeste Kind kann in jedem Augenblicke sterben. Erst mit dem vierzigsten Tage fängt es an zu sehen und zu lachen. Seine Seele kennt keine andre Empfindung noch, als Schmerz und Bedürfniß. Nach sechs Monaten giebt es Zeichen des Willens von sich. Im siebenten erscheinen die Zähne. Ist es ein Jahr alt, so kann es noch kaum stehen. Im zweiten Jahr fängt es an zu laufen und zu reden. Im dritten Jahr

wird es artig und liebenswürdig; im vierten entwickelt sich das Gedächtniß, im fünften die Urtheilskraft. Vom sechsten bis ins siebente Jahr gewinnen Körper und Geist mehr Konsistenz, die ersten Zähne fallen aus, und das Kind fängt an mehr Antheil an allem zu nehmen.

Dieses ist in der That das Alter der Hoffnungen: das Kind giebt nunmehr zu erkennen, was es dem Körper und der Seele nach werden wird. Man hofft sein Körper werde schön, wohlgebildet und stark, und sein Geist gelehrig, durchdringend und vielumfassend werden. Diese Hoffnungen sind mehr oder weniger gegründet, je nachdem sie von den in diesem Alter gewöhnlichen Zufällen weniger oder mehr unterbrochen werden. Hat man das Glück diese Zufälle abzuwenden, so entwickeln sich Körper und Geist sehr schnell, nach Beschaffenheit der Konstitution. Die zweiten Zähne kommen ganz zum Ausbruch, die Leidenschaften und Neigungen fangen an sich zu entwickeln, der Mensch ist in diesem Alter ungeduldig in der Wißbegier und im Genuß.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der Seelenkräfte.

Man hat bemerkt, daß mehr als die Hälfte des menschlichen Geschlechts in den ersten vierzehn Jahren des Lebens hinstirbt; der Mensch muß daher

über

über viele Gefahren triumphirt haben, wenn er den dritten siebenjährigen Zeitraum erreicht. Es entwickeln sich nun auch alle seine charakteristischen Eigenschaften, die Urtheilskraft, die Vernunft und die Fähigkeit sich fortzupflanzen, und den meisten schadenden Kräften, die ihm bisher Gefahr drohten, zu widerstehen. Der Gebrauch dieser Kräfte bestimmt das Schicksal des Menschen für sein ganzes übriges Leben. In diesem Alter reizt alles Angenehme die Begierden.

Der Körper wächst nun nicht mehr, oder doch nur sehr unmerklich: dagegen nimmt er im Umfang zu. Der Verstand hingegen gewinnt mehrere Stärke, die Kenntnisse vermehren sich, und die Urtheilskraft wird fest und stätig. Empfindung und lebhafte Einbildungskraft, welche jeder Gegenstand, jede Vorstellung reizt, erzeugen immerfort neue Begierden. Alles was gefällt und den Sinnen schmeichelt, erweckt Verlangen. Sinnlichkeit, Unbeständigkeit und Begierden herrschen in diesem Alter unumschränkt. Genuß ist immer mit Sehnsucht gepaart; der Geschmack fixirt sich auf nichts, das Getümmel der Leidenschaften übertäubt die Stimme der Vernunft, bis Unglück oder Sättigung die Einbildungskraft bezähmen. Erfahrung wird die überzeugendste Lehrerin der Klugheit.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der Seelenkräfte.

In diesem Alter ist der Mensch alles was er werden kann: sein Körper hat seine völlige Stärke, sein Verstand den Umfang, dessen er fähig ist, erlangt. Seine Bestimmung erfordert, daß er nunmehr diese körperlichen und geistigen Vortheile zu seinem und zu seiner Nebenmenschen Vortheil anwende, je nachdem die Umstände sind, in welche Geburt, Zufall, Bedürfniß und Stand versetzen. Es ist dieses der Zeitraum, wo der Mensch so viel Kräfte hat, daß er sich mittheilen kann und muß, indem er eben dadurch mehr Vollkommenheit erwirbt. Seiner Existenz wird nichts weiter zugesetzt. Der völlig ausgebildeten Frucht bleibt nichts weiter übrig, als daß sie reife.

Der Mensch ist zum Begehren bestimmt. Bis zu diesem Alter schränken sich seine Begierden, vom Bedürfniß angefeuert bloß auf ihn selbst, und das, was ihn zunächst angeht, ein. Nunmehr verbreiten sie sich auf das was außer ihm ist, auf alles, was seine Eitelkeit oder seinen Ehrgeiz interissirt: Reichthümer, Würden, Ehrenstellen und Titel. Die Festigkeit des Körpers und des Geistes, zu welcher er nunmehr gekommen ist, lehrt ihn, da er nun für seine Bedürfnisse und Vergnügungen nichts weiter zu thun übrig hat, die Leitung andrer übernehmen, und sich in dem Verhältniß der Dienste,

die

die er ihnen leisten kann, Vortheile über sie verschaffen. In diesem Alter baut der Mensch sein Glück und seinen Ruhm.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Man hat gesorgt, gearbeitet, und erworben: nunmehr will man genießen. Das Feuer der Leidenschaften hat nachgelassen: die Eigenliebe ist befriediget, die Einbildungskraft ruhiger, die Vernunft aufgeklärter. Diese erinnert den Menschen, daß er nicht gemacht ist allein zu leben: sie ladet ihn zum ruhigen Genusse ein. Er geht Verbindungen ein, die seinem Geschmack, seinen Verhältnissen, Gewohnheiten und Fähigkeiten angemessen sind; dennoch empfindet er noch immer eine Leere in sich selbst, so lange er niemand hat, der den Genuß mit ihm theilt. Er darf nunmehr nicht länger säumen, den Absichten der Natur nachzukommen; früher würde er vielleicht nicht alle Süßigkeiten derselben geschmeckt haben, später würde er nur Reue davon empfinden.

Die Haut runzelt, die Haare werden grau, die Sinne stumpfer, der Körper schwerfälliger, der Geist verliert viel von seiner Lebhaftigkeit. Man empfindet nicht mehr den Reiz des Bedürfnisses, die stürmischen Leidenschaften haben sich gelagert. Die ruhig gewordene Seele richtet nun ihre Aufmerksamkeit

keit auf das Vergangene und auf die Zukunft. Man flieht die Ausschweifungen; nichts verleitet dazu, alles verkündigt ihre Gefahren. Die Natur konzentrirt sich gleichsam, nur Mäßigung, die Frucht der Erfahrung behagt ihr. Vorhin war man unternehmend, kühn, oft verwegen: nunmehr wird man bedachtsam, vorsichtig und furchtsam.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der geistigen Kräfte.

In diesem Alter beginnen die Beschwerden des Lebens. Die Kräfte sinken, das Herz wird kalt, der Geist träger. Die Haare grauen, die Zähne fallen aus, das Gesicht wird runzlich, der Körper krümmt sich. Man fängt an sich selbst zu mißfallen, weil man andern nicht mehr gefallen kann; man beklagt die Gelegenheit dazu eingebüßt oder verabsäumt zu haben. In der Zukunft erblickt man nichts als Traurigkeit, Kummer und Hülflosigkeit. Die Erinnerung ans Vergangene macht den Verlust, den man erlitten hat, nur empfindlicher, weil man nicht wieder jung werden kann. Die Gemüthsart ändert sich: Ernsthaftigkeit tritt an die Stelle muntrer scherzhafter Laune. Man verlangt zu herrschen.

Dies Alter ist der Tod des Vergnügens und der Lust, an deren Stelle nunmehr Schmerzen und natürliche Beschwerden treten. Die thierischen Geschäfte

te erfolgen langsam, gerathen in Unordnung, die Eingeweide werden fehlerhaft, die Glieder steif. Die Säfte häufen sich an, verderben und arten aus. Daher Kachexien, deren tödtlichen Folgen die Kunst kaum vorzubeugen vermag. Dann sieht man es ein, wie großen Werth eine wohlgenutzte Jugend habe. Man verlangt nur von jüngern das zu thun, was man über sich selbst zu erhalten nicht vermocht hat.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Der Körper trocknet aus und wird steif. Alle Bewegungen erfolgen langsamer und mit Mühe. So wie den Greiß alles verläßt, so zieht er sich immer mehr in sich selbst zurück. Die immer zunehmenden Bedürfnisse lassen ihn Mangel befürchten; daher hängt er sein Herz mehr an das was er besitzt, und obgleich das Leben mit jedem Augenblick zu erlöschen droht, so macht doch die Hoffnung es durch Pflege zu verlängern alle Mittel, welche diese verschaffen können, immer kostbarer. Man wünscht allein zu seyn, um nicht das, was man hat, mit andern theilen zu dürfen. Man beneidet andre um ihre Glücksgüter.

Alle Sinne werden stumpf, einige gehen ganz verloren. Man sieht nicht, man hört nicht, oder man sieht und hört schlecht. Man traut sich selbst nicht mehr, weil man durch Erfahrung seine Fehler

und Irrthümer kennen gelernt hat. Noch mißtrauischer ist man gegen andre. Man zweifelt an allem, weil man von dem, was man empfindet, keine hinlängliche Ueberzeugung haben kann, und wie wenig empfindet man in diesem Alter? Indessen erwacht die Eigenliebe. Man rühmt sich des Vergangenen; man macht sich älter als man ist, um sich dadurch bey andern ein desto größeres Ansehen zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Kurze Nachricht.

Hannover. Hier verstarb der Ritter und Leibarzt Zimmermann im 64sten Jahr seines Alters, an einer langwürigen Krankheit, welche in eine Melancholie ausartete, worinnen er beständig die Guillotine vor Augen hatte. In der medizinischen Welt, wird sein Name unvergeßlich bleiben.

Medizinischer
Rathgeber.

Vier und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 31ten October 1795.

Nerven.

Nerven nennt man die weichen, weißen, markigten Fäden, die mit dem in der Hirnschaale und Rückgrad enthaltenen Marke in Verbindung stehen, oder eine jedoch festere Verlängerung desselben ausmachen, und sich im Leben theils durch Empfindung, theils durch Erregung der Bewegung in den Muskeln auszeichnen. Die Nerven lassen sich in bloße Sinnnerven, in Bewegungsnerven und in gemischte oder sowohl zu einem Sinne als Bewegung dienende Nerven eintheilen. Bloße Sinnnerven sind der Riechnerve, Sehnerve und Hörnerve. Bloße Bewegungsnerven sind der dritte, vierte, sechste Nerve, Zungenfleischnerve, und der erste Nackennerve, weil sie bloß in Muskeln bleiben, und wenigstens im gesunden Zustande keine Empfindung erregen. Gemischte Nerven sind alle übrigen, weil nämlich einige ihrer Fäden auf der

Haut zum Gefühle, andere in den Muskelgefäßen, u. s. w. zur Bewegung dienen.

Die größten oder die meisten Nerven finden sich in den Sinnorganen, vorzüglich im Auge, nächst diesem im Labyrinthe des Ohrs, dann in der Nase, dann auf der Zunge, an den Spitzen der Finger, an den Lippen, an der Eichel des männlichen Gliedes, am Kitzler, und an der übrigen Haut, vorzüglich im Gesichte. Ansehnlich sind die Nerven der Muskeln, das Herz ausgenommen; doch scheinen die Augenmuskeln verhältnißmäßig die allerstärksten Nerven zu besitzen. Kleiner sind die Nerven in den Gefäßen: in der Luftröhre, in den Pulsadern, noch kleiner in den Blutadern. Am kleinsten in den Eingeweiden, in der Harnblase, in den Därmen, in der Lunge, in der Leber, an der Milz und an den Nieren. Keine Nerven finden sich in den Knochen, Knorpeln, Sehnen, Bändern, Häuten, Haaren, Nägeln, in der Nachgeburt, im Nabelstrange und Eye, in der Kristalllinse, und in den Feuchtigkeiten.

Die Nerven können ohne den größten Theil des Hirns und Rückenmarks, vielleicht ohne alles Hirn und Rückenmark bestehen; dieses wird bewiesen durch Kinder die fast ohne alles Hirn und Rückenmark zur Welt kommen, und dennoch nicht bloß als Pflanzen leben, fett, dick und stark werden, sondern selbst schreyen und säugen — ferner

kann

kann man Thieren das Rückenmark durchschneiden, und sie bleiben dennoch Jahre lang leben. — Endlich beweißt dies auch zum Theile der Versuch, daß durch einen abgeschnittenen, vom Hirne getrennten Nerven der Muskel dennoch gereizt werden kann. Auch umgekehrt findet man bisweilen in Mißgeburten Hirn ohne gehörige Nerven; doch verdienten dergleichen Fälle genauere Untersuchung, die man in dergleichen ganz frischen unverdorbenen Mißgeburten anstellen müßte.

Alle Nerven, ohne Ausnahme, kommen darin überein, daß sie die ausschließlichen Werkzeuge abgeben, mittelst welcher jede Empfindung ins Hirn fortgepflanzt wird — dieses beweisen folgende Gründe. — Jeder Nerve verursacht heftigen Schmerz, wenn er zu sehr angezogen, mit scharfen Säuren oder Feuer berührt, unterbunden, angestochen oder durchschnitten wird. — Auch kann jeder hinlänglich gedruckte Nerve zwischen der Stelle, wo er gedruckt wird, und seiner fernern Verbreitung gestochen, oder auf irgend eine Art verletzt werden, ohne daß man Schmerz empfindet; oder sein Vermögen zu empfinden ist unterbrochen gehemmet, hingegen zwischen dem Hirne und der gedruckten Stelle bleibt das Gefühl. Hört der Druck auf, so kehrt auch sein Empfindungsvermögen wieder, falls er nicht zu sehr gelitten hatte. Ferner verliert jeder unterbundene Nerve auf gleiche Art augenblicklich sein

Empfindungsvermögen zwischen dem Bande und seiner fernern Verbreitung; behält es aber zwischen dem Bande und dem Hirne. Auch kehrt sein Empfindungsvermögen wieder, sobald man die Unterbindung auflößt. Uebrigens je mehrere Nerven ein Theil besitzt, desto empfindlicher ist er unter übrigens gleichen Umständen, und Theile die gar keine Nerven besitzen, haben auch gar keine Empfindung. Dieses Empfindungsvermögen der Nerven liegt im Marke der Nerven, und nicht in ihren Häuten, dieses ersehen wir aus dem Zusammenhange der Nervenfäden mit dem Hirne; denn nur das Mark, nicht die Haut des Nervens, ist mit der Hirnmasse verbunden. Ferner hebt ein Druck auf den markigen, noch mit gar keiner Haut bekleideten, Ursprung eines Nervens, seine Empfindung, gerade so, als wenn er ihn in seinem Fortgange erlitte — so erregt Wasser im Hirn, was auf den Sehnervenursprung drückt Blindheit. — Endlich sehen wir, daß die Nerven erst da fähig werden Eindrücke aufzunehmen, wo sie ihre Häute ablegen, oder wo selbige wenigstens feiner werden.

Je größer die Oberfläche, oder das Gewicht, oder die Geschwindigkeit des auf den Nerven wirkenden Körpers ist, desto stärker ist der Eindruck und die Empfindung. — Wird dieser Eindruck noch vermehrt, so entsteht Schmerz oder eine unangenehme Empfindung, auf welche eine Zurück-

wir-

wirkung des Hirns zu folgen pflegt, die das den Schmerz erregende zu entfernen sucht, oder wenigstens ein Verlangen der Entfernung verräth. An einen Reiz gewohnte Nerven werden weniger gerührt, oder sind weniger empfindlicher als andere; es sey nun, daß das Organ, wo der Eindruck geschieht, stumpfer wird, oder daß der Nerve selbst sich ändert, z. B. Finger, die hart angreifen, bekommen Schwielen, folglich fühlen die Nerven alsdann nicht so fein; weil ihr Ueberzug dicker geworden ist. Ein an helles Licht gewohntes Auge wird durch mattes Licht nicht so gerührt, als ein Auge, das nur mattes Licht gewohnt ist. Und umgekehrt werden Nerven, wie die tägliche Erfahrung lehret, durch Uebnng oder Schonung der Organe, oder durch Schwächung des Körpers, oder durch Entzündung, oder durch Betäubung ihrer Bedeckungen weit empfindlicher. So brachte man es durch Uebung so weit, daß man durch die Nerven des gröbsten Sinnes, des Gefühls nämlich, selbst Farben unterschied.— Ein entzündeter Sehnerve empfindet selbst vom mäßigen Lichte heftige Schmerzen, auch sind aus eben diesem Grunde alte Leute, die gleichsam einen erdigern und gröbern Ursprung haben, unempfindlicher, als junge, und junge Leute unempfindlicher als Kinder. Die Geschwindigkeit, mit der eine Empfindung durch die Nerven ins Hirn fortgepflanzt wird, ist so groß, daß wir den Zeit-

raum zwischen der Berührung und dem Bewußtseyn wahrzunehmen, oder zu unterscheiden nicht im Stande sind, nach denen Berechnungen aber würde sie über 170 Ruthen (jede zu 10 Fuß) in einer Sekunde betragen, oder wäre es eine Flüssigkeit, so müßte sie wenigstens 9000 Fuß in einer Minute durchlaufen. Dieses Empfindungsvermögen der Nerven wird durch innerlich genommen, oder auch wohl äußerlich angebrachten Mohnsaft geschwächt, und endlich gehemmt.

Ein anderes Geschäfte der Nerven ist, Zusammenziehung in den Muskelfasern zu erregen, so daß auf den Reiz eines Muskelnervens, die Zusammenziehung in diesem Muskel erfolgt. Dieses Vermögen kommt allen denenjenigen Nerven zu, die sich in die Muskeln verbreiten. In so ferne sind also die Nerven Werkzeuge der Muskelbewegung — und wenn man nach der Aehnlichkeit der Wirkungen auch auf die Aehnlichkeit der Ursachen schließen darf, auch vielleicht die Ursache der Bewegung verschiedener anderer mit Nerven, aber nicht mit so deutlichen Muskelfasern versehenen Theile, z. B. der feinern Gefäße, von verschiedener Art.

Die willkührlichen Bewegungen der Muskeln, wenn sie von uns mit Bewußtseyn vorgenommen werden, fangen im Hirn an, und die Nervenkraft steigt abwärts, so wie die Empfindungskraft aufwärts steigt. Dieses beweißen die

Zuk-

Zuckungen, die von einer Reizung des Hirns durch einen Splitter, oder durch den Druck auf den Nervenursprung entstehen, und nach Wegnahme des Uebels verschwinden. — Und da wir auch nur im Hirne denken, so kann auch nur von dort aus die durch Denken veranlaßte Bewegung kommen. So gewiß dieses ist, so lehren doch auf der andern Seite genaue Versuche, daß die Nerven im Stande sind durch ihre sinnlichen Eindrücke die Muskeln zu bewegen. Diese Kraft nennt man die Sinnlichkeit der Nerven oder ihr Gefühl. Die Bewegungen, welche vom Gefühl der Nerven herrühren, haben ihren Grund im Nerven selbst, unabhängig von der Seele und vom Hirn. So erregt ein gedrückter, gebundener und unterhalb dem Bande gereizter Nerve, an den Muskeln, zu welchen er hingehet, eben sowohl noch Krämpfe, als sonst ein völlig freyer Nerve zu thun pflegt. — Es macht ferner ein zerschnittener Nerve, den man unter dem Orte der Zertheilung reizt, noch ebenfalls an denenjenigen Muskeln Verzuckungen, zu denen er sich hinbegiebt. Vernichtet man den Kopf oder das Hirn, und reißt das Herz aus, so daß das Thier wahrscheinlich todt ist, so erfolgen dennoch bey jedem einzelnen Reize der Nerven oder des Rückenmarks an den Muskeln Krämpfe. Der gebundene Nerve des Zwerchfells, wenn er unter dem Bande gestrichen wird, stellet die Bewegung des Zwerch-

felles wieder her, und ein heftiges Gefühl, welches bey lebenden Thieren eine Unterlaufung mit Blut verursacht, wirkt eben dasselbe, wenn gleich der Kopf schon vom Leibe getrennt ist.

Aus diesen Erfahrungen folget also ganz natürlich, daß das Gefühl der Nerven die Muskeln bewegt, wenn auch gleich die Seele an dem Gefühl keinen Antheil nimmt, das ist, wenn sie gleich durch den in die Nerven gemachten Eindruck nicht empfindet. In keinem andern Theile unsers Körpers sind wir uns unsrer bewußt, in keinem andern denkt die Seele, in keinem andern sind Vorstellungen, als im Gehirne. Wenn also das Gefühl der Nerven seine Wirkungen in die Muskeln auch dann noch verrichtet, wenn der Kopf vom Körper getrennt, und kein Weg des Gefühls zum Gehirne mehr vorhanden ist: so muß die Kraft des Gefühls, die Muskeln zu regen, nicht bloß vom Hirn, nicht bloß vom Einflusse der Vorstellungen der Seele ins Hirn herrühren, sondern sie kann auch durchs bloße Gefühl bestehen, wovon die Seele keine Empfindung erlangt. Dieses wird um desto gewisser, weil kein Reiz des Nerven die Muskeln mehr bewegt, sobald der Nerve abgestorben ist, und sein Gefühl gänzlich verlohren hat. In den ersten Augenblicken nach der Trennung eines Gliedes vom Kopfe, so lange noch andre Spuren des thierischen Lebens darin sind, und das Gefühl sich noch merken läßt, bewegt

der

der gereizte Nerve noch seinen Muskel: sobald aber die übrigen Kennzeichen des thierischen Todes daran sichtbar, und alle Gefühle verschwunden sind, thut kein Reiz mehr diese Wirkung.

Die Sinnlichkeit der thierischen Körper ist also das vornehmste Lebensprincipium und die große bewegende Kraft der thierischen Maschine. Dieser Satz bietet uns die fruchtbarsten Aussichten dar.

Erstens sehen wir hieraus daß Thiere existiren können, die weder Seelen noch Vorstellungen haben. Es ist an sich betrachtet möglich, daß durch die bloße Sinnlichkeit, ohne alle Empfindungen der Seele, und ohne alle Vorstellungen und Triebe desselben, die meisten zum thierischen Leben erforderlichen Bewegungen hervorgebracht und lange Zeit unterhalten werden. Man hat Schildkröten denen der Kopf abgeschnitten worden, ein halbes Jahr leben gesehen. Warum sollte es nicht thierische Maschinen geben können, die bloß nach den Gesetzen der Sinnlichkeit lebten, ohne Vorstellungen, ohne Seele zu haben? es giebt deren genug, worinn man nichts findet, das mit einem Gehirne Aehnlichkeit hätte. Dies werden unbeseelte Thiere seyn, zumal, da man in ihrem ganzen Leben nichts an ihnen bemerkt, das eine Spur von einer Vorstellungskraft verriethe, und da die wenigen Bewegungen, die sie zu ihrem Leben nöthig haben, lange

so große Wunder der Sinnlichkeit nicht erfodern, als sie oft in enthaupteten Thieren verrichtet. Wer kann sich wohl überreden, daß eine Auster, ein Regenwurm, eine Laus, eine Muschel, ein Seestern, Vorstellungen und eine Seele hätten? Wozu sollte sie ihnen auch wohl nützen? Die Nerven dieser Thiere können ihre Sinnlichkeit besitzen, ohne in einem Punkte zusammenzukommen und ein Hirn zu bilden. Der Einwurf, daß nach der Definition ein Thier aus Leib und Seele bestehen soll, beweißt nichts. Es ist ein bloßer erbettelter Satz, wir schließen es aus einer falschen Muthmaßung von uns auf andre. Hieraus läßt sich ferner herleiten, daß zum bloßen Fortleben und selbst zur Energie der Nerven eine große, wo nicht die größte Portion der Hirnmasse sowohl im Kopfe als im Rückenmark überflüssig sey. Hieher gehören die häufigen Fälle von Kindern, die fast ohne alles Hirn, und oft auch ohne Rückenmark gebohren werden, und dem ohngeachtet nicht nur stark und fett sind, sondern selbst schreyen und saugen. Auch sah man Kinder fast ohne Rückenmark fortleben. Haller glaubt zwar, bey solchen Kindern sey noch immer so viel Rückenmark übrig gewesen, als zu Bewegung des Hirns gehöre. Allein wer kann dies entscheiden? Nicht selten trifft man das Rückenmark ohne Hirn an, aber nicht umgekehrt Hirn ohne Rückenmark; denn fehlte das Rückenmark,

so

so fehlte auch zugleich das Hirn. Ja man sieht Kinder ohne allen Kopf gebohren werden. Hier ist ein jeder Theil des Körpers als ein solcher zu betrachten, der von der Sinnlichkeit regiert wird, und mit einer Aehnlichkeit vom Hirn wirkt, und so als eigene thierische Maschinen ganz bloß und alle nach denen Gesetzen der Sinnlichkeit und des Gefühls agiren, und daher behalten die meisten einzeln Gliedmaßen ihr ganzes bloß thierisches Leben so lange, bis sich aus Mangel der Nahrung ihre Säfte gänzlich verzehren, deßhalb auch solche Kinder nach der Trennung von der Mutter nicht lange mehr fortleben.

Ferner erklären wir hieraus die Mitleidenschaft (Sympathie) der Nerven. Nerven die nicht unmittelbar durch einen Gegenstand, sondern durch den Zusammenhang ihrer Aeste gerührt werden, erregen sowohl Empfindung, als Zusammenziehen der Muskeln; diese Erscheinung nennt man Sympathie der Nerven. So macht z. B. das Reizen der Nase Niesen, das ist, ein Reiz der Riechnerven wird dem Zwerchmuskelnerven so mitgetheilt, daß er dieselben Wirkungen herfürbringt, als wenn er selbst mittelbar gerührt worden wäre. — Vorzüglich merkwürdig ist die Sympathie in Krankheiten. Steine in den Nieren machen Jucken an der Eichel. Es ist wahr viele Sympathien müssen durch eine Verbindung der Nerven im Hirn,

und

und durch eine Zurückwirkung des Hirns erkläret worden, z. B. wenn eine ekelhafte Erzählung Erbrechen macht, oder ein wollüstiges Gemählde die Zeugungstheile rührt, allein daß alle Sympathien aus dem Hirn herzuleiten ist irrig. Hundertmal entsteht die Epilepsie aus Schlein, Winden oder Würmern im Magen, gegen einmal, da ihre Ursache im Gehirne unstreitig ist, und man hat also kein Zurückwirken des Hirns anzunehmen, sondern die bloße Sinnlichkeit der Nerven und ihr Zusammenhang unter einander, wodurch sich dieses Gefühl fortpflanzt ist oft völlig dazu hinreichend, und kein Beobachter kann dieses nur einen Augenblick in Zweifel ziehen.

Da die Nerven die einzigen Theile thierischer Körper sind, die Gefühl, oder vielmehr Sinnlichkeit haben, so fragt es sich, wie kann es möglich seyn, daß ein Eindruck in manche Nerven, in ihren Muskeln Bewegungen hervorbringt, da doch dieser Eindruck in sie keine Empfindung in der Seele macht? Hierzu glaubte man eine besondere Art Nerven annehmen zu müssen, die nur Bewegungen aber keine Empfindungen der Seele hervorbrächten. Allein ich glaube, daß auch diese Nerven, wie alle die Muskeln durch den empfangenen sinnlichen Eindruck bewegen, daß sie aber zuweilen, selbst im Zustande der Gesundheit, durch gewisse natürliche Hindernisse außer Stand gesetzt sind, alle Eindrücke

drücke die sie empfangen bis zum Hirn zu bringen, und darin diejenige Veränderung zu erregen, die erfodert wird, wenn die Seele ihren sinnlichen Eindruck empfinden soll. Vielleicht gehört eine gewisse Stärke des Eindrucks dazu, ihn bis zur Seele zu bringen, und wenn dieser Grad mangelt, so bleibt die Empfindung der Seele von diesen Eindrücken außen, und der Nerve verrichtet gleichwohl durch sein Gefühl die Bewegung in seinen Muskeln. Daher ist es möglich, daß ein Nerve nur von gewissen Eindrücken keine Empfindungen zur Seele schickt, da sie hingegen andre von ihm lebhaft empfindet. Die Natur hat in vielen Fällen die Seele zu schonen gesucht, daß sie nicht durch zu viel und zu lebhafte Empfindungen zur Märtyrerin wurde. Gewiß hat sie den Theilen, die durch Sinnlichkeit unaufhörlich bewegt werden müssen, solche Nerven gegeben die dieses durch ihr Gefühl bewerkstelligen können, ohne die Seele damit unaufhörlich zu beunruhigen, und gleichsam überwach zu machen.

Der Magen und die Därme geben einen klaren Beweis von Gefühlen, die im Zustande der Gesundheit selbst, doch nicht bis zum Hirne gehen, und von der Seele empfunden werden. Man betrachte nur, daß eine Speise, die nur im Munde den lebhaftesten Geschmack giebt sobald sie zum Schlunde gelangt, gar kein Gefühl, dessen wir uns bewußt wären weiter hervorbringe. Sobald

wir Bitteres, Süßes, Saures, verschlingen und verschlungen haben, so ist es eins wie das andere verschwunden, und unsre Seele empfindet davon nicht mehr das allergeringste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von des Hrn. Hofraths Loder Tabulis anatomicis ist im Verlag des Industrie-Comtoirs zu Weimar die erste Hälfte des dritten Faszikels erschienen, welche die Abbildung der Muskeln des ganzen Körpers enthält. In der zweiten Hälfte wird Hr. Hofrath Loder den feinern Bau der Muskeln, nebst den von der Myologie nicht leicht zu trennenden Schleimsäcken abbilden lassen.

Die vor uns liegenden Tafeln sind, wie billig, nach Albins unübertrefflichen Tabulis sceleti & musculorum; die Augenmuskeln jedoch auf der zwey und dreisigsten Tafel nach Zinn, und das Zwerchfell auf der fünf und dreyßigsten nach Haller, sämtlich um die Hälfte verkleinert, copirt. Daß diese Auswahl gut gerathen sey, wird bey Vergleichung der angeführten Figuren von Zinn und Haller mit Albins Abbildungen dieser Theile sehr einleuchtend.

Der Tafeln sind siebenzehn, worunter sechs linearisch und die übrigen schattirt sind. Zuerst, auf vier Blättern kommt die syntaxis musculorum

am

am ganzen Körper; denn auf einem Blatt die syntaxis der bey den vorigen undeutlich gebliebenen Muskeln, nemlich des Larchinx, des Pharinx und der Fußsohle; und auf den folgenden Tafeln die genauere Abbildung der einzeln Muskeln.

Wir begnügen uns übrigens unsere Leser mit diesem neuen Product der Kunst bekannt gemacht zu haben, und enthalten uns alles Lobes über dasselbe, weil Loders Name schon Lob genug ist.

Epochen des menschlichen Lebens, in fünf siebenjährige Zeiträume abgetheilt, nebst den unterscheidenden Eigenschaften jedes Alters.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Beschluß.

Dies ist die Rückkehr der Kindheit. Der Mensch endet, wie er angefangen hat. Sein Körper lebt nur noch, vermöge der Stärke seiner Organisation. Die Seele, ganz an sich selbst gekehrt, ist nur mit ihrem Körper noch beschäftigt, und alles was sie davon abziehen könnte, ist ihr verdächtig. Man denkt in diesem Alter nur an sich selbst, man handelt nur für sich, alles wird dem Menschen fremd, und was ihn von dieser Selbstsorge abhalten kann, scheint ihm ein gefährlicher Feind, so wie auch ein

jeder der ihm nicht mit Schmeicheleien und Liebkosungen überhäuft.

Empfindung und Bewegung ist in diesem Alter fast bis zum Nichts herabgesunken. Das Daseyn des Menschen ist in der That in diesen Jahren fast ein Wunder. Könnte er seine äußerste Hinfälligkeit wahrnehmen, schon das Entsetzen darüber würde ihn töden. Glücklicherweise wird er gegen alles gleichgültig. Er lebt nicht mehr sondern vegetirt bloß, und diese Unempfindlichkeit selbst hilft noch die Harmonie der Maschine und das Leben erhalten, welches die geringste Gemüthsbewegung zerstören könnte. Nur gegen das Lob noch ist der Greis, wie das Kind, empfindlich.

Allmälige Veränderungen der Leibesbeschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Die Extremen gränzen aneinander. In dieser Epoche kehrt der Mensch in den Zustand der ersten Kindheit zurück, nur mit dem Unterschied, daß dort alles an ihm wuchs, sich entwickelte und der Vollkommenheit sich näherte: nunmehr aber der ganze Mensch seinem Untergang und Auflösung entgegen eilt. Das Leben ist nur ein schwacher Funken noch, der bald verglimmt. Dennoch erhält sich die Hoffnung noch. Man wird geboren ohne es zu wissen; eben so stirbt man.

Medizinischer
Rathgeber.

Fünf und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 7ten November 1795.

Nerven.

Beschluß.

Hat wohl der Schlund und Magen keine Nerven? keine Sinnlichkeit? Schon längst hat Haller bewiesen, daß diese Theile unter allen innerlichen die größte Empfindlichkeit haben. Verlieren also wohl die reizenden Theile der Speisen ihre Eigenschaft auf die Nerven zu wirken, sobald sie gekauet sind? Nichts weniger. Man genieße eine grobe Säure und ranzigtes Fett. Sobald es verschlungen ist, empfindet die Seele nichts mehr von beiden. Allein bald darauf entstehen Krämpfe im Magen, wovon man Drücken, Angst und Uebelkeit empfindet. Unter diesen Zufällen hat man Aufstoßen, und man bringt eine Materie, wie Scheidewasser hinauf. — Diese Schärfe war im Magen; sie wirkte in seine Nerven; die Nerven verursachten von diesem Eindrucke den Magenkrampf; aber nimmermehr könnten wir es errathen, daß diese

fressende Schärfe im Magen wäre, wenn wir sie nicht herauf in den Mund brächten. Die Seele empfindet ihren Eindruck in die Nerven des Magens nicht, ob sie gleich den in die Nerven des Mundes empfindet. Da nun aber doch dieser Eindruck in die Magennerven existirt, und den Magenkrampf verursacht; so müssen in diesem Fall die Magennerven ihre Eindrücke nicht bis zum Hirn bringen, und haben also Gefühle, ohne Empfindungen in der Seele.

Einen andern Beweiß liefert uns das Herz. Dieser Brunn des Lebens ist in einer immerwährenden Wirkung. Die stete Bewegung des Herzens muß unvermeidlich seinen Nerven durch die Berührung sinnliche Eindrücke geben. Glrichwohl weis unsre Seele von diesen Eindrücken nichts, und es kommen in sie keine Empfindungen von dem, was sie unaufhörlich reizt. Wie unwidersprechlich ist es also nicht, daß manche Eindrücke in Nerven nicht bis zum Gehirn fortgehen, obgleich die Gemeinschaft unterbrochen ist?

Man hat in neuern Zeiten durch sorgfältige anatomische Untersuchungen zu erweißen gesucht, „daß keine Nerven, auch nicht der kleinste Zweig, „sich in die Muskelsubstanz des Herzens verbreite„ten. — Daß alle Nerven, die von den großen „Gefäßen nach dem Herzen herunter steigen, ein„zig und allein die Kranzgefäße begleiten, ohne

daß

„ daß ein einziger Zweig davon in die Muskelfasern „ des Herzens gieng, das Herz seye also ohne Empfindung, und werde durch bloße Muskelkraft — „ durch bloße Reizbarkeit ganz ohne Zuthun einer „ Nervenkraft bewegt. Ferner die angeblichen Herznerven kämen in Absicht ihres Ursprungs, ihrer „ Struktur, ihrer Größe, und andern Eigenschaften völlig mit den Nerven der Arterien überein, folglich gehörten sie nicht dem Herzen selbst, „ sondern den Arterien desselben. Die Unempfindlichkeit des Herzens bewiese, daß es ohne Nerven „ seye — indem man oft bey Sektionen das Herz „ in einem widernatürlichen Zustande, angefressen, „ zerrissen, entzündet, voller Würmer gefunden, „ und doch hatten die Personen so lange sie lebten, „ niemals über eine unangenehme Empfindung „ oder Schmerz in dem Herzen geklagt.“

Allein dieser Meynung stehet entgen — daß kein Zergliederer, auch von der größten Geschicklichkeit und mit allen Hülfsmitteln seiner Kunst unterstützt, jemals im Stande ist, das Ende der Nerven, besonders der Muskelnerven aufzufinden. Das gilt von allen Muskeln und also auch vom Herzen. Höchst wahrscheinlich vermischt sich das Nervenmark so innig mit den Muskelfasern, und also auch mit denen Fasern des Herzens, daß es aller menschlichen Kunst unmöglich wird durch Maceration, mit dem Messer, oder sonst auf eine Art, in sichtbaren

 Fäden

Fäden darzustellen. Einer unsrer größten Zergliederer muthmaßt demnach „ daß wirklich das Herz „ viele innere Nerven aufs feinste verwebt mit dem „ eigentlichen Fleische besäße, und daß diese nur „ durch seine äußere Nerven mit dem Hirne und „ dem Rückenmarke in Verbindung stünden.“ Was den andern Beweiß betrifft, so ist das Herz ein Theil sui generis; der sich in sehr vielen Rücksichten von allen übrigen Muskeln des Körpers unterscheidet, und der gewissermaßen mit den Pulsadern einerley Funktion hat. Es könnte also gar wohl seyn, daß sich seine Nerven, von den Nerven der übrigen Muskeln in gewissen Rücksichten unterschieden. Ueberdem hat es mit den charakteristischen Eigenschaften der Gefäßnerven nicht seine völlige Richtigkeit. Die gelbe oder röthliche Farbe hängt zuverläßig von der Farbe der Pulsaderhäute ab — und wie kann man von der Farbe urtheilen, da man selten die Nervenpräparate frisch macht. Ferner bezweifelt man mit allem Recht die aufgestellten Beobachtungen von der Unempfindlichkeit des Herzens im kranken Zustande. Denn war das Herz zerrissen, war es entzündet, so mußte schlechterdings diese widernatürliche gewaltsame Zerrüttung desselben Schmerzen verursachen. Ist das Herzklopfen immer ohne Schmerzen? Fühlt nicht der Kranke bey der Entzündung des Herzens einen fixen und bestimmten Schmerz unter dem Brustbein?

Daß

Daß der Grund der Bewegung des Herzens sowohl als der übrigen Muskeln in seiner Reizbarkeit zu suchen, und daß diese von der Nervenkraft eine unabhängige eigenthümliche thierische Kraft ausmache, ist ein Satz, der keineswegs noch ins Reine gebracht worden, und als erwiesen zum Grunde gelegt werden kann. Wenn man erweisen will, daß die Muskelfaser für sich eine angeborne thierische Kraft besitze, so muß man darthun, daß sie dieselbe ohne alles Zuthun und ohne allen Beistand andrer thierischen Maschinen und Kräfte in Wirkung setzen könne. Eine mögliche Art dies zu erweisen wäre die, daß man einen Muskel von allen thierischen Maschinen trennete, und dann noch die thierische bewegende Kraft in ihm zeigte. Da aber jeder Muskel seine Nerven hat, die in ihn eindringen, und aufs Innigste sich mit ihm vereinigen, so daß noch niemand ihre Zertheilung im Muskel bis an ihr Ende hat verfolgen können, vielmehr jene sich in diesen gänzlich verlieren, und gleichsam mit ihm ein Ganzes werden, so ist es natürlicher Weise unmöglich, die Muskelfasern von ihren Nervenfasern zu trennen und auf solche Weise den Beweiß zu führen. Erwäget man außerdem daß Reizbarkeit und Empfindlichkeit durch die nemlichen Ursachen erhöht und geschwächt werden, indem je jünger der Mensch ist, desto empfindlicher und reizbarer er sich verhält, und so umgekehrt. —

Daß wenn man den Nerven der zu einem Muskel geht durchschneidet und zerstört, dieser Muskel nicht nur sogleich gelähmt wird, sondern allmälig schwindet, außer in dem Falle, wo diese Nervenverderbung wieder vergeht. — Daß es einerley ist, ob man, um die Reizbarkeit zu hemmen, Mohnsaft an den Muskel selbst, oder an seinen Nerven bringt — so kann man mit der größten physikalischen Gewißheit behaupten, daß alle thierische Bewegungen der Muskeln, durch die Sinnlichkeit der Nerven bewirkt werden.

Die Art und Weise, wie irgend die Nerven bey der Empfindung oder Zusammenziehung der Muskeln wirken, ist noch ganz dunkel, und alle bis jetzt vorgetragene Erklärungen durch ein Ziehen oder Schwingen, oder durch einen Stoß, sind itzt kaum bis zu einiger Wahrscheinlichkeit gebracht worden. Daß die Nerven durch Erschütterungen oder Schwingungen, wie gespannte, solide, elastische Saiten, wirken, oder durch Spannung oder Anziehung wird widerlegt.

Erstens. Wenn ein gereizter Nerve, nach Art einer elastischen Saite erschüttert werden soll, so muß er aus harten, an beiden Enden an festen Punkten angebundenen und gespannten Fasern bestehen; indem eine Saite die weich oder nicht gespannt ist, keine Schwünge bewirken kann. Allein alle Nerven sind in ihrem Ursprunge markigt,

äus-

äußerst weich, und ohne die geringste Spannung. Folglich können sie, da weder im Anfange, noch am Ende eine Spannung vorhanden, auch keine elastische Schwünge vollbringen.

Zweitens. Da die vornehmsten Nerven in ihrem ganzen Lauf durch ein Zellengewebe, fest an die harten Theile verknüpft sind, wie die Nerven des Herzens an die großen Schlagadern verknüpft sind, so ist es unmöglich daß sie eine zitternde Bewegung ausüben können. Wollte man einwenden, die Nerven könnten vermöge ihrer Häute die elastische Schwingungen verrichten: so ist dieses wiederum unmöglich, weil die Haut den Nerven nicht gleich beym ersten Ursprung umgiebt, und weil die äußersten Ende des Nervens auch keine Häute besitzen.

Drittens. Muß eine Saite, wenn sie sich schwingen soll, in ihrem Lauf durch keine Knoten unterbrochen seyn. Nun denke man sich die Nervenknoten; man denke an den Rippennerven, der mit 24 solcher Nervenknoten unterbrochen ist, und die Unmöglichkeit der gegenseitigen Behauptung liegt am Tage.

Hieraus erhellet, daß man den Ausdruck, daß die Nervenübel von gespannten Nerven herkämen, als ungegründet verwerfen müsse. Ihre Lage, Richtung und Befestigung zeigen, daß sie in ihrer Verbindung kein solches ausgespanntes Gewebe machen können, und das Nervenmark ist keiner

Anspannung fähig. Es geschiehet also bloß aus Gefälligkeit gegen die Kranken, wenn man dieselben bey dem Begriff von Anspannung des Nervensystems läßt.

Andere erklären die Nervenwirkungen durch eine Kollision — Sie sagen „die Nerven nämlich seyen „nicht dicht, wie Saiten, sondern regelmäßige „Kanäle, die eine sehr feine, sehr elastische, vom „großen und kleinen Hirn verfertigte Flüssigkeit „führeten, deren letzte Theilchen sphärisch und höchst „elastisch wären, sich berührten und langsam verstößen; sie wirkten folglich ohngefähr wie eine „Reihe elfenbeinene Kügelchen, deren die erste „angestoßene, der letzten im Augenblicke den Stoß „mittheilt, und sie abspringen macht, während „daß die zwischen liegende Kügelchen ruhen: in „deren letzten hingegen sich die Bewegung verliert, „wenn sich eine weiche Hinderniß findet. Ein „Kügelchen, das auf zwey ruhende Kugeln stoße, „theile denselben nach den verschiedenen Einfallswinkeln Bewegung und Kraft mit, und gegenseitig theilen zwey auf ein ruhendes stoßende „Kügelchen demselben nach den verschiedenen Einfallswinkeln Bewegung mit. — Daher sehe man „in Koliken von Schärfe, von Säure, oder von „Würmern in den Därmen Lähmung und Zukkung, an beiden Enden des Stimmnervens und „des sympathischen Nervens entstehen, während

daß

„ daß die zwischenliegende Aeste ruhen — daher „ würden bisweilen Lähmungen durch Erschütte„ rung geheilt."

Allein zu geschweigen der hierbey unerwiesener Voraussetzung einer solchen Kugelreihe, läßt sich bey den mannichfaltigen Beugungen und Zertheilungen der Nerven in den Knoten eine solche Kollision, ohne die Erregung der größten Verwirrung nicht denken; da nämlich ein Stoß einer Kugel auch auf alle seitwärts an ihr liegenden Kugeln wirkt. Gienge nun der Stoß zur Erregung der Muskelbewegung abwärts, so müßte ja eher Entfernung als Zusammenziehung der Theilchen des Muskels erfolgen.

Den meisten Beifall hat die Meynung; daß die Nervenkanäle seyen, und durch eine Flüssigkeit, die man im gemeinen Sprachgebrauch Lebensgeister nennt, wirken. Diese Lebensgeister oder auch wie einige sagen, Nervensaft, muß äußerst beweglich und fähig seyn, die Eindrücke der Sinnen und die Befehle des Willens, ohne den allergeringsten Aufschub, an die Orte ihrer Bestimmung hinzubringen; er muß ferner äußerst fein, und ohne Geruch und Geschmack seyn, und sich doch durch die Speisen wieder ersetzen lassen. Aus diesen Eigenschaften läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit darthun, daß der Nervensaft das Elementarfeuer unsers Körpers seye, und folglich mit der elektrischen

Materie die größte Aehnlichkeit und Verwandschaft habe. Es ist wahrscheinlich, daß das in jeden Speisen und Getränken enthaltene Elementarfeuer in dem Magen schnell abgesondert, von den Magennerven angezogen, in die Nerven des achten Paars aufgenommen und nach dem Hirn gebracht wird. Daher bey jungen Leuten, wo die Verdauung gut ist, und die Absonderung der Säfte gut von statten gehet, durchgehends Munterkeit, Wärme und Hitze des Körpers herrscht. Bey abgelebten Personen ist hingegen dieses belebende Wesen aus natürlichen Ursachen in geringerer Menge zugegen; daher gehet auch bey ihnen der Kreislauf und alle Verrichtungen langsamer von statten; daher das Stumpfwerden der Sinne — und bey verschiedenen alten Personen die besondere Wirkungen hitziger geistiger Getränke; daher die schnelle Wirkung des von außen angebrachten elektrischen Feuers oft Empfindung und Bewegung zuwege bringe. Daher wird ein Mensch, der auf dem Pechkuchen stehet, das Kissen an die Glasröhre der elektrischen Maschine hält, in kurzem erschöpft und ermüdet — daher die bey einigen Personen durch Streichen entstehende Funken. Ja selbst die Flammen, welche zuweilen aus dem Magen der Unglücklichen, die sich in Brandwein übernommen haben, und die traurigen Geschichten, wo sich Körper von selbst entzündet und in Asche verwandelt worden, sind aus einer durch

be-

besondere zusammengekommene Ursachen vermehrten Absonderung der in dem Körper enthaltenen elektrischen Materie herzuleiten. Alle Aerzte bedienen sich zur Stärkung des Körpers der Eisenmittel, und diese Stärkung haben wir vorzüglich dem Reichthum des Eisens an elektrischer Materie, und desselben Entwicklung und Vereinigung mit dem Blute und Nervenwesen zu danken.

Daß die Nerven Einfluß auf die Blutgefäße vorzüglich auf die kleinen haben, ist sehr wahrscheinlich; wenigstens ist hieraus die schnelle Veränderung in den kleinen Blutgefäßen bey erregten Leidenschaften am leichtesten zu erklären; daß schlechterdings alle Pulsadern, die nur eine halbe Linie im Durchmesser haben, mit deutlichen Netzen von Nerven umschlungen sind, ist ausgemacht; und wahrscheinlich ist bloß die Unvollkommenheit unsrer Sinne, Instrumente und Handgriffe Ursache, daß wir sie nicht auch an den feinsten Arterien entdecken. Auch auf die Saugadern scheinen die Nerven Einfluß zu haben, ohngeachtet dem Auge die Nerven der Saugadern nicht dargelegt werden können. Da der Einfluß der Nerven auf die Blutgefäße erwiesen ist, so folgt von selbsten, daß die Nerven auf die Absonderungen Einfluß haben; denn wird die Puls- oder Blutader eines absondernden Organs durch die Nerven verändert, so muß nothwendig auch die Absonderung verändert werden. — Auch besitzen

die

die meisten Ausführungsgänge Nerven, die man auch bisweilen krampfhaft zusammengezogen findet.

Wahrscheinlich wird durch jede Handlung des Nerven der Nervensaft verzehrt, und verschwendet, welches besonders statt zu haben scheinet, bey den freywilligen und unfreywilligen Muskularbewegungen, bey langer und starker Anstrengung der Sinne und des Geistes, bey vermehrter Zubereitung des Saamens und andrer Säfte, auch bey der Verdauung: vielleicht selbst durch den Kreislauf, da das Nervenwesen, die gute Mischung des Bluts zu erhalten scheint.

Muttermäler.

Die Muttermäler werden in einem doppelten Verstande genommen. Im weitläuftigen Verstande heißen Muttermäler alle diejenigen widernatürlichen Abänderungen an dem Körper des Kindes, im Fall die Einbildungskraft der Mütter davon die Ursache seyn soll. Im eigentlichen Verstande hingegen verstehet man die angebornen Abweichungen und Fehler der natürlichen Bildung, welche von der Einbildungskraft der Mütter in der Oberfläche des Körpers des Kindes verursacht werden. Wir nehmen hier den Begriff im weitläuftigen Verstande und verstehen alle angeborne Fehler der Bildung darunter, welche man gemeiniglich auf Rechnung

der

der mütterlichen Einbildungskraft schreibt. Solche Fehler können nun durch die Einbildungskraft auf eine gedoppelte Art erregt werden. Entweder es wird eine imaginarische Idee lange genug mit grosser Lebhaftigkeit unterhalten, oder durch einen heftigen dazu gekommenen Affekt belebt, dadurch kann bey einem schwangern Frauenzimmer, welches wie bekannt in diesem Zeitpunkt viel empfindlicher und beweglicher ist, als sonsten, der Kreislauf der Säfte beunruhiget, diese Unruhe auf die Frucht fortgepflanzt, und bey einer dadurch veränderten Ernährnung mancherley Fehler in der Bildung des Kindes hervorgebracht werden. Oder eine bey einer Schwangern plötzlich entstandene imaginarische Idee rühret die Leibesfrucht so lebhaft, daß sie in ihrer Bildung eine vollkommene körperliche Aehnlichkeit desjenigen Gegenstandes, welcher diese imaginarische Idee erregt hatte, ausdrückt. Was den ersten Fall anlangt, so räumen wir herzlich gerne ein, daß durch heftige Leidenschaften eine Unordnung in dem Kreislauf der Säfte erregt, und dadurch in dem zarten Bau der Frucht Fehler entstehen können. Aber den andern Fall, daß die lebhafte Einbildungskraft solche vollkommene körperliche Aehnlichkeiten bilden könne, läugnen wir gänzlich und zwar aus folgenden Gründen.

Erstens. Lehret eine richtige Zergliederung, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde

gehen.

geben. Man will zwar einmal etwas Nervenähnliches an der Nabelschnur gesehen haben, aber man hat sich geirret. Da nun Empfindungen durch keinen andern Weg fortgepflanzt werden können, als einzig und allein durch die Nerven, so zerfallen die schnellen und lebhaften Wirkungen der Einbildungskraft der Mutter auf die Gestalt der Frucht von selbsten. Vergebens beruft man sich auf die Kleinheit der Nerven, und behauptet daß auch da noch Nerven vorhanden wären, wo sie die Zergliederungskunst nicht entdecken könne. Diese Einrichtung hat bloß in dem Muskelbau statt, aber die Nabelschnur und der Mutterkuchen bestehen aus einem bloßen Zellgewebe, und haben keine Aehnlichkeit mit dem Bau der Muskeln. Ja man findet keinen Hauptnervenast, der sich nach diesen Theilen verbreitet, und von welchem man nur von Weitem muthmaßen könnte, er gäbe einige Zweige nach diesen Theilen ab. Auch die Unempfindlichkeit der Nabelschnur und des Mutterkuchen beweißen, daß keine Nerven von der Gebährmutter nach der Frucht übergehen — folglich ist die Fortpflanzung der imaginarischen Idee eine Unmöglichkeit.

Vergebens suchen sich die Gegner zu helfen, indem sie annehmen, die imaginarische Idee äußere ihren lebhaften Eindruck auf das Nervensystem der Mutter, dieser Eindruck pflanzt sich auf die Blutgefäße der Nabelschnur und des Mutterkuchens fort,

ver-

verändert den Kreislauf der Säfte und das Nervensystem der Frucht und bildet die körperliche Aehnlichkeit. Allein dieser Behauptung setzen wir entgegen:

Zweytens. Es ist keine unmittelbare Gemeinschaft zwischen den Gefäßen und dem Blut der Mutter, und den Gefäßen und dem Blut der Frucht. Die Mündungen der Gefäße des Mutterkuchens gegen die Gebärmuttter sind so klein, daß wenn wir dieselben durch die Nabelgefäße ausspritzen, weder Terpentinöl noch eine sonstige Feuchtigkeit durchdringt. Hingegen sind die Gebährmuttergefäße von einer solchen Weite, daß man währender Schwangerschaft einen kleinen Finger einbringen kann, und nach der Entbindung das Blut sich stromweis aus denenselben ergießt. Eine Verbindung dieser beiden Arten Blutgefäße ist also unmöglich, denn dieselbe findet nach dem Lauf der Natur nur alsdann statt, wenn die Gefäße einen gleichen Durchmesser haben. Erwägen wir ferner daß der Puls der Frucht von dem Pulsschlag der Mutter ganz verschieden ist — daß das Blut eine weit flüssigere Beschaffenheit hat als bey der Mutter. — Daß die Frucht wirklich noch einige Minuten, ja wohl eine völlige Stunde lebt, wenn die Mutter eines plötzlichen Todes stirbt — so können wir ganz gewiß behaupten daß keine unterbrochene Uebereinstimmung zwischen dem Leib der Mutter,

und dem Leib der Kinder — keine unmittelbare Communikation zwischen den Gefäßen der Mutter und der Frucht existire, und die gegnerische Behauptung daher auf einem Satz beruhet, der noch mehreren Beweises bedarf. Aber gesetzt, diese Vereinigung der Blutgefäße finde statt, so ist doch

Drittens wahr, daß eine solche Fortpflanzung der imaginarischen Idee dem Lauf der Natur ganz entgegen ist. Alle Gegenstände wirken auf eine doppelte Art auf unsere Sinnen, entweder unmittelbar wie beym Gefühl und Geruch — oder mittelbar indem sie eine gewisse Materie in Bewegung setzen, als beym Gesicht und Gehör. Hierzu werden Nerven erfodert, durch welche der sinnliche Eindruck zum Hirn gebracht, der Seele vorgestellt, und nach der Beschaffenheit der Sache durch Zurückwirken des Hirns durch die Nerven dem Körper wiederum eine Perzeption beygebracht wird. Hier ist aber die Gemeinschaft zwischen dem mütterlichen Hirn, und dem Hirn der Frucht, wegen Mangel der Nerven in der Nabelschnur und dem Mutterkuchen unterbrochen: es findet also die Mittheilung der imaginarischen Idee keinen Platz, und die Mittheilung durch die Blutgefäße allein, ist der Analogie und denen Naturgesetzen entgegen. Gesetzt aber es wäre, so wird das Blut aus dem Herzen der Frucht in alle Theile derselben gleichmäßig hingetrieben, und durch die Nabelschnur wieder in die Blutadern, und von da in das Herz geleitet. Es ist also nach denen Gesetzen der Circulation an keine Hervorbringung einer Mißgestalt an einem bestimmten Theil der Frucht zu gedenken, und aus eben diesem Grunde noch weniger an eine Aehnlichkeit des Muttermales mit dem Gegenstand, welchen die Schwangere in Gedanken gehabt haben soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Sechs und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 14ten November 1795.

Muttermäler.

Fortsezzung.

Viertens. Widerspricht eine solche Einrichtung, wodurch die Einbildungskraft so viel Macht besitzt, den vollkommensten Absichten des Schöpfers. Man lese die Beispiele von denen schrecklichen Folgen des Versehens, und bedenke ob man die Einrichtung der Natur nicht hart und ungerecht nennen müßte, vermöge welcher von der einen Seite den Müttern eine so große Zärtlichkeit gegen ihre Kinder eingepflanzt worden — von der andern Seite sie hingegen gezwungen werden selbst die Ursache von ihrem Unglück abzugeben. — Doch nein, unser Körperbau hat diese Einrichtung nicht, denn sonst müßte bey Melancholischen — bey Narren — bey Tollhäuslern die lebhafte imaginarische Idee ebenfalls solche Veränderungen herfürbringen — so müßten dieselbe die zärtliche, empfindliche und reizbare Mütter treffen. — Dieses geschieht nicht, sondern

die unschuldige Frucht, diese soll leiden! Vernunft und Religion stehet dieser Meynung entgegen und gebietet uns dieselbe zu verlassen.

Fünftens. Wäre die Macht der Einbildungskraft gegründet; so würde es ja nur auf die lebhafte imaginarische Idee einer Mutter ankommen, ob ihre zukünftige Frucht einen Knaben oder ein Mädchen vorstellen sollte; die Empfängniß wäre der Willkühr der Frauenzimmer unterworfen, nur eine erhitzte Einbildungskraft würde erfodert, um eine Leibesfrucht zu bilden. Allein die Erfahrung lehret das Gegentheil. Die Empfängniß ist keineswegs dem Willen unsrer Seele, geschweige einer zügellosen Einbildungskraft unterworfen — viele rechtschaffene Damen wünschen sich Kinder — viele wünschen sich einen Knaben — viele ein Mädchen — und alle ihre Wünsche, ihre ganze erhitzte Phantasie ist vergeblich.

Sechstens. Finden wir sehr viele Muttermäler und andere Ungestalten, ohne daß die Einbildungskraft während der ganzen Schwangerschaft eine lebhafte Idee erreget, welche auf die Mutter einen Eindruck gemacht hat. Röderer sahe viele Mäler, so einer Kirsche u. s. w. ähnlich waren, ohne daß sich die Mutter einer vorhergegangenen imaginarischen Idee entsinnen konnte. Rickmann hat ein Kind gesehen, das am Halse ein haarichtes Mahl hatte, gleich einer Mäusehaut, und doch hatte die

Mut-

Mutter in ihrer Schwangerschaft keine Maus gesehen, und auch nicht daran gedacht.

Siebentens. Sind häufige Beispiele vorhanden von Schwangern, bey welchen weder ein heftiger Schrecken, noch ein gräßlicher Anblick, noch ein starkes Verlangen, nach einer Sache, noch irgend eine Einbildung, auf die Gestalt des Kindes einen Einfluß hatte, obgleich solche Affekten ausserordentlich heftig gewesen sind, und die Mütter selbst geglaubt haben, daß sie ein ungestaltetes Kind zur Welt bringen würden. Haller meldet von einem vornehmen Frauenzimmer, welches einen Menschen gesehen, welcher nur einen Fuß hatte — die Einbildungskraft stellte ihr diesen Menschen im Traume wieder vor, worüber sie so heftig erschrack, daß sie sich nachher beständig ängstigte, weil sie sich einbildete, sie würde ein verstümmeltes Kind zur Welt bringen: allein sie gebahr ein Kind, welches an allen Gliedern vollkommen war. Man macht freylich die Einwendung, daß es nicht nothwendig seye, daß eine Sache allemal eintreffe, allein wir wissen auch, daß von einer und eben derselben Ursache, unter einerley und unveränderten Umständen, nothwendig allemal eine gleiche Wirkung erfolgen müsse, und schließen also mit Recht: da in verschiedenen Fällen die Einbildungskraft und der Schrecken die schwangere Personen aufs lebhafteste gerührt hat, und auch keine Verschiedenheit der

Umstände angegeben werden kann, welche die Wirkung davon auf die Frucht hätte verhindern können, so müßte nothwendig auch hier die gleiche Wirkung erfolgt seyn, die Frucht aber hat nicht die geringste Veränderung dabey gelitten, und wir schließen also wieder mit Recht: weil die Wirkung nicht statt findet, welche aus der angegebenen Ursache nothwendig erfolgen sollte, so muß die angegebene Ursache selbst falsch und unwahr seyn.

Achtens. Ist es ja gar nichts seltenes, Mahlzeichen bey Thieren zu sehen. Man sah Kälber mit zwey Köpfen — man sah junge Schweinchen mit Füßen, welche Menschenfüßen ähnlich seyn sollten— man sah Lahme, Blinde, und auf allerley Art verunstaltete junge Hühnchen aus den Eyern kommen. Nun muß freylich die trächtige Kuh, das brütende Huhn sich versehen haben, wenn es wahr ist, daß die Einbildung der Mutter die Muttermäler herfürbringe.

Neuntens. Findet man auch Mißgeburten bey denen Gewächsen. Weickard sagt: „Ich sahe im vorigen Jahr einen Kirschbaum, woran viele Kirschen mit krummen Stielen hiengen. Daß muß wohl auch ein Muttermahl an dem Kirschenstiel gewesen seyn; vielleicht hat sich der Baum an einem krummbeinigten Kerl versehen, da es eben in der Blüthe stand? Ferner sehen wir ja in dem Kiesel und andern Steinen, in dem Agath, oftmals Zeich-

Zeichnungen von Städten — Abbildungen von Pflanzen, Bäumen und Thieren, und sehen sie als eine Wirkung eines bloßen Zufalls an. Wenn der Zufall hier solche vollkommene Aehnlichkeiten verursachen kann, so ist es nicht ungereimt, wenn man ihm auch diejenigen zuschreibt, welche man an dem Körper eines Kindes erblicket.

Allein was halfen die stärksten theoretischen Gründe, wenn die Erfahrung für eine Sache laut spricht; wenn unzähliche Beispiele dieselbe beweißen — dürfen wir sie verwerfen, weil uns die Art ihrer Entstehung unbegreiflich ist?

Allein nicht alles, was man erzählt, ist wahr, nicht alle Erfahrungen sind treu, vieles Wahre hält man für falsch, vieles Falsche für wahr, man beobachtet nicht immer mit kaltem Blute, man glaubt oft mehr zu sehen als man siehet, oft redet man von Dingen, die man nicht gesehen, als hätte man sie gesehen, und denkt, sie könnten nicht anders seyn, als man sich einbildet, oder als uns ein eingenommener Unwissender es vorsagt. — So gieng es oft mit den Muttermälern; die Einbildungskraft sah vieles, was man ohne Vorurtheil für die alte Meynung niemals wahrgenommen hätte. Viele solcher Muttermäler, von welchen der gemeine Mann sagte, sie gleichen einer Maus, einer Kirsche, hatten bey genauer Untersuchung nicht die geringste Aehnlichkeit mit solchen Gegenständen.

 Das,

Das, was eine Kirsche seyn sollte, war ein rothes Gewächs, ein blutiger unförmlicher Knoten. Das was man eine Maus hieß, war ein brauner oder schwarzer ungleicher Flecken. Kommt ein Kind zur Welt, und es wird ein widernatürlicher Auswuchs oder sonstiger Fehler an ihm entdeckt; so besinnt man sich gleich auf eine Aehnlichkeit des Mahlzeichens; es heißt, es gleicht einer Kirsche, oder einer Maus. Nun muß sich die Mutter besinnen, und weil es wenig Weiber giebt, die nicht wenigstens einmal im Sommer einen Appetit nach Kirschen hätten, oder die nicht irgendwo im Haus eine Maus zu sehen bekommen, so glaubt die Mutter sie sey Ursach an dem Mahlzeichen, weil sie entweder ein Verlangen nach Kirschen getragen, oder vor einer Maus erschrocken sey. Ja man erzählet viele Geschichten die ganz unmöglich sind. Eine Frau gebiert ein Kind ohne Arm und Bein; sie erinnert sich, daß sie etwa einen Monat vorher auf den Arm sey geschlagen worden, oder daß sie zugesehen habe, wie einem die Hand abgehauen worden; wer kann wohl glauben, daß die Einbildungskraft in der Geschwindigkeit eine solche chirurgische Operation vornehmen und Arm und Beine abnehmen könne? Ein Kind von 5 bis 7 Monaten ist schon ein beträchtlicher Körper: wie kann nun die Einbildung Haut, Nerven, Adern, Knochen und alles was am Arm ist, entzwey schneiden und ablößen?

Und

Und wie kann dieses geschehen, ohne daß das Kind getödtet wird? Man schneide, haue, oder löse einem Kinde den Arm ab, und sehe zu, ob es sich nicht werde zu todt bluten müssen; wer heilet dem Kinde im Mutterleibe die entzweygerissenen Adern? Wer verbindet den Arm, daß keine tödtliche Verblutung erfolgt? Wo sollte denn wohl dieser abgelößte Arm hingekommen seyn? Hat jemals eine Hebamme einen solchen in Mutterleib gefunden? Vielleicht ist er verfaulet — dieses ist unmöglich, die Fäulniß würde dem Kinde tödtlich gewesen seyn! Uebrigens kann eine Ablösung des Arms sicher nicht ohne Wunde geschehen, wo aber jemals eine Wunde gewesen, da ist sicher eine Narbe. Man weiß aber zuverläßig, daß bey solchen Kindern, wo ein Glied gefehlet, niemals eine Narbe zu sehen gewesen, sondern die Haut war weich, und so gebildet, wie sie es an dem übrigen Leibe gewesen ist.

Es ist demnach nothwendig, den Grund in ganz andern Ursachen zu suchen als in der Einbildungskraft. Uns ist es immer leichter zu begreifen, wie bey solchen Muttermälern schon bey der ersten Empfängniß, bey der ersten Bildung der Frucht, irgend wo ein Fehler, ein Irrthum, ein Stoß oder sonst eine Zerrüttung entstanden, wodurch gestümmelte, oder mißwachsene Glieder, oder sonst Fehler in der zarten Frucht zu Stande gekommen sind. Können nicht Stöße, Pressungen und Drückungen

des zarten weichen Kindes blaue, gelbe oder schwarze Mahlzeichen, rothe Hügelchen oder Auswüchse veranlassen. Ueberlegt man wie vielen Unfällen die zarte Frucht, durch tanzen, springen, fahren, fallen, heftiges Erbrechen, unmäßigen Beischlaf, von heben und tragen, von schweren Krankheiten der Mütter, und von einer harten und langwierigen Geburt ausgesetzt ist, so hat man ein Register von Ursachen, woraus man die Muttermäler herleiten kann. Man setze den Fall, es wirke eine äußere Gewaltthätigkeit auf den zarten Körper der Frucht, oder es entstehen von innerlichen Ursachen an der Haut der Frucht eine Entzündung — die Gefäße des zarten Kindes werden den eindringenden Säften sehr schwachen Widerstand zu leisten vermögen; das rothe Blut wird häufig in dieselben eindringen, und die Gefäße so sehr schwächen, daß sie nachher nicht im Stande sind, sich wieder in ihre vorige Schranken zusammenzuziehen; das Kind wird also mit einem blutrothen Mahle zur Welt kommen, und aus diesem Mahlzeichen kann man freylich machen was man will. Oder gesetzt, daß die zarte Frucht durch eine Erschütterung, durch einen Stoß, durch einen Druck leide, ist es nicht unmöglich, daß nur ein ganz kleiner Umfang der Haut geschwächt werde? Was wird nun erfolgen? Das Blut wird alsdenn stärker da eindringen, es werden kleine rothe Flecken entstehen. Wird der

freye

freye Umlauf des Bluts durch einen fordauernden Druck, oder durch Verstopfungen der Gefäße von andern Ursachen gehemmt, so werden die Blutadern anschwellen, sich erheben, krampfaderige Knoten von verschiedener Farbe und Figur bilden — auch können die kleinen Drüsen unter der Haut anschwellen, und warzenförmige Erhabenheiten von verschiedener Größe und Forn bilden. Es können Kinder mit der gelben Sucht gebohren werden, wodurch die Haut gefärbt ist, und hieraus läßt sich begreifen, daß durch ähnliche Abweichungen, durch Unordnungen in denen Absonderungswerkzeugen, solche fehlerhafte Mischungen der weißen, braunen oder schwarzen Farbe in der Haut der Frucht entstehen können, wie wir bey den Muttermälern bemerken. Krämpfe, gichterische Bewegungen, welchen die Frucht auch schon in Mutterleibe unterworfen ist, können solche braune blaue Striemen und Flecken in der Haut herfürbringen. Wir wissen ferner, daß die Haare am stärksten wachsen, je mehr Nahrung sie bekommen; man darf sich demnach nicht wundern, daß sie auch bey der Frucht an einer Stelle stärker zum Vorschein kommen können, als an einer andern, wenn sich an derselben die nährende Materie stärker anhäuft und sitzen bleibt, dadurch entstehen die haarigten Muttermäler. Wer da weiß, daß das Gehirn bey der Frucht nicht mit einem Knochengewölbe, sondern

nur bloß mit Häuten umgeben ist, daß also der Kopf und das weiche Hirn leicht durch einen Druck Schaden nehmen kann, der wird nicht nöthig haben, mißgestalte Köpfe von dem Anschauen einer Enthauptung herzuleiten. Wer da weiß, daß die venerische oder auch eine sonstige Schärfe die Knochen sehr mürbe und zerbrechlich macht, indem sie den Knochenleim verdirbt, wovon sie ihre Festigkeit haben, der wird leicht diejenige Fälle erklären können, wo Kinder mit zerbrochenen Knochen, ohne daß die Hebamme einen Fehler gemacht, sollen seyn gebohren worden, ohne die Schuld dem Versehen an einem geräderten Menschen zuzuschreiben. Wer neugebohrene Kinder gesehen hat, die von der schweren Geburt, oder von der Nabelschnur, welche dem Kinde den Hals zusammengeschnüret hatte, an dem ganzen Körper braun und blau waren, der wird auch wissen, was man von den jungen Mohren sagen soll, womit Schwangere, welche sich versehen hatten, niedergekommen sind. Ueberhaupt wer da weiß, daß bey neugebohrenen und verstorbenen Kindern, so oft an allen Theilen widernatürliche Beschaffenheiten angetroffen werden, die theils aus dem ursprünglichen Bau des Keims, theils aus andern Ursachen, auf eine natürliche und begreifliche Art hergeleitet werden können, der wird nicht zu der allgewaltigen Einbildungskraft seine Zuflucht nehmen.

Medicinisch-diätetisches Hochzeitgeschenk für Neuverheurathete und für Jünglinge und Mädchen, welche im Begriff sind in den Ehestand zu treten. Herausgegeben von einem praktischen Arzte. Frankfurt und Leipzig 1795.

Vollkommen entspricht dieses Werkchen seinem so auffallenden als gefälligen Titel, und mit wahrer Freude bezeuget Recensent dem Verfasser, der einen so edeln gemeinnützigen Zweck wählte, und ihn so planmäßig und scharfsinnig bearbeitete, hier öffentlich seinen Beyfall. Zuerst handelt er, unter den feinsten Allegorien, vom Hochgefühl der Liebe, und seinen wohlthätigen Wirkungen auf den physischen und moralischen Menschen; dann kommt er auf die Ursachen, die den Geist der Natur bestimmten, dem ganzen Thierreiche den starken Trieb zur Fortpflanzung mitzutheilen, wobey er sehr treffende, tief aus dem Innersten der menschlichen Empfindungen herausgehobene Bemerkungen über den geistigen und körperlichen Zustand der Verliebten, und über die Behandlung derselben macht. — Ueber das Erwachen des Affekts der Liebe, seine Aeußerungen überhaupt, und Folgen für die Gesundheit: Meisterhaft ist dieser Artikel auseinander gesetzt, und ver-

dient

dient allgemeine Beherzigung der Eltern und aller Personen, welche mit angehenden Verliebten in häuslicher oder anderer Verbindung leben. — Von den Zeichen des eintrettenden Fortpflanzungstriebes bey dem schönen Geschlecht: Obgleich der Verfasser hier mit vieler Delikatesse zu Werke geht, so glaubt doch Recensent, daß er den jungen Frauenzimmern schwerlich damit einen Gefallen gethan, daß er durch so mannichfaltig angegebene äußere Merkmale, Gefühle an's Publikum verrathen hat, die sie aufs sorgfältigste im verborgensten Winkel ihres Herzens zu verschließen immer bemühet sind. Ueber die Eigenschaften der Liebe, und über die Wahl ihres Gegenstandes: In diesem Abschnitt giebt der Verf. sehr nützliche Rathschläge, die billig von jedem Jüngling und Mädchen, welche mit einander in eheliche Verbindung tretten wollen, in eine strenge Prüfung gezogen werden sollten: ihre Befolgung würde viele Ehen gesünder, fruchtbarer, sorgenfreyer, und im Ganzen glücklicher machen. — Besonders interessant sind die Bemerkungen über das Verhältniß der Brunetten und Blonden. Der Raum gestattet uns nicht, hier in ein näheres Detail zu gehen; der Verfasser verdient selbst gelesen zu werden.

Von

Von der menschlichen Lebensdauer und Sterblichkeit in verschiedenen Ländern.

Eine nothwendige Folge der verschiedenen körperlichen Konstitutionen, der Veränderungen, welche mit dem Menschen im Verhältniß seines Alters vorgehen, der Menge, Größe und Seltenheit oder Häufigkeit der Zufälle, die ihm zustoßen, ist diese, daß sich das Leben bey verschiedenen Subjekten früher oder später endigt, je nachdem alle jene Ursachen, Ort, Zeit und Umstände verschieden sind. Man hat sich in den neuern Zeiten bemüht, durch gegenseitige Vergleichung aller dieser Umstände in Beziehung auf bestimmte Volksmengen, die wahrscheinliche Lebensdauer zu berechnen. Man hat auf diese Art mit ziemlicher Genauigkeit gefunden, wie hoch sich die mittlere Lebensdauer eines Menschen in Schlesien, Holland, England und Frankreich schätzen lasse. Einige Gelehrte, z. B. Grant, Simpson, Halley, Kersboom, de Parcieux, Dupre de St. Maur, und der Graf Buffon haben sich besonders um dieses Fach der Staatsrechenkunst sehr verdient gemacht, und mit so vielem Fleiß darin gearbeitet, daß sie als Muster empfohlen zu werden verdienen. Ob sie gleich in dem Gegenstand ihrer Untersuchungen mit mir nicht zusammentreffen, so will ich doch hier kürzlich ihre Verfahrungsart prü-

prüfen, um von der meinigen, welche ziemlich verschieden ist, Rechenschaft geben zu können.

Nach den Tabellen des Grafen Buffon, bey welchen die Listen, die de Parcieux, und Dupré de St. Maur geliefert haben, zum Grunde gelegt sind, wächst die Hoffnung des Lebens von der Geburt bis zum siebenten Jahre in folgender Ordnung:

Ein neugebornes Kind hat Hoffn. zu leben	8 J. 0 M.
— einjähriges	33 — 0 —
— zweyjähriges	38 — 0 —
— dreyjähriges	40 — 0 —
— vierjähriges	41 — 0 —
— fünfjähriges	41 — 6 —
— sechsjähriges	42 — 0 —
— siebenjähriges	42 — 3 —

Nach Buffon also ist die Hoffnung zu leben im siebenten Jahre am größten. Nach Kersboom hingegen ist sie es im fünften Jahre. Denn dieser giebt folgende Ordnung an.

Ein neugebornes Kind hat Hoffn. zu leben	34 J. 6 M.
— einjähriges	41 — 9 —
— zweyjähriges	42 — 8 —
— dreyjähriges	43 — 6 —
— vierjähriges	44 — 2 —
— fünfjähriges	44 — 5 —

Des

Des Unterschieds ungeachtet, der sich zwischen diesen Berechnungen findet, und welcher wahrscheinlicherweise den Lokalverschiedenheiten zwischen Holland, wo Kersboom, und Paris, wo Buffon seine Berechnungen gemacht hat, so wie auch einigen willkührlichen Voraussetzungen zuzuschreiben ist, scheinen doch beide Schriftsteller auf gleiche Art zu Werke gegangen zu seyn.

Um nämlich die mittlere Lebensdauer zu finden, nehmen sie aus einigen zahlreichen Familien

1) die Anzahl der wirklich noch lebenden Kinder:
2) die Anzahl der gestorbenen Kinder und das Alter, in welchem diese gestorben sind.
3) Addiren sie zur Anzahl der Lebensjahre und Monate der noch lebenden und der gestorbenen, die Anzahl der Jahre, welche zu leben die noch Lebenden hoffen können; in der Voraussetzung, daß der Mensch mit seinem zwölften oder dreizehnten Jahre den vierten Theil, mit 28 oder 29 Jahren die Hälfte und mit 49 Jahren drey Viertel seines Lebens zurücklege. Sie dividiren alsdann diese drey Zahlen, durch die Zahl der Kinder einer einzigen Mutter, oder der nämlichen Familie, und der Quotient, welcher so herauskömmt, drückt die mittlere Lebensdauer aus.

Obgleich diese Berechnungsart sehr genau seyn kann, so halte ich sie doch für weniger entschei-

scheidend, als diejenige, bey welcher man die graduellen Wahrscheinlichkeiten der Hoffnung oder Gefahr zum Grunde legt, welche das Wachsthum und die Abnahme des Lebens in Verhältniß seiner Hinfälligkeit begleiten.

Nach dieser Berechnung habe ich gefunden:

1) Daß ein neugebornes Kind überhaupt auf gar keine bestimmte Lebensdauer einige Rechnung machen kann.

2) Daß ein Kind, welches von seiner Mutter, dem Willen der Natur gemäß, gesäugt wird, wenigern Gefahren ausgesetzt ist, als ein solches, das eine Fremde zur Amme hat.

3) Daß in beiden Fällen auch das stärkste Kind nur ein sehr ungewisses Leben hat, so lange es noch nicht stehen kann, und die ersten Zähne noch nicht zum Durchbruch gekommen sind.

4) Daß das Kind in diesem Zeitpunkt nur Hoffnung hat, bis zur zweiten Hauptveränderung des Lebens, nämlich bis zum Ausfallen der ersten Zähne zu leben.

5) Daß nach dieser Zeit die Hoffnung zu leben wächst, nämlich vom zweiten Jahr an bis zum siebenten, alljährlich um sieben Jahr: also in folgender Ordnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Sieben und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 21ten November 1795.

Einige allgemeine Rettungsmittel bey Leblosen und in plötzliche Lebensgefahr Gerathene.

Der Tod ist eine Beraubung des Lebens, oder ein Stillstand aller derjenigen Handlungen und Verrichtungen, von welchen wir wissen, daß sie einem lebenden Menschen zukommen. Ein scheinbarer Tod aber hindert jene Verrichtungen nur so, daß sie unter gewissen Bedingungen wieder in Ausübung gebracht werden können.

Da der wahre und scheinbare Tod das mit einander gemein haben, daß alle Verrichtungen nicht mehr ausgeübt werden, so müssen wir desto sorgfältiger untersuchen, ob es ein wahrer Stillstand, oder nur eine Verhinderung derselben seye? Die Hinderung derselben setzt voraus, daß die vornehmste Organe noch ganz und unverletzt seyen, und daß noch eine Lebenskraft übrig seye: bey dem gänzlichen Stillstand derselben fehlt das eine

oder das andere, oder beides. Daß die Organe zerstört sind, kann man zwar in einigen Fällen sehen, nicht aber ob sie noch ganz und unverletzt seyen: von der Erschöpfung der Lebenskraft aber können wir a priori gar nicht urtheilen, daher werden wir auf die Erscheinungen zurückgewiesen, in so fern sie Zeichen des Lebens oder des Todes geben.

Das erste in die Augen fallende Zeichen des Todes ist der Stillstand der Muskularbewegung: Es ist aber sehr zweifelhaft, da ein höherer Grad von Ohnmacht den Menschen ebenfalls und zwar auf eine lange Zeit der Muskularbewegung berauben kann, und eben deswegen kann eine allzufrühzeitige Begräbniß gefährlich seyn. Auf der andern Seite hingegen kann man bey einem wahrhaftig Todten noch einige Bewegung wahrnehmen, welches zwar keine Muskularbewegung, doch aber eine derselben ähnliche ist. Das Aufrichten der Ruthe, Blutflüsse und andere dergleichen Dinge werden fast täglich beobachtet, von welchen einige als Wirkungen der Krämpfe, die auch nach dem Tode noch fortdauern anzusehen sind, einige aber von der faulichten Gährung, welche die chemische Grundstoffe des Körpers trennt und viel Luft erzeugt, herkommen.

Das zweite Zeichen ist das verlorne Gefühl, aber auch dieses ist von geringem Gewichte in Erweisung des wahren Todes. Man kann einem vom

Schlag

Schlag getroffenen Menschen einen Schenkel abnehmen, ohne daß er es im geringsten empfinde. Ein Fallsüchtiger leidet von keinem äußern Reize, selbst vom Brennen seines Körpers etwas: wo doch seine ganze Maschine in der äußersten, lebhaftesten Bewegung ist. Man hat oft sehr lange allen möglichen Reiz auf Ertrunkene oder Erstickte, ohne Erfolg angebracht; und war im Begriffe, alle Versuche aufzugeben: als, wider alle Erwartung, ein Verdacht von irgend einem Lebenszeichen die ausgesetzten Bemühungen wieder aufs neue anfangen hieß, und der Scheintodte wieder zu sich kam.

Ferner gehört hieher die Kälte, welche man an einem todten Körper wahrnimmt. Dieses Zeichen ist wiederum zweifelhaft, da hysterische und ohnmächtige Personen ebenfalls ganz kalt werden können, wenn gleich Leben noch da ist, und es im Gegentheil Todte giebt, welche wenigstens an einigen Theilen des Körpers noch ganze Tage deutlich warm sind.

Ein anderes Zeichen ist, wenn der Mensch nicht mehr athmet: Dieses giebt sich sowohl durch das Anschauen selbst, wenn die Brust und der Unterleib nicht mehr bewegt werden, sondern auch durch Versuche zu erkennen: nemlich wenn man zweifelt, ob der Mensch vielleicht noch ein wenig athme, so pflegt man ein mit Wasser angefülltes Glas auf seine Brust zu stellen, um zu sehen ob

die Oberfläche des Wassers bewegt werde, als welches auf die geringste Bewegung der Brust erfolgen muß. Hernach untersucht man, ob der Athem aus dem Munde und der Nase gehe, oder nicht? Dieses geschieht mit dem Finger, mit einer angezündeten Kerze, welche man vor die Nase hält, oder auch mit einer hingelegten Feder. Wenn gar keine Bewegung bemerkt wird, so kann man auf einen wahren Mangel des Athems schließen. Ein Spiegel oder ein anderes polirtes Glas, welches vor die Nase und den Mund gehalten wird, verräth sonst auch den Hauch oder das Ausathmen, wenn er verdunkelt wird: er kann aber auch ohne Ausathmung verdunkelt werden, da auch von den Todten Dünste auszugehen pflegen. Aber auch das Athemholen kann eine zeitlang ausgesetzt seyn, ohne daß man daraus auf einen gewissen Tod des Menschen schließen dürfte, wie man an denen Beispielen sehen kann, wo Menschen eine längere Zeit unter Wasser gelegen hatten, wo sie unmöglich athmen konnten, und doch wieder glücklich hergestellt worden sind. Das nämliche kann man von Erhängten sagen, welche nicht selten wieder hergestellt werden, wenn auch die Wege des Athemholens, der Luft gänzlich verschlossen waren. In hysterischen Ohnmachten hat man öfters nicht das geringste Athemholen bemerkt, und alle oben angeführte Versuche zeigten keine Spur davon an, und doch

hat

hat man Beispiele genug, daß solche Personen sich gänzlich wieder erholet haben.

So verhält es sich auch mit dem Mangel des Pulsschlages. Bey hysterischen Ohnmachten, welche oft Stunden lang anhalten, ist öfters nicht die geringste Spur eines Pulsschlages zu finden, und selbst in der Gegend des Herzens scheinet eine tödtliche Ruhe zu herrschen, wenn inzwischen die Kranke in wenigen Stunden wieder zum Fenster hinaus sehen wird. Fühlet man an der Herzgegend eines in Ohnmacht auf dem Rücken Liegenden, so ist es gar wohl möglich, daß man das Herz, welches sich einigermaßen nach dem Rücken senkt, wenn auch noch einige Bewegung da vorhanden wäre, nicht schlagen fühle. Und dann giebt es Menschen, bey welchen die Schlagadern, die äußerlich gefühlt zu werden pflegen, widernatürlich klein sind, und an welchen, bey einer geringen Schwäche, aller Pulsschlag verschwindet.

Ferner gehört das Steifwerden hieher: da aber bey der Starrsucht auch der lebendige Leib steif wird, und es anderseits Leichname giebt, welche es nicht werden, wie man bey denenjenigen welche an Faulkrankheiten, oder auch an der Englischen Krankheit gestorben sind, sehen kann, so siehet man leicht ein, daß auch dieses unter die unbestimmte und zweifelhafte Zeichen gehöre.

Ein eben so schwankendes Kennzeichen ist das

Hinabsinken der untern Kinnlade und das Nachgeben verschiedener Schließmuskeln, indem bey einem Lebenden die Lähmung derjenigen Muskeln, die den Kinnbacken heraufziehen, oder auch ein Krampf derjenigen, die ihn herunter ziehen, wie auch die Verrenkung des Kinnbackens machen kann, daß der Mund offen bleibt, und andern Theils bey einem wahrhaftig todten Menschen die Steifigkeit der Trennung des untern Kinnbackens von dem obern großen Widerstand leistet, und welches noch mehr ist, die elastische und zusammenziehende Kraft der Muskeln, welche auch nach dem Tod noch bleibt, die mit Gewalt von einander getrennte Kinnbacken, wo nicht ganz, doch einigermaßen und sehr schnell wieder zusammenbringen wird. Auch weiß man hinlänglich, daß in vielen leichten Ohnmachten manchen Menschen der Urin oder Unrath unwillkührlich abgehen, ohne daß deswegen der Tod darauf erfolge. In wie vielen Fällen geht nicht bey noch deutlich lebenden, wachenden, aber kranken Menschen der Unrath wider Wissen und Willen ab!

Ein sicheres Kennzeichen des wahren Todes hat man an den Augen: diese verändern sich nicht nur bey herannahendem Tode auf eine ganz besondere Art, werden durch eine klebrichte Feuchtigkeit trübe und starr, sondern es sitzt auch die Hornhaut nach demselben ein wenig nieder, bildet ein Grübchen, und schrumpft gleichsam zusammen, welches

von

von der Ausdünstung der wässerigten Feuchtigkeit durch die Hornhaut und dem Mangel der Entsetzung derselben herrührt. Dieses ist eins von den zuverläßigsten Zeichen, und man wird nicht leicht etwas gründliches dagegen einwenden können.

Die Fäulniß ist das einzige sichere Kennzeichen des wirklich erfolgten Todes, „wenn sich solche über dem Körper anfängt auszubreiten.“ Man sieht wohl ein, daß, bis dieses Kennzeichen eintreffe, viel Ungewißheit herrschen muß, und daß viel Zeit erforderlich ist, während welcher man nicht weiß, was man von dem Zustande des Erblaßten zu denken habe. Und was unsere Unentschlossenheit vermehren muß, ist, daß sich Gesicht und Geruch, die alleinigen Richter in dieser Sache, durch das Ansehen einer, nur die Oberfläche einzelner Theile verwüstender Fäulniß, und durch die flüchtigen, aashaft riechenden Ausdünstungen einer bloßen Unsauberkeit, zuweilen sehr betrogen findene Man weiß, daß der kalte Brand einen großen Theil von uns zernichtet haben kann, ohne daß deswegen das Ganze schon verloren seye. Haller sagt demnach mit Recht: „Ich halte nicht dafür daß die anfangende Fäulniß für ein gewisses Zeichen des wirklichen Todes angenommen werden möge: da sie nicht sehr selten, sogar im lebenden, dem Tode nahen Menschen so vorhanden ist, daß dieser selbst seinen nahen Todeszustand voraus gerochen hat.“

Aus allem diesem siehet man, daß die Zeichen des Todes, welche einzeln genommen vielen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen sind, zusammengenommen werden müssen, und daß man alsdann erst, wenn alle Zeichen vorhanden sind, ganz gewiß schließen könne, daß der wahre Tod vorhanden seye; denn obwohl sonst viele ungewisse Dinge kein Gewisses ausmachen, so darf man doch in physischen Dingen auf diese Art schließen, daß man den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit der Gewißheit gleich schätzt.

Es giebt auch wirklich Krankheiten wo der Tod ungewiß ist. Dahin gehören

1) Heftiger Affekt. Man mag ihn nun als Zufall, Ursache, oder wahre Krankheit der Seele ansehen, so lehret doch die traurige Erfahrung, wie sehr der Körper von diesem Sturme leidet, und wie leicht er demselben unterliege. Aeltere und neuere Beobachter führen Beispiele an, wo Personen für Freude und Zorn, für Gram und Kummer gestorben sind, dort schnell am Schlagflusse und Schlafsucht, hier langsam an Ohnmachten und Zuckungen. In beiden Fällen ist öfters der Tod zweifelhaft, und der Versuch der Belebung wird Pflicht.

2) Hitzige Fieber, besonders bößartige. Beobachten diese Krankheiten ihren ordentlichen Gang, so wird bey einem unglücklichen Ausgang der wahre

Tod

Tod erfolgen. Sobald sie aber unordentlich werden, mit ungewöhnlichen Zufällen eintreten, und unerwartet tödten, so scheint der angebliche Tod mehr eine Betäubung und Unterdrückung der Sinne zu seyn, der vermeinte Todte nur zu schlummern, und auf die Erweckung durch die Beihülfe der Lebenden zu rechnen. Bößartige Fieber verrathen sich durch große Schwäche, öftere Ohnmachten oder Schlummer. Fleck- und Faulfieber, so wie die Pest, stürzen oft den Kranken in allgemeine Betäubung und Fühllosigkeit. Die Ausschlagfieber wenn der Ausschlag plötzlich zurücktritt, und sich auf Gehirn und Brust wirft, können Schlag- und Stickflüsse erregen; kalte bößartige Fieber, deren Anfall den Zustand eines am Schlagflusse, oder an der Schlafsucht liegenden Menschen darstellet, und allemal im Froste tödtet. Dieser Gefahr sind die Entkräfteten, die Hypochondristen und hysterische Frauenzimmer besonders ausgesetzt. In allen diesen Fällen muß man Rettungsmittel anwenden.

3) Schlagfluß und Schlafsucht. Ein Schlagflüssiger verliert auf einmal Bewegung, Empfindung und Bewußtseyn. Alle Seelen- und Körpergeschäfte ruhen — und in beiden Krankheiten kann die gählinge und anhaltende Betäubung trügen, das Leben unter der Gewalt dahin sinken, und der Unglückliche in Gefahr einer zu frühen Beerdigung seyn. Das nemliche gilt auch von den Erhenkten,

Ertrunkenen, Erfrornen, Säufern, weil bey ihnen Kopf und Brust am meisten leiden, und daher die Lebens- und Nervenwirkungen ruhen, deswegen man auch hier alles zur Wiederbelebung anwenden muß.

4) Krämpfe und Zuckungen. Diese Uebel bringen die Muskel- und Nervenkraft in Unordnung, und greifen dieselbe heftiger an, hindern den Kreislauf des Blutes, verursachen Anhäufungen und Stokkungen, betäuben das Gehirn, schwächen nicht selten den Verstand, und machen den Lebenszustand, wenn sie sehr heftig und anhaltend sind, zweifelhaft. Dahin gehören die Hypochondrie und Hysterie, die krampfigte Engbrüstigkeit, die Fallsucht, der Keichhusten, die Starrsucht, der Stickfluß u. s. w. Hier höret oftmals Empfindung und Bewußtseyn lange Zeit auf, die Personen liegen da wie todt, und die Unbedachtsamkeit der Freunde könnte schaden, wenn nicht in solchen bedenklichen Fällen die Aerzte zu Hülfe greifen werden.

5) Blutflüsse und Ohnmachten. Das Leben kann ohne den steten Kreislauf nicht lange bestehen. Stillestand, die Ursache heiße auch wie sie wolle, führet früher oder später zum Tode. Wenn daher durch starke Blutflüsse ein Mangel von Blut in den Gefäßen und im Herzen erfolgt; so gehen fast alle Zufälle der Sterbenden vorher, Ohnmachten oder Zuckungen folgen nach, und der todtenähnliche Zustand

stand macht den Beschluß. Wir müssen also bey Schwerverwundeten, bey Mutterblutstürzen der Schwangern und Gebährenden, bey neugebohrnen Kindern, bey Personen die an Pulsadergeschwülsten, Polypen, Herzklopfen u. s. w. leiden, und in plötzliche Ohnmachten fallen, die größte Vorsicht anwenden. Das Leben schlummert öfters, ist noch nicht entflohen.

6) Erstickung. Das stete und ununterbrochene Athmen, ist wie der Blutumlauf, zur Erhaltung und Fortsetzung des Lebens unumgänglich nothwendig. In allen Fällen also, wo dasselbe behindert oder ganz aufgehoben wird, ist der Tod zwar nahe, aber noch aufzuhalten und zu entfernen, wofern man nur die Unglücklichen unversäumt in eine bessere Luft bringt, oder die Hindernisse wegschafft, welche das Athemholen erschweren. Gesetzt die Mühe sey bisweilen verloren, so bleibt es doch immer Pflicht, das traurige Geschäfte so lange zu übernehmen, bis alle Hoffnung schwindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der menschlichen Lebensdauer und Sterblichkeit in verschiedenen Ländern.

Beschluß.

Von der Geburt an bis zum zweiten Jahr ist die Fortdauer des Lebens ganz ungewiß.

Ein

Ein Kind von zwei Jahren hat Hoffnung sieben Jahre noch zu leben; dieses beträgt zusammen mit den zwei Jahren seines Lebens 9 J.
— — drei Jahren hat Hoffn. sieben J. mehr 16 —
— — vier Jahren — — sieben — — 23 —
— — fünf Jahren — — sieben — — 30 —
— — sechs Jahren — — sieben — — 37 —
— — sieben Jahren — — sieben — — 44 —

Die Progression der Lebensdauer ist um desto gegründeter, da die Wahrscheinlichkeit länger zu leben in eben dem Verhältniß zunimmt, in welchem die siebenjährigen Hauptveränderungen (crises septenaires) einander folgen und man dieselben übersteigt. Von dem glücklichen oder übeln Erfolg dieser Krisen hängt Hoffnung und Gefahr des künftigen Lebens ab.

Nach eben diesen Grundsätzen habe ich auch das höhere Alter berechnet. Um nämlich eine Mittelzahl zu finden, habe ich die Wahrscheinlichkeit des Todes und des Lebens nach den Veränderungen berechnet, welche sich in höhern Jahren ereignen und die Dauerhaftigkeit des Lebens vermindern.

Ich gehe von eben der Epoche, wie der Graf Buffon, nämlich von dem Alter von acht Jahren aus; da ich aber keinen so großen Unterschied zwischen einem achtjährigen und einem siebenjährigen Kinde bemerke, so nehme ich anstatt des Unterschie-

des

des von neun Monaten in der Lebenswahrscheinlichkeit nur zwei Monate Unterschied in den ersten Jahren jedes siebenjährigen Zeitraums und nachher nur einen jährlich, bis zu Ende des siebenten siebenjährigen Zeitraums oder bis zum fünfzigsten Jahre an.

Da nach dem fünfzigsten Jahre das Leben viel schneller abnimmt, und die Gefahren aller Art mehr überhand nehmen, so rechne ich nunmehr in dem Anfang der nächsten drei siebenjährigen Zeiträume einen Unterschied von drei Monaten, und in den nächsten Jahren einen Monat jährlichen Unterschied der Lebenswahrscheinlichkeit an; bis zum Ende der eilften siebenjährigen Epoche, oder bis zum acht und siebenzigsten Jahre.

In dem Anfang der folgenden drei siebenjährigen Zeiträume habe ich vier und dann in jedem folgenden Jahr einen Monat Unterschied angenommen, bis zu Ende des vierzehnten Zeitraums, das ist bis zum acht und neunzigsten Jahre, weil die Hinfälligkeit des Lebens dann so groß ist, daß auch der geringste Anstoß es zerstören kann.

Obgleich diese Berechnungsmethode von denjenigen, welche Kersboom und Buffon befolgt haben, ganz verschieden ist, so giebt sie doch beinahe dieselbigen Resultate, wie man aus ihren Tabellen sehen kann, die ich, um die Vergleichung zu erleichtern, eben so wie die meinigen, nach siebenjährigen Zeiträumen abgetheilt habe. Man

Man findet in meinen und in Büffons Tabellen keine besondre Kolonne für die Lebenden wie in den Kersboomschen, weil es um diese Kolonne beizubringen nothwendig gewesen seyn würde, den Verlust zu wissen, der vom Tage der Geburt an bis zum jährigen Alter bey der angenommenen Menschenzahl statt findet. Dieses zu erfahren habe ich keine Gelegenheit gehabt. Sonst ist die Einrichtung dieser Tabellen durchaus die nämliche und der Unterschied in Ansehung des mittlern Alters ist zu unbeträchtlich, als daß man Ursache finden sollte in die Glaubwürdigkeit der einen oder der andern von diesen Tabellen ein Mißtrauen zu setzen. Man muß sich vielmehr wundern, daß die mittlere Lebensdauer in Holland, Paris und dem übrigen Frankreich im Ganzen genommen fast gleich ist, ungeachtet die Holländer von den Franzosen, und unter diesen wieder die Pariser von den übrigen Einwohnern Frankreichs in vieler Rücksicht sehr verschieden sind. Dieses beweißt zugleich die Richtigkeit und Genauigkeit der Untersuchungen und Folgerungen, obgleich die Methoden, nach welchen Buffon, Kersboom, und ich gerechnet haben, ganz verschieden sind.

Es ergiebt sich aus Folgendem:

1) daß die 1728 Menschen in dem Kirchspiel Saint-Andre zu Paris, in Zeit von 97 Jahren ausgestorben sind.

2) Daß die 2247 Individuen von Jory in der

Nach-

Nachbarschaft von Paris in Zeit von 95 Jahren ausgestorben sind.

3) Daß die 1391 Individuen von Clemont ebenfalls in der Nähe von Paris in 89 Jahren ausgestorben sind.

Es hat daher die Lebenswahrscheinlichkeit bey den Individuen dieser drei Kirchspiele in einer andern Ordnung, als Buffon angiebt, abgenommen, weil Buffon das mittlere Alter in seinen Tabellen über die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer nur auf 85 Jahr schätzt.

Dieser Unterschied rührt nicht, wie man vielleicht glauben möchte, von einem Rechnungsfehler her, sondern er ist dem Umstand zuzuschreiben, daß Buffon bey seiner Berechnung drey Kirchspiele in Paris, und zwölf aus den umliegenden Gegenden zusammen genommen, zum Grunde gelegt hat, da ich hingegen nur die Todenlisten von einem Kirchspiel in Paris, und zweien in der Nachbarschaft ausgezogen habe.

Die natürlichste Folgerung, die man aus dieser Verschiedenheit herleiten kann, ist diese, daß in den drey Kirchspielen, Saint-Andre, Jory und Clemont, jedes besonders genommen, die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer größer ist, als in den von Buffon aufgeführten fünfzehn Kirchspielen zusammen genommen.

Man wird sich hierüber nicht sehr wundern,

wenn

wenn man bedenkt, daß in dem Kirchspiel Saint-Andre außerordentlich viel geringes Volk und Handwerker wohnen, die an Arbeit und Beschwerden gewöhnt sind, daher auch hier das Leben nicht so schnell als in jenen fünfzehn Kirchspielen zusammen abnimmt.

4) Aus den Buffonschen Tabellen sieht man ferner, daß die Lebensdauer in Paris und in den umliegenden Gegenden nicht so groß als in Holland ist. Denn die 1400 Individuen, nach welchen Kersboom rechnet, waren in 95 Jahren ausgestorben, und dies beträgt zehn Jahr mehr als die für Paris und umliegende Gegenden angenommene Lebensdauer.

5) Endlich folgt auch, daß in Frankreich überhaupt die Lebensdauer größer ist, als in Holland und in Paris nebst den umliegenden Gegenden.

Man muß sich erinnern, daß ich von dem nämlichen Punkte wie Buffon, nämlich von dem Alter von acht Jahren, und beinahe von dem nämlichen Grade von Vitalität, wie Kersboom, d. i. von 44 Jahren ausgegangen bin, um die mittlere Lebensdauer für jedes Alter zu finden. Ich habe aber die Anwendung hievon nur auf 150 Individuen gemacht. Dieses kann einigen Unterschied verursachen, indessen glaube ich nicht, daß er viel geringer seyn würde, wenn ich eine größere Menschenzahl berechnet hätte: denn ich habe, wie schon bemerkt worden ist, vorzüglich die Gefahren, die dem Leben in jedem Alter verhältnißmäßig drohen, bey meiner Berechnung zum Grunde gelegt. Auch habe ich in der That in verschiedenen Gegenden des Königreichs sieben und neunzig jährige Greise gefunden.

Medizinischer Rathgeber.

Acht und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 28ten November 1795.

Ueber den sogenannten Pferdefuß.

Der krumme Fuß (pied equin) ist eine der beschwerlichsten und unangenehmsten Krankheiten des menschlichen Körpers, welche außer der Verunstaltung noch mehr oder weniger das Unvermögen zu gehen nach sich zieht, besonders da man sie ehemals immer zu den unheilbaren zählte, und die Kranken ihrem Schicksal überlassen mußte. Es gehört mit unter die wesentlichen Fortschritte unserer Kunst, daß wir jetzt Licht in dieser Dunkelheit sehen, daß wir auch sie zu heilen verstehen. Bekanntlich errichtete der verstorbene Dr. Venel in Orbe ein Institut zum Behuf jener Unglücklichen, aus dem so mancher zufrieden und geheilt entgieng, und wobey er sich gewisser Maschinen zur Heilung bediente. Dieses machte Aufsehen, jene Krankheit wurde der Gegenstand des Nachdenkens von vielen Aerzten, man wünschte ebenfalls eine sichere Methode zur Heilung derselben zu kennen. Und es gelang meh-

reren, welche mit Venel in Verbindung standen. Bald sahen wir auch hier in Frankfurt eine solche Anstalt bey Herrn Dr. Ehrmann zur Reife kommen, welche zur vollkommenen Zufriedenheit der Kranken ausschlug. Während einem nähern Umgange mit ihm lernte auch ich jene Maschinen kennen und anwenden, und war Augenzeuge von mehreren glücklichen Kuren. Von Ehrmann kamen nachher Zeichnungen und die Maschinen selbst an mehrere deutsche und französische Aerzte. In der letzten Messe erschien

Dr. Joh. Sam. Naumburg's, ausübenden Arztes zu Erfurt, Abhandlung von der Beinkrümmung, nebst einer Beschreibung der Ehrenmannischen Fußmaschine ꝛc. ꝛc., mit 3 Kupfertafeln, Leipzig 1796.

Weil wir bisher noch keine vollständige Abhandlung über die Krankheit hatten, so griff ich begierig nach diesem Werk, fand aber bey Durchlesung desselben, so manche Behauptung, von welcher ich wünschte, daß das Publikum näher und besser unterrichtet wäre. Nur aus reiner Wahrheitsliebe, und wegen einer genauern Bekanntschaft mit diesem Gegenstand, werfe ich mich hier dazu auf, weit entfernt, die bekannten großen Verdienste des Verfassers schmälern zu wollen. Herr Naumburg sagt, man benenne die Maschinen die Ehrmannische

(nicht

(nicht Ehrenmannischen, wie durchgängig geschrieben worden) dies sey falsch, die Ehre der Erfindung gehöre eigentlich Venel. Beide sind aber nicht die Erfinder davon, man wandte sie lange vorher schon im Elsaß und Lothringen an, wo sie zu den Geheimnissen der sogenannten Valtajoux gehörten. Auch hat Ehrmann sie, ohngeachtet der wichtigen Verbesserungen, welche er damit vorgenommen, nie nach seinem Namen benannt. Ferner führt der Verfasser eine Stelle aus Hofers Lehrsätzen zum chirurgischen Verbande an, worinnen gesagt wird, Ehrmann habe das Muster von den Maschinen zum Gebrauch in der obbenannten Krankheit von einem in dem Venel'schen Institut geheilten und von da zurückgekommenen Kranken, Namens Wanzel in Pappdeckel ausgeschnitten erhalten, und sie darnach von einem geschickten Künstler verfertigen lassen, — Ehrmann habe ihm, da er schriftlich von ihm die Maschine begehrt, nicht geantwortet. Ich bin aber zu sehr überzeugt, daß derselbe nichts weniger als Geheimnißkrämer ist, daß er im Gegentheil gerne und jedem mittheilt, als daß ich dieses nicht hier öffentlich versichern sollte. Wenn Hofer keine Antwort erhielt, so waren wohl zufälligerweise dringendere Geschäfte die Ursache. Ehrmann kannte die Maschinen lange vorher schon, ehe Wanzel hier ankam.

Herr Naumburg will nun jene Maschine in dem benannten Werk beschreiben, und sich durch beygefügte Kupfertafeln verständlich machen. Dieses war allerdings ein rühmliches Unternehmen, und ich hätte nichts so sehr gewünscht, als daß es ihm ganz gelungen wäre. So muß ich aber gestehen, daß seine Darstellung der Maschine zu viel Mängel hat, als daß sie der Arzt zur Nachahmung brauchbar finden sollte. Zum Beweiß nur folgendes Beispiel. Er macht gar keinen Unterschied unter einer Maschine, welche die Kranken bey Tag, und unter einer andern, welche sie bey Nacht tragen müssen. Letztere ist ihm ganz unbekannt.

Ehrmann ist eben jetzt mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes beschäftigt, und wird uns ohne Zweifel bald eine sehr vollständige Abhandlung darüber liefern. Schon liegen die Zeichnungen von dem aus Sömmering's und Creve's Werken rühmlich bekannten Zeichner Reck dazu bereit. Was die Herausgabe derselben bisher verspätete, war eben das Bestreben nach dem möglichsten Grad von Vollständigkeit.

Frankfurt am Mayn im November 1795.

Dr. Klees.

Eini-

Einige allgemeine Rettungsmittel bey Leblosen und in plötzliche Lebensgefahr Gerathene.

Fortsezzung.

Scheintodte nennt man Leute, die einem Todten ähnlich da liegen, ohne merklich zu athmen, oder die Brust zu regen — kurz denen die Lebensbewegungen entweder schlechterdings, oder doch in einem solchen Grade mangeln, daß man sie für völlig unterdrückt halten kann; deren Muskelkraft sich weder auf die sonst wirksamen äußerlichen Reize, noch willkührlich zu äußern vermag; deren Nervengefühl für die lebhaftesten sinnlichen Eindrücke erstorben; und deren Sinneskraft und Bewußtseyn entweder wie im Leichname erloschen, oder doch so betäubt ist, daß etwa nur einige sehr schwache Spuren davon übrig sind. Hieraus erhellet daß es Grade des Scheintodes gebe, von demjenigen an, der ganz dem Zustande einer Leiche gleicht, bis zur tiefen Ohnmacht, wo doch noch dunkle Spuren der Lebensbewegungen, der Reizbarkeit, des Nervengefühls und der Sinneskraft bleiben. Diese Grade machen einen Unterschied in der Hülfsleistung, denn andere Rettungsmittel müssen angewandt werden bey leichenähnlichen Scheintodten, andere aber bey denenjenigen wo zwar das Nervengefühl, ja Sinneskraft und Bewußtseyn unterdrückt ist, gleich-

gleichwohl aber die Lebensbewegungen, Puls und Athem noch fortwähren, ja oft lebhafter als im natürlichen Zustande sind.

Es liegt aber eine Hauptverschiedenheit der Scheintodten in der Verschiedenheit ihrer Todesart, und hat den größten Einfluß auf die Kur zur Wiederbelebung. Von Ertrunkenen, Gehenkten, Erfrornen, Erstickten, u. s. w. ist es wahrscheinlich, daß die Erstickung, indem sie den Rückfluß des Blutes aus dem Kopfe hemmt, die Hirngefäße mit Blut überhäuft, und durch die davon herrührende Bedrückung des Sensoriums die Nerven- und Sinneskraft lähme. Allein es giebt Arten des Scheintodes, die weder von einer Erstickung veranlaßt, noch von einer Ueberhäufung der Hirngefäße zunächst verursacht werden. Die eine Art ist der Scheintod der Verbluteten und an Kräften gänzlich erschöpften, die andere aber der Nervenscheintod, den man in hysterischen Anfällen, in manchen Leidenschaften und Ohnmachten von Nervenempfindlichkeit leidet. Bey solcher Verschiedenheit, wie jede besondere Art der Verunglückung und Erstickung die Hirngefäße bis zum schnellsten Schlagflusse überladet, und die entgegengesetztesten Hülfsmittel sie wieder befreyen, kann man schwerlich eine abstrahirte allgemeine Kurart für alle diese Fälle entwerfen, wir wollen demnach nur

einige

einige besondere Kurarten als Beispiele anführen.

Confer. Unzers medizin. Handbuch. *P.* 671.

Ertrunkene.

„Die erstickte Lebenswärme wieder herzustellen: die Lunge von dem zähen Schaume, die Hirn- und Lungengefäße aber von dem sie überhäufenden Blute zu befreyen; alsdann die Lebensbewegungen und die betäubte Sinneskraft wieder zu erwecken; und endlich den sich erholenden Unglücklichen wieder zu stärken." Dieses sind die Regeln zur Wiederherstellung der Ertrunkenen, und diese finden in den allermeisten Fällen statt, wo Leute im Wasser umgekommen sind, wenn sie gleich nicht im eigentlichsten Verstande darinn ertrunken wären, welches wohl der gewöhnlichste Fall ist, indem viele vom bloßen Schrecken am Schlagflusse sterben. Je früher ein Ertrunkener Hülfe erlangt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit ihn wieder herzustellen; doch kommt zur Wiederherstellung solcher Verunglückten auch darauf an, daß man die ihnen zu leistende Hülfe lange genug fortsetze: denn die Wirkung geschieht langsam und fast unmerklich, so daß wohl einige Stunden damit fortgefahren werden muß. Man hat nach sieben bis achtstündiger Arbeit Ertrunkene sich noch wieder erholen sehen.

1) Man hat in der That viele Beispiele, daß

Ertrunkene wieder glücklich hergestellt worden; allein auf der andern Seite lehret ebenfalls die traurige Erfahrung, daß in vielen Fällen, Trotz der Anwendung der beßten Hülfsmittel man dergleichen Unglückliche nicht hat retten können. Die Ursache scheint in mancherley Nebenumständen zu liegen, dahin gehören

a) Alle diejenige Personen, die mit sehr angefülltem Magen im Wasser verunglücken. Man weiß daß der Athem desto schwerer gehet, je weniger sich das Zwerchfell frey nach unten bewegen kann, und daß sich desto mehr Blut in den Lungen anhäuft, je schwerer die Respiration von statten gehet, und daß der Trieb des Blutes desto stärker nach dem Kopfe gehet, je mehr es in den Lungen und dem Unterleibe Widerstand findet. Daher die vielen Schlagflüsse, bey und unmittelbar nach Tische. Und daher nun eben diese Gefahr ganz vorzüglich bey Ertrunkenen, bey welchen der Magen vorerst vollgefüllt worden, und das Geblüt welchem durch den Druck desselben nach unten der Fortgang versperrt worden, nunmehro gewaltsam nach dem Kopfe getrieben wird. Eben dieses gilt von denenjenigen, welche berauscht im Wasser untergehen.

b) Alle diejenige welche sehr erhitzt, und mit Schweiße bedeckt ins Wasser, zumal in eiskaltes Wasser gerathen, welches z. B. beym Schlittschuhlaufen, nach heftigem Tanzen, auf der Flucht,

nach

nach einem heftig vorhergegangenen Affekt der Fall seyn kann. Hier siehet man leicht, wie eine plötzlich unterdrückte Transpiration, die an sich schon, einen schnellen Tod verursachen kann, als auch ein plötzlich abgekühltes Geblüt, in Verbindung mit der beraubten Respiration, alle Bemühungen fruchtloß machen kann.

c) Kommt auch die gegenwärtige Lage des Körpers hier auch mit in wichtige Betrachtung. Sehr vollblütige, fette, zu Schlagflüssen und Krämpfen geneigte, lungensüchtige, schwächliche Personen, müssen immer denen tödtlichen Folgen eher ausgesetzt seyn, als andere Subjekte.

d) Endlich ereignet sich häufig der Fall, daß unsere wohlgemeinte Hülfleistung, zu übereilt und zu heftig betrieben wird, und daß wir dadurch nicht nur die Wiederbelebung verhindern, sondern selbst den noch geringen Ueberrest des Lebens vollends ersticken. Man muß in vorkommendem Fall jederzeit erwägen, daß alle vorgeschlagene Mittel, wenn sie in zu großer Menge und zu stark gebraucht werden, die schwache Wirkung des Lebens gänzlich zerstören können. In dieser Rücksicht müssen einige Rettungsmittel beständig fortgebraucht, mit andern aber kleine Pausen gemacht werden. Zu der Ersten Klasse gehöret hauptsächlich die Erwärmung, welche beständig auf das sorgfältigste muß unterhalten werden. Hingegen muß man mit dem Rei-

ben, Bürsten, Lufteinblasen u. s. w. zuweilen einhalten, um zu sehen, ob sich nicht eine schwache Spur des Lebens zeiget, und um der Natur gleichsam einige Zeit zur Erholung zu lassen.

Man muß vor allen Dingen darauf sehen, dem Körper seine Wärme wieder zu geben, deswegen suche man ihn von seiner nassen Kleidung zu befreyen, ihn gut zu trocknen, und in trockene und wo möglich warme Decken einzuhüllen. Wenn zu der Zeit wenn der Körper aus dem Wasser gezogen wird, die Sonne sehr heiß scheint: so giebt es kein besser Mittel ihm die Wärme wieder zu geben als den nackenden Körper überall der Sonnenhitze bloß zu stellen, läßt die Witterung dieses nicht zu, so muß er nach dem nächsten bequemen Haus gebracht, vor einem mäßigen Feuer auf ein Bett gelegt, und oft umgekehrt werden, um die verschiedenen Theile desselben in gleichem Maaße zu erwärmen.

2) Vorzüglich dient ein warmes Bad. Das Wasser darf anfänglich nur mäßig warm seyn, etwas von der Wärme, welche ein Theil kochendes Wasser und zwey Theile kaltes zusammengemischt hervorbringen. Diese Wärme darf es nie verlieren, sie muß beständig durch öfteres Zugießen heißen Wassers, indessen von der andern Seite eben so viel aus dem Bade herausgeschöpft wird, erhalten und allmälig verstärkt werden. In diesem Bade liegt der Körper über und über, so daß nur das

Ge-

Gesicht außer demselben hervorragt. Kann man noch etwas Asche haben, oder noch besser Senf, der mit dem Wasser gekocht wird: so wird dies die erwärmende Wirkung des Bades gewiß um ein Grosses vermehren. Auch würde zu eben dem Ende einiger warmer zugeschütteter Brandewein von vielem Nutzen seyn. Außerdem muß man ihn mit groben und gutgewärmten Handtüchern oder anderem Zeuge gut reiben, wozu man noch oft Sand und Salz nimmt, oft frische warme Tücher um die Lenden und den obern Theil der Aerme schlagen, und die Füße auf warme Ziegelsteine oder Flaschen mit warmem Wasser setzen.

Sobald der Körper in die gehörige Lage gebracht worden, so muß man dem Ertrunkenen jedoch mit großer Mäßigung, und nicht zu schnell auf einmal Luft in die Lungen blasen. Jemand der starken gesunden Athem hat, kann Mund auf Mund den Athem einblasen. Sollte aber das Einblasen der Luft mit dem Mund nicht von statten gehen, oder es ein unzeitiger Ekel untersagen, so muß man es alsobald vermittelst einer Röhre, Federkiel, Blasebalg und dergleichen versuchen. Allemal muß während dem Einblasen, die Nase des Ertrunkenen zugehalten werden, damit die Luft nicht wieder durch die Nase herausgehe. Zuvor muß auch der in dem Munde allenfalls befindliche Schaum und Sand mit einem in Oel getunk-

tunkten, oder mit einem wollenen feuchten Lappen bewickelten Finger weggebracht werden. Auch kann man mit einem in Oel getunkten Federbüschel zuvor den Rachen und den Obertheil der Luftröhre auswischen. Sind die Kinnbacken des Ertrunkenen so krampfhaft zusammengezogen, daß das Einblasen der Luft durch den Mund dadurch erschwert wird, so muß man die Kinnbacken stark reiben, mit warmem Oel oder auch Kampferöl einschmieren, und mit erweichenden Umschlägen bähen. Doch darf man deshalb das Einblasen nicht verschieben oder verspäten, sondern es muß sogleich durch die Nasenlöcher geschehen, wozu man sich der ersten beßten Röhre bedienen kann, die man haben kann, und die dick genug ist, daß sie ein Nasenloch ausfüllt. Beym Einblasen in das eine Nasenloch, hält man das andere mit dem Finger zu, damit die eingeblasene Luft nicht wieder herausdringt. Während jedem Einblasen, muß man die Brust frey lassen, wenigstens nur gelind hin- und herstreichen, aber nach dem Einblasen alsbald vom Unterleib zu aufwärts gegen das Zwerchfell drücken, und plötzlich wieder loßlassen.

Während der Zeit als man diese Maaßregeln anwendet, muß man durch andere Mittel suchen, die Thätigkeit des Muscularsystems herzustellen. Die Gedärme behalten wegen ihrer besondern Einrichtung ihre Reizbarkeit unter allen Theilen des

Körpers am längsten, und daher werden sich reizende Sachen auf sie wirksamer als auf andere Theile zeigen. Man muß daher, so bald als möglich, darauf sehen, die Bewegung der Gedärme wieder herzustellen, wozu Tabacksrauch oft mit gutem Erfolg gebraucht worden. Könnte man diesen nicht anbringen, so thut man wohl warmes Wasser einzuspritzen, worinn man eine Portion Küchensalz auflöset, und etwas Wein und Eßig hinzuthut.

Ist eine Person sehr bald nachdem sie ins Wasser gefallen herausgezogen worden, ist das Gesicht schwarz, blau oder roth, der Körper noch etwas warm, die Glieder noch biegsam, und die Augen aufgetrieben und glänzend, sind die Adern am Halse dick und aufgelaufen, und sind am Körper Quetschungen vorhanden, so kann man die große Halsader, oder wenn es hier Schwierigkeiten giebt, eine Ader am Arm mit einer Lanzette öffnen, und 10 bis 12 Unzen Blut fliessen lassen, man muß eben die Stelle vorher mit einem warmen Tuche reiben und eine weite Oeffnung machen, auch die Halsaderlaß der am Arm vorziehen. Will das Blut nicht laufen, so lasse man die Wunde ohne Verband. Es geschieht oft, daß nachher, wenn die andern Hülfsmittel noch was verfangen, das Blut dennoch zu fließen anfängt. Wenn man aber nach vielen vergeblichen

Versuchen, den Ertrunkenen zu retten, den Körper verläßt; so müssen die Aderlaßwunden verbunden werden, damit nicht langsam gelingende Versuche durch eine Verblutung wieder zunichte gemacht werden. Wäre hingegen der Körper ganz lebloß, eißkalt und steif, so kann das Blutlassen im Anfange durchaus nicht statt finden: sondern man muß vor Allem an die Erwärmung des Körpers und die Aufreizung der Lebenskräfte denken. Sind alle Rettungsmittel angewendet worden, und es zeigt sich dennoch noch keine Spur des wiederkehrenden Lebens, so kann man, um doch alles gethan zu haben, wenn auch die Zeichen zum Aderlassen nicht zugegen, doch auch noch eine Halsader öffnen. Kommt der Verunglückte zu sich, so muß man aufmerken, ob jetzo die Aderlaß nothwendig sey. Holt er schwer, ängstlich und unterbrochen Athem, hat er einen abwechselnd schwachen, denn schweren und unregelmäßigen Puls, ist Gesicht und Hals noch braun und blau aufgelaufen, strotzen die Adern von Blut, phantasirt der Kranke, klagt er über Stiche auf der Brust, denn muß durch eine Ader am Arm Luft geschafft werden. Doch darf das Abzapfen nicht zu stark seyn, denn sonst kann der Wiederbelebte dermaßen geschwächt werden, daß ihn die darauf folgende Ohnmacht tödtet. Trägt der Arzt Bedenken, mehrmal und viel Blut zu lassen, und liegt der Kranke

im=

immer betäubt und sinnlos, so muß man Blutigel an die Stirne und hinter die Ohren setzen und kaltes Wasser mit Eßig über den Kopf schlagen.

3) Man hat bey Ertrunkenen auch die Bronchotomie oder die Eröffnung der Luftröhre vorgeschlagen. Diese Operation ist auch in manchen Fällen der einzige Weg, Luft in die Lungen zu bringen, in den allermeisten aber ist sie unnütz und unnöthig, in vielem schädlich. Sind Hindernisse vorhanden, die den Zugang aller Luft in die Luftröhre schlechterdings hemmen, als wenn Schlamm, Sand, Koth, den hintern Theil des Mundes ganz ausfüllen, und die Glottis entweder ganz oder größtentheils verstopfen, denn ist diese Operation nothwendig. Auch kann man sie zuletzt noch vornehmen, wenn alle Hülfsmittel durchaus vergeblich angewendet worden, um nichts versäumt zu haben, was sich noch als ein mögliches Rettungsmittel denken ließe. Sie ist hingegen unnütz und unnöthig, sobald kein Grund dazu vorhanden, nnd wenn die natürlichen Wege in die Luftröhre frey und offen sind — schädlich aber weil eine Wunde gemacht wird, die nicht immer so gleichgültig ist, und die durch Entzündung, Windgeschwulst, heftiges Bluten und erstickenden Husten große Beschwerden verursachen kann.

Sobald der Kranke wieder athmet und schluckt, so giebt man ihm Kamillenthee mit Weineßig und

Ho=

Honig, oder mit Rheinwein, oder flüßigem flüchtigen Salmiak. Auch kann man Melissenthee trinken lassen, und dabey fünfzehn Tropfen Hofmännischen Liquor, oder einige Tropfen Vitriol Naptha auf Zucker eingeben.

Erwürgte.

Bey Erwürgten ist der Rückfluß des Bluts aus dem Kopfe durch die Zusammenschnürung der Luftröhre und Halsadern gänzlich gehindert, und sie sind in einem schlagflüssigen Zustande. Nach der Befreyung vom Stricke und der Wiederherstellung des Umlaufs könnte nur bloß die Verschwellung des Halses und die Verdrückung der Luftröhre das Athmen hindern. Ist der Körper völlig erkaltet und steif, so ist die Schwierigkeit sehr groß den Umlauf wieder herzustellen. Unterdessen muß man suchen das Athmen wieder möglich zu machen — die Hirngefäße und Lunge von stockendem Blute zu befreyen, und alles anzuwenden um die Lebensbewegungen wieder in den Gang zu bringen. Man hat, nach diesen Regeln, Personen, die schon stundenlang gehangen, und ohne Lebenszeichen gelegen haben, dennoch zuweilen wieder belebt, und es ist demnach immer des Versuchs werth, sie zu retten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Neun und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 5ten December 1795.

Einige allgemeine Rettungsmittel bey Leblosen und in plötzliche Lebensgefahr Gerathene.

Fortsezzung.

In dieser Rücksicht muß man solche Unglückliche sogleich loßschneiden, und das Würgeband vom Halse ablösen, doch muß man sich dabey genau in acht nehmen, daß der Körper im Fallen keinen Schaden nehme — hierauf bringe man den Körper an einen Ort, wo frische kühle Luft sich findet, und lieber unter den freyen Himmel, als in eine verschlossene mit Dunst erfüllte Stube, und gebe ihm eine etwas aufrechte Lage, so daß Kopf und Oberleib höher zu liegen kommen. Auch muß man alles was um Brust und Leib fest anliegt lösen.

Man öffnet ihm hierauf die Drosselader, wenn es nur die Geschwulst des Halses erlaubt. Wo nicht, so öffnet man eine Ader am Arm, wovon die Geschwulst des Halses, zumal wenn es wieder-

holt wird, augenscheinlich fällt, da man denn in der Folge die Halsader noch öffnen kann. Giebt die geöffnete Ader kein Blut, so läßt man sie unter Aufsicht unterbinden, wendet die bequemsten Mittel an, den Körper allmälig zu erwärmen, reibt ihn mit gewärmtem Flanell, setzt seine Beine ins Wasser, und umhüllt ihn mit Betten, aber alles dieses nur so lange, als bis die Ader zu bluten anfängt. Fließt hingegen das Blut sogleich aus der Ader, so ist außer dem Reiben, keine andere Erwärmung nöthig oder nützlich. Auf diesen Unterschied kann es wohl nur hauptsächlich beruhen, daß die Erwärmung von einigen gerathen, von andern gemißbilligt worden ist, nur daß Einige das Blutlassen nicht eher, als nach den ersten Lebenszeichen gestatten wollen, weil es die Lebenskräfte schwäche, die doch vielmehr aufzuregen wären: denn dieses letzte fällt hinweg, wenn die Ader nicht blutet, blutet sie aber, so wird doch die Lunge und das Hirn wenigstens einigermaßen von dem Blute befreyet, das die Lebenskräfte unterdrückt hält; man kann die Ader bald genug wieder schließen, daß sie nicht zu viel auf einmal blute, und kann dann allenfalls mit einiger Hoffnung Blutigel anlegen, die weit weniger schwächen als Aderöffnungen. Die höchstnöthige Befreyung des Halses von der Geschwulst, die durch das zeitige Blutlassen so schnell erhalten wird, wenn es von statten geht, spricht

doch

doch immer sehr dafür, es nicht bis zur Erholung zu verschieben.

Um den Hals zum Athmen wieder fähig zu machen, umwickelt man ihn mit Wolle, die mit warmem Oele getränkt ist. Auch innerlich mag man dann und wann ein wenig Oel in den Hals geben, um die Spannung der Theile zu heben. Es ist unglaublich wie viel darauf ankommt, daß die Geschwulst des Halses zertheilt und er geschmeidig gemacht werde. Ueber die öligte Wolle kann man warme erweichende Umschläge legen. Auch blase man Luft in die Lunge, und setze Klystiere von Wasser, Milch, Zucker und Oel. Ist das Zwerchfell in die Höhe getrieben, und der Bauch platt und zusammengezogen, so muß man die Brust nach unten zu hinunterwärts reiben, etwas drücken und pressen, und schnell wieder nachlassen, und zu Zeiten auch wieder aufwärts drücken, damit man dem Zwerchfelle Bewegung gebe. Ist der Unterleib aber aufgetrieben und dick, so muß man vielmehr aufwärts reiben, und von der Schaamgegend an aufwärts drücken. Auch kann man das Gesicht mit Weineßig waschen, mit kaltem Wasser bespritzen, und beständig viel Luft zuwehen. Aeußert sich hierauf noch kein Zeichen des Lebens, so kann man noch die Wirkung eines Tabackklystiers versuchen — auch lege man den Körper völlig entkleidet in ein laues Bad, und reize Mund und Nase mit einer

in Oel getunkten Feder. Auch hat ein Aschenbett die Erhängten oft wieder ins Leben zurückgerufen.

Sobald sich Zeichen des Lebens merken lassen, und der Kranke anfängt Athem zu schöpfen, so muß man ihm mit einem Blasebalg oder Wedel vielen Wind vor Nase und Mund machen, auch ihm kaltes Wasser, worunter man auch etwas Weineßig mischen kann, in das Gesicht spritzen. Sobald er wieder schluckt, giebt man ihm zuweilen einen kleinen Löffel voll Baumöl, um die Spannungen im Halse zu vermindern, und läßt ihn mit warmem Gerstenschleim nnd Veilchensyrup spritzen und gurgeln.

Von schädlichen Dünsten und Dämpfen Betäubte.

Wenn ein Mensch, der ganz gesund ist, oder doch nicht so krank ist, daß wir eine so schnelle Veränderung zu befürchten hätten, plötzlich, ehe man sichs versieht, oder er selbst zuvor einige Ahndungen davon hat, blaß wie ein Todter, ohne Wärme, ohne Empfindung, ohne Bewegung dahin fällt, wenn wir keinen Athem, keinen Puls an ihm bemerken, wenn er auf die Versuche die wir sonst in Ohnmachten mit den Leuten vornehmen kein Zeichen des Lebens von sich giebt, so ist die Vermuthung sehr stark, daß ein giftiger Dunst zum Grunde liegt. Finden wir diesen Menschen an einem

nem Orte wo die Luft unrein, mit schädlichen Dünsten von dieser oder jener Art angefüllt ist, so wird diese Vermuthung um desto gewisser, und man hat alle mögliche Rettungsmittel anzuwenden. In dieser Rücksicht bringe man den Verunglückten alsobald an einen Ort, wo frische Luft, wo sie mit keinen Dünsten verunreiniget, wo sie gar nicht eingeschlossen ist — man löse ihm Halsbinde, Beinkleider, und andere Kleider über der Brust und am Leibe auf, und bringt ihn sitzend auf ein Bett, oder in einen Lehnstuhl, und lasse ihm Glieder, Rückgrad, und wenn er ganz entkleidet werden kann, den ganzen Leib mit rauhen wollenen Tüchern reiben. Zu gleicher Zeit begieße man das Gesicht und die Brust immer mit kaltem Wasser, bläset ihm Luft ein, und legt wiederholt in kaltes Wasser getunkte Tücher unter die Achseln, auf die Brust und in die Herzgrube. Zeiget sich noch keine Spur des Lebens, dann suchen wir den Kranken durch eine in Oel getauchte Feder, die wir ihm in den Schlund bringen zum Erbrechen zu reizen, oder doch einige Bewegung in diesen Theilen herfürzubringen, oder spritzen ihm wenn schon einiges Leben da ist, durch eine krumme Röhre ein Brechmittel ein, auch halten wir ihm stark riechende Sachen besonders den Salmiakgeist vor die Nase — auch setzt man auf die Fußsohlen, auf den Nabel, oder auch auf andere Theile, und Gegenden des Kör-

pers blinde Schröpfköpfe. Haben wir ihn so weit hergestellt, daß wir nun nichts mehr nöthig haben, als die Lebenskräfte aufzumuntern; so können wir dieses am besten mit einigen Löffeln voll warmen Weines, oder einer recht sauren Limonade, mit etwas Wein und Brodrinde, oder einem Hollunder- oder Melissenthee bewirken; auch kann man ihn an Brod mit Eßig oder Wein befeuchtet reichen lassen; ihn mit warmem Wein waschen, und einige Tropfen von dem flüchtigen Salmiakspiritus mit Wasser verdünnt, in den Mund geben.

Ohnmachten von Gemüthsbewegungen.

Ein ausschweifender Zorn, ein heftiger Verdruß tödten zuweilen in einem Augenblick; öfterer stürzen sie nur in eine Ohnmacht; hauptsächlich bringt der Verdruß diese Wirkung zuwege, und man sieht sehr häufig Personen in diesem Zustande einige stundenlang, aus einer Ohnmacht in die andere fallen. Man siehet sehr leicht ein, daß man in diesem Falle nur wenig Hülfe leisten könne. Es ist nützlich weineßig vor die Nase zu halten, und sie einige Tassen von einem warmen, etwas herzstärkenden Getränke, z. B. Melissenthee, oder Limonade mit Pomeranzen oder Citronenschaalen trinken zu lassen, wobey man einen Kaffeelöffel der Hoffmännischen schmerzstillenden Tropfen einnehmen kann.

Wenn der Zorn so weit gegangen, daß eine starke Ohnmacht entsteht, so läßt man den Kranken ruhig liegen und hält ihm Weineßig vor die Nase. Wenn er wieder zu sich selbst gekommen, so läßt man ihn viel warme Limonade trinken, und giebt ihm ein paar erweichende Klystiere. Oftmals bleibt Drücken in der Herzgrube, Bitterkeit im Munde und Neigung zum Brechen zurück, weswegen ein Brechmittel angezeigt zu seyn scheint. Man muß sich aber sehr hüten solches anzuwenden weil die traurigsten Folgen davon entstehen können. Die Limonade besonders wenn man Weinstein darinnen auflöset und die Klystiere vertreiben bald diesen Zustand.

Ist von vorhergegangenem Schrecken und Furcht eine Ohnmacht entstanden, so halte man Weineßig vor die Nase, und wenn der Patient zu sich gekommen, so bringe man ihn an einen ruhigen Ort in Gesellschaft von einigen guten Freunden, lasse ihn einige Tassen von einem warmen Getränke, hauptsächlich von Lindenblüthen und Melissenthee geben, die Beine in ein laulichtes Fußbad setzen, und wenn es möglich ist, eine Stunde darin halten, wobey man sie von Zeit zu Zeit reibt, und den Kranken alle halbe Viertelstunden eine kleine Tasse voll von obigem Getränke giebt. Ist die Ruhe in etwas hergestellt, so muß man suchen den Schlaf und die Ausdünstung zu befördern. Zu

dem Ende kann man sie zu Bette legen, und ihnen ein paar Löffel voll Wein und fünfzehn oder zwanzig Tropfen von Sydenhams flüssigem Laudanum geben.

Hypochondrische und hysterische Ohnmachten.

Man versteht hierunter diejenige Nervenzufälle wo hypochondrische vorzüglich aber hysterische Personen entweder wie erstarrt, oder wie erstickt, oder wie ohnmächtig, oder in Konvulsionen, oder wie betäubt, und entseelt da liegen. Ehe dergleichen Zufälle ausbrechen, empfindet man ein Drükken vor der Brust, mit beschwerlichem Athemholen, Magenschmerz und eine Bewegung, als ob eine Kugel im Halse in die Höhe stiege, der Urin geht häufig, wie klares Brunnenwasser ab, der Kopf schwindelt, die Augen verdunkeln sich, und so vergehen dann die übrigen Sinne; doch erwacht wieder bey manchen, wenn sie schon wie erstarrt liegen, das Bewußtseyn, und sie hören alsdann alles was mit ihnen vorgenommen wird, ob sie gleich nicht im Stande sind, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, denn oft ist weder Athemholen, noch Puls, noch Wärme mehr zu spüren. Dieser Zustand kann etliche Tage währen, ohne daß alle angewandte Hülfsmittel, ja selbst das Schneiden und Brennen, ein einziges Lebenszeichen hervorzubringen

bringen

bringen vermögend wären. Liegen solche Personen in dem äußersten Grad von Ohnmacht, so bringe man sie in ein Zimmer, wo frische Luft ist, wehe ihnen diese zu, und sprenge ihnen kaltes Wasser ins Gesicht und in den Busen, man entkleide sie, legt sie wie man im Bette liegt, und reibt die Glieder und den ganzen Leib mit wollenen Tüchern. Oft thut es eine große Wirkung, wenn man die Füße solcher Betäubten plötzlich in Wasser steckt, das etwas mehr als lauwarm ist. Sie müssen darin eine halbe Stunde und länger sitzen bleiben, da man unterdessen andere Hülfsmittel anbringen kann. Leidet es der Zustand des Kranken, so kann man ihn in ein warmes halbes Bad setzen, und nachher mit warmen Tüchern reiben. — Sind die Kranken vollblütig, im Gesicht aufgetrieben, unordentlichen Bewegungen unterworfen, oder um die Brust äußerst beklemmt, so kann man am Arm oder Fuß eine Ader öffnen, und mit Eßig bespritzen. Auch giebt es in diesem Falle einige Ermunterungsmittel die vorzüglich sind, als der Gestank von Knoblauch, Galbanum, stinkendem Asand, von verbrannten Federn, Leder, Papier, die Dünste von Hirschhorn- oder Ambaröl, Salmiakspiritus, Moschus. Man kann diese Dünste entweder nach Beschaffenheit unter die Nase halten, oder auf Baumwolle in die Nase bringen, oder als Rauch, oder auf eine sonst schickliche Weise applizi-

ren. Zugleich befeuchtet man eine Korkrinde mit Wein, und legt sie in die Herzgrube; auf den Nabel und Unterleib aber ein Pflaster aus Galbanum, Sagapenum und stinkendem Asand. Auch dienen Klystiere von Wasser womit ein Quentlein stinkender Asand und zwey Gran Opium vermischt werden. Sobald das Schlucken von statten gehet, giebt man innerliche Mittel. Man gebe 50 Tropfen Vitriol-Aether, oder eine Vermischung von Bibergeil und zehn und mehr Gran Asand und einem Grane Opium zu Pillen gemacht. Oder man verordne Tropfen aus zwey Loth Baldriantinktur, ein Loth Pomeranzenessenz, ein halb Loth Hofmännischen schmerzstillenden Likuor, und fünfzig Tropfen von Sydenhams Laudanum, des Tags ein paarmal 15, 20 bis 30 Tropfen zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die gewöhnlichen und eigenthümlichen Krankheiten junger Mannspersonen im mannbaren Alter.

Fundamentalbeobachtung.

Vier junge Leute von 14 bis 17 Jahren, die insgesamt ungefähr von gleicher Stärke und Größe waren, hatten bey vollkommner Gesundheit an einem schönen Märztage den ganzen Nachmittag mit Ballschlagen zugebracht. Des Abends als sie wieder in

ihre

ihre Kostschule zurückkamen, klagten sie alle über heftiges Kopfweh und schmerzhaftes Ziehen und Dehnen in allen Gliedern. Den Tag drauf wurde ich gerufen; ich fand bey allen Fieber und beynahe die nämlichen Symptomen, doch mit dem Unterschied, daß der eine ein regelmäßiges Tertianfieber, der zweite einen hartnäckigen Schnupfen, der dritte ein heftiges Halsweh, und der vierte einen starken Durchfall bekam.

Allgemeine Anmerkung.

Die Ursache, welche der Gesundheit dieser jungen Leute einen so plötzlichen Stoß gab, liegt am Tage. Es war keine andre, als unterdrückte Ausdünstung. Hätten sie bey ihrem Spiele mehr Mäßigung beobachtet, so würden sie demohngeachtet mehrere Stunden nach einander in anhaltender Bewegung gewesen seyn und mehr als gewöhnlich ausgedünstet haben. Indem sie plötzlich von der starken Bewegung zur langsamern übergingen, so mußte die Ausdünstung gehemmt werden, und zwar um desto leichter, da im März, wenn auch das Wetter noch so schön ist, kalte und trockne Winde zu herrschen pflegen. Die Folgen der unterdrückten Ausdünstung waren anfänglich bey allen die nämlichen, nahmen aber nachher, nach Maasgabe der besondern Leibesbeschaffenheit eines jeden insbesondre, und nach Verhältniß des vorzüglich leidenden Theils verschiedne Gestalten an.

Ich

Ich habe hier nichts von den Heilanzeigen erwähnt, welche bey der Behandlung dieser jungen Leute beobachtet wurden. Die Ursache ihres Uebelbefindens lag zu deutlich am Tage, als daß man sich hier hätte irren können. Da sie Anfangs alle Fieberbewegungen und beinahe einerlei Zufälle hatten, so waren verdünnende Mittel das erste und einzige was gebraucht wurde und gebraucht werden durfte. Die besten Arzeneien können in solchen Fällen nur Schaden anrichten, wenn man nicht zuvor die festen Theile zur Erschlaffung und die flüßigen zur ruhigern Bewegung gebracht hat.

Specielle Beobachtungen.

I.

Ein junger, gut gewachsener und sonst sehr gesunder Abbé aus einem guten Hause wurde in seinem 14ten Jahre ins Seminarium geschickt. Kurze Zeit nachher fing er an über Sodbrennen, Aufstoßen und Blähungen zu klagen. Sein Schlaf war sehr tief und betäubend, und wenn er aufwachte, so war er im Schweiße wie gebadet. Man brauchte Anfangs allerlei Hausmittel, die ihm hier und da gerathen wurden, da aber der Schweiß immer wieder kam, so ließ man einen Arzt kommen, welcher Aderlässe, Abführmittel und nachher Kräuterbrühen und Mineralwasser verordnete. Der Schweiß hörte nunmehr auf, der Schlaf aber, welcher vorhin so tief und

und fest gewesen war, wurde nunmehr unruhig, und endlich stellte sich eine gänzliche Schlaflosigkeit ein, wobei der junge Mensch immer magerer wurde. Nunmehr zog man mich zu Rathe. Da ich bald überzeugt wurde, daß alle diese Beschwerden von fehlerhafter Verdauung herrührten, so schlug ich vor, den jungen Menschen fleißig reiten zu lassen, und verordnete ihm dabei einen Weinaufguß von bittern Kräutern. Dadurch wurde er in kurzer Zeit gänzlich wieder hergestellt.

Anmerkung.

Dieser junge Mensch war aus dem freyen zerstreuungsvollen Weltleben in ein geistliches Haus versetzt worden, dessen ganze Verfassung klösterlich, nach strengen Regeln abgemessen und einförmig war. Statt der üppigen wohlbesetzten Tafel, an die er vorhin gewöhnt gewesen war, hatte er in seinem neuen Stande eine zwar gut nährende und gesunde aber sehr einfache Kost gefunden. Dieser Contrast mußte nothwendig einen sehr merklichen Einfluß auf den Körper haben. Bey der stillen eingezognen Lebensart, bey dem Mangel an Bewegung mußte die Ausdünstung vermindert und alle Säfte zäher und unbeweglicher werden. Daher der tief betäubende Schlaf, welcher den Zwang, dem die Natur unterlag, ankündigte: daher die Schweiße, deren Ursache offenbar das Bestreben war die ge-

hemm-

hemmte Ausdünstung zu ersetzen. Da nichts so sehr die Verdauung befördert als Bewegung, so mußte dieselbe im Gegentheil durch die sitzende Lebensart gestört, und die Säfte, aus Ermangelung eines gut ausgearbeiteten Chylus zur regelmäßigen Vertheilung, Ab= und Aussonderung ungeschickt werden. Ob sich gleich der junge Mensch nicht über den Magen beschwerte, so war doch dieser unstreitig der ursprünglich leidende Theil, nicht nur wegen der ungewohnten Kost, sondern auch in so fern, als es dem Körper an nöthiger Bewegung fehlte, die Ausdünstung unterdrückt, und mithin auch der Magensaft, so wie alle andre Säfte widernatürlich verändert und kraftloß wurde. Man mußte daher vor allen Dingen auf den Zustand des Magens Rücksicht nehmen, zumal, da die Mittel, welche diesem nützlich waren, auch auf alle andre Theile einen heilsamen Einfluß haben mußten.

Ich ergreife diese Gelegenheit um zu bemerken, daß junge Leute, die zu Hause an Wohlleben und ausgesuchte Speisen gewöhnt gewesen sind, in den Collegien und Klöstern, wohin man sie bringt, gleich Anfangs krank werden müßten, wenn sie nicht daselbst eine einfachere Diät fänden. Diese behagt ihnen aber nicht; sie essen daher Anfangs sehr wenig und werden dabei magrer. Nach und nach gewöhnen sie sich daran, weil sie nichts besseres haben, und diese Mäßigkeit kommt dann ihrer Ge-

sund-

sundheit einigermaßen noch zu statten. Hingegen bemerkt man, daß die Söhne der Landleute und wenig bemittelter Eltern in den Klosterschulen fetter und stärker werden, weil sie daselbst eine beßre Kost, als sie zu Hause gehabt hatten, und weniger Gelegenheit zu ermüdenden Bewegungen finden. Die Wahrheit dieser Bemerkung würde noch deutlicher sich offenbaren, wenn man mit einiger Aufmerksamkeit die verschiednen Kostschulen und Kollegien untersuchen wolle. Man würde finden, daß die jungen Leute, welche daselbst erzogen werden, um gesund zu bleiben, einer ganz verschiednen Behandlung bedürfen, und daß es also ein wahrer Mißbrauch ist, wenn man ihnen allen die nämliche Diät und Lebensart zum Gesetz macht.

2.

Der Sohn eines Kaufmanns, ein starker, gesunder und sehr muntrer Knabe, bekam in seinem zwölften Jahre öfters Nasenbluten, welches jedoch weiter keine Folgen hatte. Man rieth ihm sich zu baden. Einige Tage nachher bekam er ein dreitägiges Fieber, welches man bald vertrieb. Der junge Mensch hatte nunmehr seine Eßlust ganz verloren; das Nasenbluten kam nicht wieder, seine frische Farbe und seine Lebhaftigkeit verschwand und sein ganzer Charakter änderte sich. Man befragte verschiedne Aerzte und brauchte vielerley Arzneien, aber ganz vergeblich. Zuletzt schritt man zum Gebrauch der Bäder und auflösender eröfnender Mittel, und nunmehr fand sich die Eßlust so wie auch das Nasenbluten wieder ein, wobei sich der Kranke einigermassen wieder erholte. Da aber das Nasenbluten zu oft sich einstellte, und Besorgniß erregte, so ließ man ihn Molken, kühlende Tränke, mineralische Wasser und Milch trinken. Das Nasenbluten wich endlich und kam nicht wieder, aber der junge

Mensch

Mensch blieb schwächlich, bleich und kränklich, ohne seine völlige Gesundheit wieder zu erhalten.

Anmerkung.

Nichts ist natürlicher als das Nasenbluten bey jungen Leuten. Sie haben, wenn sie gesund sind, einen Ueberfluß von Blut, welches, zumal bey einem lebhaften Temperament, leicht in Wallung geräth, und in die kleinsten Gefäße, welche noch sehr biegsam und dehnbar sind, eindringt. Findet es daselbst Gelegenheit, sich auszuleeren, so wird die Gesundheit sehr bald wieder hergestellt. Man hat daher gar keinen Grund dem Nasenbluten oder andern ähnlichen Blutausleerungen hier Einhalt zu thun, da dieselben in der That kritisch sind und den Körper des Ueberflusses entladen. Die Bäder, welche man in dem eben erzählten Falle Anfangs verordnet hatte, waren um desto zweckwidriger, je mehr sie zugleich durch plötzliche Hemmung der Wallungen im Blute, die Ausdündung unterdrücken mußten. Daher das Fieber, welches, bey kluger Behandlung das zuverläßigste Mittel gewesen seyn würde, um alles wieder in Ordnung zu bringen, nunmehr aber, indem man es vor der Zeit vertrieb, eine ergiebige Quelle schlimmer Zufälle wurde. Man verdarb vollends alles, da man das Nasenbluten nachher mit Gewalt stopfte, da man es doch nur hätte mäßigen sollen. Der junge Mensch war noch nicht so völlig wieder hergestellt, daß man eine vollkommne Gesundheit seiner innern Theile hätte vermuthen können: das Nasenbluten selbst zeigte sehr deutlich, daß seine Eingeweide noch nicht ganz frei waren, und man hätte also statt der kühlenden Arzneien und statt der Milch lieber gelinde stärkende Mittel verordnen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Fünfzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 12ten December 1795.

Medizinisch - praktisches Handbuch auf Brownische Grundsätze und Erfahrung gegründet, von M. A. Weikard, Fürstl. Fuldischen Geheimen Rath, und Rußisch-Kaiserlichen Collegien Rath. Erster und Zweiter Theil; mit dem Bildniß des Verfassers, 388 S. gr. 8. und 21 Seiten Vorrede. Heilbronn am Neckar und Rothenburg ob der Tauber bey Johann Daniel Claß. 1796.

Giebts etwann bey uns Aerzten in geheim auch eine Orthodoxie, die an gewissen Lehren oder Lehrern haftet? Und dürfen wir andere, die nicht an die worte der Meister glauben, dafür, als schief an Kopf und Herz zur Schau gestellt werden? So fragt der wackere Hensler, und der verdienstvolle Gruner liefert folgenden

Commentar zu diesem Text. „Orthodoxie und Heterodoxie war von jeher das traurige Loos und der drückende Antheil der Aerzte. Jeder wahrhaft oder scheinbar große Mann dachte sich diesen oder jenen Satz, als untrüglich, gab ihm den Anstrich der Gründlichkeit und Nützlichkeit, nutzte den Zauber der einnehmenden Sprache, blendete durch Ansehen, Ruf und Stand, beredete seine Schüler zum blinden Glauben und Nachbeten, und zog seine Gönner klüglich in sein Interesse. — Jede Orthodoxie bringt uns allemal um einige Decennien zurück. Alles Prüfen und Forschen höret auf, sobald Lehrer oder Schriftsteller den Leser in angenehme Fesseln schmiegen, durch süße Träume täuschen, und durch die Denkermaske trügen. — Orthodoxie auf der einen und Heterodoxie auf der andern Seite, sind für die Arzneykunde gleich gefährliche Klippen, schwer zu vermeiden, und meistens durch Scheitern geendigt. Der einzige wahre und richtige Weg zur Vervollkommnung ist die reine Hippokratische Beobachtung, ohne einige Verfangenheit des Geistes, ohne Anhänglichkeit an Autoritäten, Hypothesen und Systeme, ohne Voreiligkeit im Glauben und Annehmen, ohne unbilliges Verwerfen des Alten und Neuen. Köhlerglaube und Pyrrhoismus sind irreführende Phantome. Jener läßt uns alles ohne Prüfung glauben, und dieser alles ohne Unterschied verwerfen. Laßt uns,

den glücklichen Mittelweg treffen, die Orthodoxie treulich verfolgen, so weit sie auf untrüglichen und bewährten Gründsätzen beruhet, und die Heterodoxie verehren, in wie fern sie uns für Schwachheiten und Thorheiten verwahrt, und die Medizin wird dadurch an Zuverlässigkeit, Gründlichkeit und Vollkommenheit gewinnen.

Diese Regeln des fürtreflichen Mannes hätten billig von denen sogenannten gebildeten Gelehrten bey Erscheinung des Brownischen Systems beobachtet werden sollen; so wie man auf der andern Seite mehr der Klugheit gemäß gehandelt hätte, die Brownische Lehre mit Kaltblütigkeit vorzutragen, und zu zeigen, wie durch dieselbe eine oder die andere Lücke in der Medizin am besten ausgefüllet werden könne, keineswegs aber dieselbe ausschließlich als die einzige wahre auf den Thron erheben, und alle andere stürzen wollen. Die Wahrheit liegt immer in der Mitten!

Herr Weikard hat das Verdienst uns Teutsche vollständig mit dem Brownischen System bekannt zu machen, ihm ein Ansehen zu verschaffen, und dasselbe zu vertheidigen. Nachdem er dem Publikum, den Entwurf einer einfachern Arzneykunst oder Erläuterung und Bestätigung der Brownschen Arzneylehre, und eine Uebersetzung der Brownschen Grundsätze der Arzneylehre geliefert, so erscheint hier ein eigenes Originalwerk von Hrn.

Weikard, ein Handbuch der praktischen Arzneygelahrheit, in welcher der berühmte Hr. Verf. die allgemeine Krankheiten des menschlichen Körpers abhandelt, die örtlichen werden in einem zukünftigen dritten Bande folgen. In der Vorrede zeigt Er, daß der wichtigste und beschwerlichste Punkt in der Arzneygelahrheit seye, bestimmen zu können, ob die Krankheit allgemeinen oder örtlichen Ursprungs seye? Viele Krankheiten scheinen örtlich zu seyn; und doch hänget ihr Daseyn von einem allgemeinen Fehler ab. Hieher kann man manche Scirrhen, Scropheln, und alte Geschwüre rechnen. Prof. Scarpa erinnert daher sehr vorsichtig, nie die Ausrottung eines Scirrhus zu unternehmen, wenn dessen Ursprung von einem innerlichen allgemeinen Fehler rühret, weil alsdann der Scirrhus bald wieder an einem andern Theile hervorkommen wird. (Und doch gelang nach sichern Erfahrungen oft die Operation an Knoten in denen Brüsten, welche ohne alle äußere Veranlassung entstanden waren.) In solchem Falle werden alte Geschwüre durch allgemeine erweckende oder reizende Mittel geheilt, und Frank versichert, daß er von Scarpa unzählige Geschwüre auf Unterwoods Methode habe heilen gesehen, daß sogar in den schwersten Fällen diese Heilart nie gefehlet habe. Sie bestehet in voller kräftiger Nahrung, in innerlichem Gebrauche der Chinarinde, des Kampfers, Weins,

in

ten Bewegung, und Anwendung einer Expulsivbinde an der untern Extremität. Auf reine Geschwüre wird nur eine Digestivsalbe, auf unreine rother Präzipitat angewendet. (Eine Wahrheit die von erfahrnen Aerzten und Wundärzten längst erkannt und ausgeübet worden. Man weiß daß alte venerische Geschwüre durch vieles gegebenes Quecksilber verschlimmert werden, und eher nicht heilen, als bis man vorher China in starken Gaben gereicht hat. Der äußerliche Gebrauch eines sehr gesättigten Dekokts, oder Aufgusses der Rinde, mit starkem alten Urin, und die Vermischung der flüchtigen urinösen Salze mit der Rinde zum innerlichen Gebrauch, bey krebshaften Schäden, wo die Verderbniß in verstopften Gefäßen angefangen, und von einer Trägheit des Kreißlaufes unterhalten wird, hat fürtreflichen Nutzen geleistet.) Eben so giebt es nun auch viele Krankheiten, welche unter dem falschen Scheine allgemeiner Krankheiten in die Augen fallen, und doch im Grunde nichts als örtliche Fehler sind. So ist kaltes Fieber eine allgemeine Krankheit, und doch kann sie zuweilen von einer örtlichen Ursache rühren. Frank, der Aeltere, beobachtete ein Quartanfieber von einem Backenzahne, welcher im Ausbruch war, wobey sich das Fieber nicht eher verlor, bis der Zahn hervorgekommen war.— Die Hauptsache ist, daß man bey jeder Krankheit untersuchet, ob Schädlichkeiten vorausgegangen sind,

welche entweder die allgemeine Erregung zu sehr vermehren oder vermindern können? Ob eine hierdurch verursachte Anlage vor Ausbruch der Krankheit zugegen gewesen ist? Bloß in diesem Falle wird man mit Zuversicht auf eine allgemeine Krankheit schließen können, und eine allgemeine entweder stärkende oder schwächende Heilart wird die Krankheit heben. Sonsten liefert Hr. W. noch in der Vorrede eine Darstellung des Brownischen Systemes, durch eine Scala der Erregbarkeit, und eine Scala der Erregung; sie ist folgende

80.	60.	40.	20.	0.

0.	20.	40.	20.	0.

Brown suchte vielmal seinen Zuhörern sein System auf zwey Linien, nemlich auf einer Linie der Erregbarkeit, und einer der Erregung begreiflich zu machen. Die erste Linie war in 80 Grade getheilet, wodurch Brown eben so viele Grade der Erregbarkeit ausdrücken wollte, welche jedem lebenden Geschöpfe vom Anfange seines Lebens zu Theile geworden wären. So lange nun diese 80 Grade unberühret bleiben, ist das Leben noch nicht in Thätigkeit gesetzet. Es müssen erst Reize oder erregende Kräfte darauf würken, und mehrere dieser Grade der Erregbarkeit aufzehren. Wenn aber alle

80 Grade durch Reize erschöpfet sind, so ist auch das Leben richtig zu seinem Ende gebracht. Der achtzigste Grad der Scala drücket also den Anfang des Lebens oder das zukünftige Leben aus, welches bey Null schon gerade geendiget ist. Das Wachsthum und die Stärke des Lebens beruhen nur auf der verhältnißmäßigen Verminderung der Grade der Erregbarkeit durch erregende Kräfte, wodurch die zweite Linie, jene der Erregung entstehet, nemlich von Null bis 40, und von 40 wieder zu Null. Denn die Stärke oder die Erregung, welche durch Verminderung der Erregbarkeit von erregenden Kräften erzeuget wird, kann nur bis zu einer gewissen Stufe fortgehen. Wenn die Erregbarkeit abgenutzet ist bis auf 40, und die Erregung angewachsen ist bis auf 40, so ist das Leben in seinem vollkommensten und größten Flore. Von nun an äußert sich Abnahme der Lebenskraft, nemlich wenn mehr als 40 Grade der Erregbarkeit abgenutzet sind, und die Erregung über den vierzigsten Grad soll getrieben werden. Die Gesundheit kommt nur in Abnahme, zur indirekten Schwäche, und bey Null sind endlich beide Linien, jene der Erregbarkeit, und jene der Erregung am Ende. Das Leben endiget sich mit dem Tode. Bey 80 Graden Erregbarkeit müssen die erregenden Kräfte noch auf Null stehen; sie haben noch keine Erregbarkeit erschöpfet, also noch nicht gewirket; das Leben hat

noch nicht seinen Anfang genommen. Die Erregung oder das Leben, wächset erst, so wie Grade der Erregbarkeit durch Reize, bis zu einer gewissen Stufe, nemlich zu Numero 40, verzehret werden. Sobald nun 20 Grade von Erregbarkeit verzehret sind, ist die Erregung um 20 Grade vermehret: und so gehet es verhältnißmäßig fort, bis zu 40 Graden, welches die Stufe, oder der Punkt der größten Erregung, und der blühendsten Kraft des Lebens ist. Wenn nun die Wirkung der Reizmittel noch fortdauert, so nimmt die Erregung immer verhältnißmäßig ab, und führet richtig zum Tode. Beide Linien sind alsdann bis zu Null gebracht. Abgang an Erregbarkeit und Abgang an Erregung bestimmen das Ende des Lebens. Wenn nun die Wirkung der Reize oder erregenden Kräfte in ihrem Steigen und Fallen auf der Linie immer regelmäßig, und von gehöriger Größe gewesen, so äussert sich kein kränklicher Zustand, und es folget ohne vorausgegangene Krankheit der natürliche Tod. Das Uebermaaß, oder der Mangel dieser Wirkung von reizenden Kräften verursachet in unserm Lebenslaufe die verschiedenen Zustände von Krankheit, welche also offenbar sämtlich auf Uebermaaß oder Mangel (Sthenie oder Asthenie) beruhen. (Diese Linie und Grade ist bloßes Ideal, und in der Praxis von gar keinem Nutzen, indem kein Brownianer bey einem Patienten den Grad des Abgangs

von

von Erregbarkeit und an Erregung, noch weniger aber den Grad der nöthigen Reize wird bestimmen und den Erfolg der Medikamente darnach berechnen können.)

In dem Ersten Theil handelt der Hr. Verf. die Sthenische oder phlogistische Krankheiten ab, d. i. Krankheiten, bey welchen vermehrte Kraft, Blutmenge, und größere Erregung zum Grunde liegt, oder Krankheiten von vermehrter Erregung. Erste Abtheilung enthält Krankheiten mit Pyrexie und Entzündung eines Theiles des Körpers. Diese Krankheiten werden theils Phlegmasie: theils Ausschlagskrankheiten geheißen. Zweite Abtheilung. Phlogistische Krankheiten mit Pyrexie und Phlegmasie, aber ohne Entzündung eines einzelnen Theiles. Dritte Abtheilung. Sthenische oder phlogistische Krankheiten ohne Pyrexie, und ohne Entzündung. Zweiter Theil. Enthält Asthenische Krankheiten, oder Krankheiten, welche auf Schwäche, Blutmangel, oder unkräftigere Erregung gegründet sind. Hr. W. sucht die Ordnung zu wählen, wo von dem geringsten bis zum höchsten Grade der Schwäche, und so gleichsam durch alle mittlere Stufen fortgeschritten wird.

Wir wollen um unsern Lesern eine Probe von der Art und Weise des Hrn. Verf. seine Gegenstände zu bearbeiten zu liefern ein paar Kapitel auswählen und zwar von den sthenischen Krankheiten. Die

Brustentzündung (Inflammatis pectoris) Unter Brustentzündung versteht man eine Phlegmasie, bey welcher eines oder das andere der in der Brusthöle enthaltenen Eingeweide von der Heftigkeit der phlogistischen Diathesis vorzüglich ergriffen ist. — Es ist der Brustentzündung, so lange sie in ihrer Größe herrschet eigen, daß, außer den allgemeinen Zeichen der Entzündungskrankheiten, irgendwo auf der Brust sich Schmerz äußerst, welcher gerne seinen Sitz verändert. Ferner ist sie jedesmal mit schwerem Athem und Husten vergesellschaftet. Der Husten ist zuweilen trocken, ein andermal mit schleimigem oder blutigem Auswurf verbunden. (Man muß bey Brustentzündungen nach Rez. Erfahrungen auf alle Umstände Obacht haben, denn die Empfindungen auf der Brust, wenn sie nicht von einem gewissen Grad von Heftigkeit sind, können von unempfindlichen Personen vielleicht nur wenig bemerkt werden, und unwissende Leute pflegen selbige mit Magendrücken zu verwechseln, auch die Schwierigkeit des Athmens entdeckt sich bey einer ruhigen Lage des Kranken zuweilen nicht so deutlich. Es ist demnach nöthig, daß man jenen genau nachforscht, und auf den Athem besonders beym Sprechen, Trinken, Umkehren und andern Bewegungen des Körpers, acht giebt, überhaupt aber allemal die Verbindung der Symptome gehörig wahrnimmt. Besonders charakteristisch in dieser Verbindung ist

der

der bey jedem etwas tiefen Athmen entstehende Husten, und dieser entdeckt auch gewiß den sonst nicht gefühlten Schmerz.) — Die Oberfläche der Lungen kann nicht entzündet seyn, ohne daß es auch zugleich die sie umgebenden Häute sind; und eben so läßt sich auch keine Entzündung der sie berührenden Häute denken, ohne daß zugleich die äußere Lungensubstanz ihren Antheil nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die gewöhnlichen und eigenthümlichen Krankheiten junger Mannspersonen im mannbaren Alter.

Fortsezzung.

3.

Ein junger Mensch, der sehr fleißig studirte und sich besonders viel mit der Poesie beschäftigte, bekam öftere Anfälle von halbseitigem Kopfweh, welches bald längere bald kürzere Zeit, niemals aber über vier und zwanzig Stunden anhielt, und regelmäßig alle Wochen zweimal, nämlich Mittwochs und Freitags Abends gegen sechs Uhr sich einstellte. Es war so heftig, daß er alsdann gar nichts arbeiten konnte, sondern sich zu Bette legen mußte. Was ihn am meisten plagte, war die öftere Neigung zum Erbrechen, wobei er doch nur selten etwas heraufbringen konnte. Wenn er sich ja erbrach, so war es

blo

blos ein helles, geschmack- und geruchloses Wasser, und dadurch fand er sich so weit erleichtert, daß er wieder studiren konnte. Man brauchte allerlei Hausmittel, die aber nichts halfen. Man legte Blasenpflaster auf, die Fieber und heftiges Kopfweh in den Zwischenzeiten seines gewöhnlichen Uebels verursachten, welches demohngeachtet keinen Augenblick später sich einstellte und nur noch heftiger wurde. Endlich ließ man ihm zur Ader, und davon fühlte er augenblickliche Erleichterung. Das Aderlassen wurde aber so oft wiederholt, daß er endlich eine beträchtliche Verminderung seiner Heiterkeit und Geisteskräfte spürte, und daher jenes Mittel ganz aufgab. Es war aber nun zu spät. Er behielt sein halbseitiges Kopfweh bis ins fünf und zwanzigste Jahr, und hat niemals den Grad von Stärke, den sein Körperbau erwarten ließ, erreicht, noch seine vorige Lebhaftigkeit wieder bekommen.

Anmerkung.

Was konnte wohl die Ursache dieses halbseitigen Kopfwehs seyn. Ich weiß es nicht, nur so viel weiß ich, daß das Aderlassen, zumal wenn es oft wiederholt wird, jungen Leuten nachtheiliger als eine vorübergehende und an sich unbedeutende Unpäßlichkeit ist. Es schwächt und entnervt dergestalt, daß die übeln Folgen davon oft durch keine Art von Mitteln gehoben werden können. Das Blut hatte, wie

ich glaube, gar keinen Antheil an dieser Beschwerde: denn wäre diese von Vollblütigkeit entstanden, so würde sie mit derselben von gleicher Dauer gewesen seyn, nicht aber periodische Anfälle gemacht haben. Wahrscheinlicherweise hatte die Krankheitsursache ihren Sitz in den Nerven. Die ganze Anlage des Kranken, sein anhaltender Fleiß, die Gegenstände seiner Arbeiten, alles trägt dazu bey, diese Vermuthung zu bestätigen. Auf alle Fälle hätte man besser gethan die Spannung der Nerven zu mäßigen, die Ausdünstung zu befördern, verdünnende Mittel, Leibesübung und Bäder zu verordnen. *) Vornehmlich aber hätte man dem jungen Menschen das anhaltende Studium untersagen, und ihn, wenigstens auf einige Zeit von allen Anstrengungen der Einbildungskraft entfernen sollen.

4.

*) War nicht vielleicht die Krankheit dieses jungen Menschen ein verlarvtes Wechselfieber? — Auf alle Fälle scheint aus der ganzen Erzählung zu folgen, daß der Zustand der ersten Wege einen beträchtlichen Antheil an dem Uebel hatte. Dieses wird besonders durch die nach dem Erbrechen folgende Erleichterung und selbst durch die Verschlimmerung, welche die Blasenflaster bewirkten, sehr wahrscheinlich. Brechmittel, zeitig genug gegeben und nachher krampfstillende und tonische Mittel würden in diesem Falle die besten Dienste geleistet haben.

4.

Der Sohn eines wohlhabenden Gärtners, ein starker großer und wohlgenährter junger Mensch von vierzehn bis funfzehn Jahren, bekam ein höchst beschwerliches Zucken in der Haut, wozu sich Schmerzen in allen Gliedern und Reissen in den Gelenken, welches ihn des Schlafs beraubte, gesellten. Eines Morgens, da er eben aus dem Bette aufstand, war sein ganzer Körper mit großen weißen Blasen übersäet, dabey hatte er etwas Halsweh und einen übeln leimigen Geschmack im Munde. Man ließ ihm Blut weg und verordnete Abführmittel. Die Blasen verschwanden und das Zucken hörte auf, aber der junge Mensch blieb kränklich. Er hatte keinen Appetit, schlief nicht und empfand ein Uebelbehagen, das er selbst nicht zu beschreiben wußte. Am meisten beunruhigte ihn das Klopfen der Schlagadern in allen Theilen, vorzüglich am Kopfe, wovon er besonders in der Nacht sehr viel litt. Man gab ihm Brech- und Abführmittel; aber alles war vergeblich. Sein Uebelbefinden hielt an, und einige Tage nachher kam noch ein Fieber dazu. Man wiederholte die Aderlässe, die Brechmittel und Purganzen. Das Fieber, welches anfangs ein doppelt dreitägiges gewesen war, wurde nunmehr ein einfaches. Man gab ihm die Fieberrinde in verschiedenen Formen; dadurch wurde das Fieber endlich vertrieben, kam aber bald als viertägiges wieder.

Man

Man wiederholte die vorigen Mittel, die Fieberrinde aber machte das Fieber nur noch hartnäckiger. Es hatte schon zwei Monate lang als Quartanfieber gedauert, als man mich zu Rathe zog. Der junge Mensch hatte jetzt sehr guten Appetit, schlief ruhig und empfand gar keine Beschwerde ausser den Paroxismen, allein er war ausserordentlich abgezehrt. Da seine Gesichtsfarbe gut, das Auge hell, die Zunge rein und der Unterleib weich war, so schloß ich, daß die Ursache des hartnäckigen Fiebers blos Steifheit der festen Theile seyn müßte, die man zu viel und zu anhaltend gereizt hatte. Daher gab ich den Rath, man sollte ihm, ausser den Fiebertagen, nach seinem Appetit leicht verdauliche Speisen, besonders allerlei Gartengewächse und gekochte Pflaumen essen und häufig Kräuterbrühen mit frischer Butter trinken lassen. In weniger als einem Monate verschwand das Fieber, und der junge Mensch wurde vollkommen gesund, doch hat er nie sein voriges frisches und muntres Ansehen wieder erhalten.

Anmerkung.

Die ersten Zufälle dieser langwierigen Krankheit waren, Zucken, Blasen, Halsweh, Schmerzen in den Gliedern und Reissen in den Gelenken. In dem Alter, wo sich der Patient befand, und bey seiner Stärke war es zu vermuthen, daß er bald mannbar werden würde. Jene Zufälle konnten

daher

daher Folgen des Bestrebens seyn, welches die Natur hier äußerte, sie konnten aber auch von dem Mangel an Harmonie oder Uebereinstimmung zwischen den festen und flüßigen Theilen herrühren. Hätte man sich darauf eingeschränkt, die Spannung der festen und die Wallung der flüßigen Theile zu mindern, so würde man die anfänglichen Zufälle, welche ohnehin von weniger Bedeutung waren, bald gehoben, oder es doch so weit gebracht haben, daß sie nachher andren Mitteln desto eher gewichen wären. Da man aber die Mittel, welche zulezt hätten gebraucht werden sollen, vor der Zeit anwendete, so wurde das Uebel dadurch nur noch ärger. Die Aderlässe, die Brech- und Purgiermittel, welche man mit so vielem Ungestüm anwendete, vertrieben die Blasen und das Halsweh, leerten aber den Stof nicht aus, welcher die erste Ursache des Uebels war. Sie hinderten blos den Trieb der Säfte nach der Haut und reizten die festen Theile dergestalt, daß der Krankheitsstof zurückgehalten und auf die innern Theile geworfen wurde, wo er zu Entstehung des Fiebers Gelegenheit gab. Dieses Fieber, welches blos von einem verdoppelten Bestreben der Natur, den Krankheitsstof wieder nach der Haut zu leiten und durch die gewöhnlichen Wege auszuleeren abhieng, mußte, indem es allzustürmisch angegriffen wurde, nur noch hartnäckiger werden. Es nahm daher verschiedne Gestalten an, und wich nicht eher, als bis man zum Gebrauch erweichender Mittel schritt, welche, wie das Alter des Kranken, die Natur der Zufälle und alle Umstände der Krankheiten zeigten, gleich Anfangs hätten gebraucht werden sollen.

Medizinischer Rathgeber.

Ein und fünfzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 19ten December 1795.

Antwort auf die Anzeige des Herrn Dr. Klees im 48ten Stück des Franckfurter medicinischen Rathgebers.

Herr Dr. Klees hat die Gütigkeit gehabt, meine kürzlich erschienene Abhandlung von der Beinkrümmung u. s. w. anzuzeigen, wofür ich ihm sehr verbunden bin. Bei der Gelegenheit sucht er aus reiner Wahrheitsliebe einige Behauptungen zu berichtigen, wozu ich doch auch noch ein Wörtchen zu sprechen Lust hätte. Herr Klees beschuldigt mich, ich hätte die Benennung der von mir beschriebenen Maschine nach Herrn Dr. Ehrmann für falsch erklärt, über ihre Benennung habe ich mich aber gar nicht erklärt, meinetwegen nenne man sie nach wem man wolle, (in hiesiger Gegend nennte man sie fast durchaus die Ehrmannische, darum habe ich sie auch so genannt, einige Aerzte nennen sie auch die Venelsche) mir lag blos daran, zu zeigen, daß Herr Dr. Ehrmann nicht Erfinder derselben sey, folglich

lich das ausschließliche Recht auf Bekanntmachung derselben nicht deduciren könne: wer nun eigentlich Erfinder derselben sey, geht blos den Geschichtforscher an und hat so wenig Einfluß auf die Heilmethode, daß es immer noch früh genug bekannt worden wäre, wenn es Herr Dr. Ehrmann selbst in seiner noch herauszugebenden Abhandlung erzählt hätte.

Ferner sucht er zu widerlegen, was ich aus Hofers Lehrsätzen wörtlich anführte, und auch dabei anzeigte, er bestreitet also nicht die meinigen; sondern Hofers Behauptungen, von denen ich darum glaubte Gebrauch machen zu dürfen, weil ihnen bisher, da sie schon seit 1792. gedruckt sind, nicht widersprochen wurde, ihnen also das vorzüglichste Criterium historischer Wahrheiten zukam; ich habe auch in Rücksicht des Herrn Dr. Ehrmanns nichts weiter dazu gethan, als daß das Betragen desselben gegen den seel. Hofer, welches als Thatsache Herr Klees selbst nicht läugnet, keinen Ruhm verdiene, und sehe auch noch nicht ein, wie man etwas rühmliches darinnen finden könne. Uebrigens bitte ich Herrn Klees, ja nicht zu glauben, als hätte ich Herrn Dr. Ehrmann zu nahe getreten oder durch eine solche Kleinigkeit die gute Meinung von seinem Character schmälern wollen, vielmehr bin ich überzeugt, daß derselbe gewiß alle Entschuldigung verdient und wohl vorzüglich Hofers Verlangen darum nicht befriedi-

friedigen konnte, weil er ihm kein Stückwerk liefern wollte, übrigens vielleicht glaubte, es könne ihm mit einem leeren Briefe nichts gedient seyn. Es sollte mir leid thun, wenn sich Herr Dr. Ehrmann von mir beleidigt fände, weßhalb ich auch hiermit erkläre, daß alles, was ich dort gesagt, auf dessen Character ganz und gar keinen Bezug hat, wie man denn überhaupt von einer einzelnen Handlung durchaus nie auf den ganzen Character eines Menschen schließen darf.

S. 756. sagt Herr Klees: „So muß ich aber gestehen, daß seine Darstellung der Maschine zu viel Mängel hat, als daß sie der Arzt zur Nachahmung brauchbar finden sollte. Zum Beweiß nur folgendes Beyspiel. Er macht gar keinen Unterschied unter einer Maschine, welche die Kranken bey Tag und unter einer andern, welche sie bei Nacht tragen müssen. Letztere ist ihm ganz unbekannt.“ Ist das auch aus Wahrheitsliebe geschrieben? Indeß, ich will Herrn Klees nicht zu viel beschuldigen, man kann ja auch aus reiner Wahrheitsliebe Unwahrheiten schreiben, alsdann aber muß es dem Wahrheitsliebenden willkommen seyn, wenn er zu besserer Ueberzeugung gelangen kann; daß in angeführter Stelle viel Unwahrheit sich finde, thue ich Herrn Klees durch folgendes dar:

1.) Der Beweiß beweißt gar nicht, was er beweisen soll, denn daraus, daß mir nicht die sämt-

lichen Venelschen und Ehrmannschen Maschinen bekannt sind, folgt ja nicht, daß meine schriftliche und figürliche Darstellung so viel Mängel habe, daß darnach die Maschine nicht verfertigt werden könne, er hätte das ganz anders erweisen müssen.

2.) Erhellet daraus, daß Herr Klees sich ganz etwas anders dachte, als schrieb, er wollte nemlich sagen: ich hätte nicht die nach seiner Meynung sämmtlich nöthigen Maschinen beschrieben; er hätte also unterscheiden sollen zwischen Darstellung und Beschreibung oder Inhalt der Darstellung.

3) Enthält diese Stelle eine offenbare Unwahrheit, denn Herr Klees erklärt die Maschine, wie ich sie gebraucht, für unbrauchbar; ich habe sie aber bey einer mit Lähmung und Contractur vergesellschafteten Fußkrümmung, dergleichen Venel für unheilbar erklärte, mit dem vollkommensten Erfolg angewandt; folglich muß sie auch bei jeder einfachen Fußkrümmung durchaus brauchbar seyn, welche Folge mir Niemand, da es hier blos mechanische Gesetze betrift, widerstreiten kann: sie ist demnach, so wie ich sie beschrieben nicht unbrauchbar, sondern brauchbar, und kann also nicht unbrauchbar scheinen. Doch ich will mich nicht blos auf meine Erfahrung berufen; sondern die Unrichtigkeit seiner Behauptung streng erweisen. Alles was er vermißt, ist die Maschine, die des Nachts getragen wird,

wird, nur kommt es darauf an, ob die des Nachts zu tragende Maschine, die mir als eine besondere wircklich unbekannt ist, so viel Vortheile bringt, als Herr Klees glaubt oder vielmehr sehr wohl entbehrt werden kann. Hier finden nur 3 Fälle statt: 1) sie wirkt besser als die des Tags zu tragende, 2) sie wirkt eben so, 3.) sie wirkt schlechter. Im ersten Falle wäre es die größte Thorheit, den Tag über eine schlechter wirkende Maschine anzulegen, dieser Fall kann also gar nicht statt finden. Im 2ten Falle könnte der Vorzug, den sie vor der andern zur Nachtzeit hätte, nur darinnen bestehen, daß sie weniger Incommoditäten verursachte, sonst aber eben so gut wirkte; in diesem Falle müßte man wiederum demjenigen alle gesunde Vernunft absprechen, der sie nicht auch des Tags tragen lassen wollte. Nur für den 3ten Fall lassen sich 2 Maschinen denken; die zur Nachtzeit anzulegende wirkt schlechter, macht aber weniger Incommodität. Nun aber verursacht die Maschine, die ich unter dem Namen der Ehrmannischen beschrieben, auch Nachts so wenig Incommodität, daß das Kind, bey dem ich sie anwandte Nachts ruhig damit schlief. Folglich können wir jene nächtliche Maschine vollkommen entbehren und durch die in einem fort anliegende besser wirkende Maschine früher zu unserm Ziel gelangen.

Hoffentlich wird Herr Klees bei Durchlesung der Antwort seiner Anzeigen bemerkt haben, daß auch mich bey Abfassung derselben einzig nur Wahrheitsliebe leitete.

Erfurt im December 1795.

Dr. Naumburg.

Medizinisch = praktisches Handbuch auf Brownische Grundsätze und Erfahrung gegründet, von M. A. Weikard, Fürstl. Fuldischen Geheimen Rath, und Rußisch-Kaiserlichen Collegien Rath. Erster und Zweiter Theil.

Fortsezzung.

Man hat hieraus Anlaß genommen, die so lange feyerliche besondere Eintheilung in Pleuritis und Peripneomonia für überflüßig und ungegündet zu halten. (Man kann sich auch leicht nach Rec. Meynung dabey beruhigen, da diese Distinktion keinen praktischen Werth hat, und in der Cur nichts davon abhängt. Diese abstrahirt ihre Regeln von den allgemeinen und besondern Indicationen der Krankheit, und nicht von ihrem Nahmen. Die Leichenöfnungen haben in dieser Sache nichts beständiges entschieden. Man hat nach dem heftigsten Seitenstiche die Pleura unversehrt, die Lunge aber entzündet gefunden.) Vorhin glaubte man irriger

ger Weise, daß ein harter Puls Entzündung der Häute, ein weicher aber eine Entzündung der Lungen-Substanz zum Grunde setzte. Man fand so manchmal die Krankheit bey manchem Pulse gefährlicher, und verfiel auf Entzündung der Substanz, anstatt daß man meistens Fehler in der Heilart hätte vermuthen sollen. Es kann vielleicht aber auch geschehen, daß sich manchmal der Puls schon im Anfange geringer zeigt, weil die Patienten, der Schmerzen wegen, den Athem, so viel es möglich ist, zurückhalten: und hier tritt der Fall ein, wo sich der Puls erst nach geschehener Aderlaß verstärket, weil der Kranke alsdann freyer schnaufen kann. (Doch aber kann ein weicher Puls in den tiefen Entzündungen der Lungen Platz greifen, weil die Cellen der Lungen so voll von dem aus den Adern schwitzenden Blute geprofst sind, daß auf einmal sehr wenig Blut aus der linken Herzkammer durch die Lungen getrieben werden kann. Es ist daher in diesen Entzündungen ein sehr gutes Zeichen, wenn der Puls nach erfolgtem Auswurfe voller wird. Diese Abänderung zeigt daß die Entzündung abnehme, und folglich daß der Durchgang des Bluts durch die Lungen freyer sey.) Wenn die Entzündungskrankheit von großer Heftigkeit ist, so muß auch die kühlende und schwächende oder antisthenische Methode in ihrer ganzen Stärke angewendet werden. Es wird vor allem eine völlige

Portion Blutes aus einer großen Ader am Arm genommen. Sollten sich, welches schon selten geschieht, auf die erste Blutabzapfung die Hitze, die Härte der Pulsschläge, die Zufälle des Kopfes und der Lungen gar nicht vermindert haben, so kann man nach zwey oder vier Stunden zum zweitenmale Blut wegnehmen. Nachher giebt man ein kühlendes Purgiermittel, und wenn die Heftigkeit der Krankheit wieder in ihrer vorigen Größe erscheinet, so wird auch wieder wie vorhin, mit Aderlassen, Purgiren und andern Abführungsmitteln zu Felde gezogen. (Das Aderlassen und die Menge des abzuzapfenden Blutes wird durch die Heftigkeit der Krankheit, der Epidemischen Konstitution, Temperament, Alter, Geschlecht, Kräfte des Kranken, und den Erfolg der Operation selbst bestimmt. Auf die Engbrüstigkeit, heftigen Schmerz und Beklemmung auf der Brust kommt es hauptsächlich an, keineswegs auf den Puls. Oftmals ist beym Steigen der Krankheit ein kleiner zusammengezogener Puls, ein bleiches Ansehen, kalte Gliedmaßen, und eine anscheinende große Schwäche zugegen, und dieser Zustand erfodert keineswegs stärkende Mittel, sondern Aderlassen ist die einzige wahre Herzstärkung, welche den Kranken vom Tod errettet. Auch wenn der Schmerz nachläßt, die Engbrüstigkeit aber anhält, ist das Aderlassen indizirt, da hingegen ein harter und voller Puls,

wenn das Athmen frey ist, dasselbe nicht erfordert. So ein herrliches Mittel das Aderlassen in dieser Krankheit ist, so muß man doch alle nöthige Aufmerksamkeit anwenden, damit der rechtmäßige Gebrauch dieses Mittels in keinen Mißbrauch ausarte, wodurch die Lebenskräfte niedergeschlagen, und der Kranke in unheilbare Schleichkrankheiten gestürzet werde. Uebrigens hat Hr. W. vollkommen Recht wenn er den Gebrauch der Purgiermittel in dieser Krankheit empfiehlt. Gelinde Ausleerungen, mit sanften kühlenden Mitteln, bekommen in dieser Krankheit immer gut, und es ist eine leere Furcht daß sie den Auswurf stören, sie erleichtern ihn vielmehr, indem sie allen consensualischen Reiz aus den Präcordien wegnehmen). Wenn sich auf das Aderlassen eine sehr merkliche Abnahme von der Heftigkeit der Krankheit wahrnehmen ließ, so gab Hr. W. mit gutem Erfolge die folgende Nacht ein ganzes, und früh ein halbes Pülverchen nach Dovers Art, und suchte den Ueberrest der Diathesis durch Unterhaltung des Schweißes wegzunehmen. Auch hat er bey leichten Brustentzündungen, besonders von rheumatischer Art, bloß eine kühlende Abführung im Anfange, und hierauf Nachts Dowers Pulver mit glücklichem Erfolge gegeben. (Rez. wundert sich daß Hr. W. des Kampfers mit keinem Wort gedenkt, als welcher doch nach hinreichendem Aderlassen in diese Krankheit, wenn keine besondere Ei-

genheit des Patienten ihn verbietet so vorzüglich angezeigt ist, indem er die Nerven besänftigt, die Stockungen kräftig auflößt, und die Ausdünstung befördert). Hr. W. hat in schwerer Brustentzündung keine Brechmittel gegeben noch angerathen. Aber mehr als einmal hat er sie nehmen gesehen, und schnelle gute Wirkung wahrgenommen. Noch in diesem Jahre bekam ein Mann im Seitenstiche mit Blutauswurf von einem Brechmittel die größte Erleichterung. Der Hr. Verf. will das Erbrechen nicht bey sehr heftiger Krankheit erlauben. Die Anstrengung zum Erbrechen könnte wohl, besonders bey jenen, wo ohnehin Erbrechen saure Arbeit ist, zu gewaltsam, und die Stöße des Zwerchfells möchten für entzündete Lungen zu empfindlich seyn. Unterdessen mag es doch auch nicht auf Erfahrung beruhen, daß sie mancher berühmter Professor für tödtlich decretiret hat. Brechmittel wirken als kühlende, erschlaffende und spannunglösende Schwächungsmittel. Warum soll man nicht bey leidlicher Brustentzündung, so wie auch bey anderen Entzündungen, davon nützlichen Gebrauch machen können? (Rez. würde niemals sich getrauen in einer wahren Entzündung, und also am wenigsten in einer wahren Brustentzündung ein Brechmittel zu geben, und er glaubt, daß in diesem Fall Havens Satz unerschütterlich steht. Aber freilich ist nicht jeder Zustand inflammatorisch den man dafür an-

sieht,

steht, und man kann sich in der Diagnose irren, und einen Kranken, durch diese oder jene Methode geheilet zu haben glauben, da doch alles im umgekehrten Verhältniß sich befand — so lieset man in Witherings Abhandlung vom Scharlachfieber „daß er sich in der wahren oder inflammatorischen Bräune in vielen vorhergehenden Jahren mit dem größten Erfolg der Brechmittel bedienet habe.“ Das Faktum läugne ich nicht, aber die Diagnose war ohne Widerrede falsch, das sieht man aus der Erzählung selbst: wenigstens mußte die Entzündung, wenn sie auch ächt war, so oft gering und unbeträchtlich oder mit etwas anderm komplizirt, von etwas anderm entstanden seyn, so oft die Brechmittel nützten. — Ein gleicher Fall ist gewiß bey Brustentzündungen eingetretten, wo Brechmittel Dienste leisteten, es war keine wahre, sondern eine bloße konsensuelle Inflammation zugegen. Dieses müssen angebende Klinicker sich merken, damit sie nicht durch eine große Auctorität misleitet einen unwiderbringlichen Schaden anrichten, besonders da bey einer wahren Lungenentzündung durch den heftigen Husten nicht allein oft ein gallichtes Erbrechen erreget, sondern auch alle Zeichen eines gastrischen Zustandes herfürgebracht werden, wodurch oft Aerzte verleitet wurden, ein Brechmittel zu geben, welches doch in diesem Zeitpunkt tödlich ist, da die Zufälle alle durch das

Ader=

Aderlassen und die antiphlogistische Methode gehoben werden. Frank bemerkte in verschiedenen Leichnamen, daß bey tödtlichen Lungenentzündungen die Blutgefäße des Unterleibs, besonders der Leber beträchtlich angefüllt waren, aus welcher lokalen Vollblütigkeit man viele Erscheinungen dieser Krankheit, welche die Mitleidenschaft des Magens und der Därme anzeigen, herleiten kann). Blasenpflaster werden bey noch in gleicher Stärke vorwaltenden Diathesis unschicklich seyn. Etwas später können sie einen Ableitungsreiz machen — können bey Abnahme der Krankheit die zum Auswurf träge oder kraftlose Natur ermuntern. Mehrmal hat ein vom Kinn bis auf die Brust gelegtes Senftpflaster den stockenden Auswurf wieder in Gang gebracht. Auch haben Senftpflaster auf den Waden diesen erweckenden Reiz der Brust mitgetheilt. (Diese Wirkung hat Rez. von diesem Mittel bey einer sechzigjährigen Frauensperson wahrgenommen, welche sich durchaus keine Blasenpflaster auflegen lassen wollte). Anstatt der Blasenmittel kann man nach merklicher Verminderung der Heftigkeit an der leidenden Stelle von der flüchtigen Salbe, oder von dem Vitrioläther mit Kampfer versetzt, mit warmer flacher Hand eingerieben gute Wirkung sehen. (Rez. hat das nämliche von dem sanften Einreiben der Neapolitanischen Salbe gesehen). Wenn nach weggenommener Diathesis der Husten noch beschwerlich

lich war, und Auswurfsmaterie vorräthig schien, aber nicht leicht genug zum Vorschein kommen wollte, so gab Hr. W. manchmal einen Loffel voll von einer Mischung aus Mandelöl und dem flüchtigen Hirschhornsalz, wozu man auch bey vielem leeren Reize zum Husten etwas von Laudanum Liquidum setzen kann. Eben so hat Er gegen das Ende der Krankheit mit vieler Erleichterung Opium mit Kermes mineralis, mit Sulfur Antimonii oder Rd. Ipecac. gegen den zurückbleibenden Reiz des Hustens gegeben. Auch pflegt Hr. W. gleiche Theile des Opiums mit Kermes und auch mit Ipecacoanna, aber zwey Theile von Sulfur. Antimon. mit einem Theile Opiums zu nehmen, entweder in Pillenform, oder mit Zucker abgerieben als Pulver. (Nach Rez. Erfahrungen thun öligte Mittel bey alten Leuten gute Dienste. Mit dem Mohnsaft würde er behutsam verfahren, denn manche Menschen vertragen durchaus kein Opium, und werden auch von der geringsten Dosis, gereizt, erhitzt, betäubt und beängstigt. In manchen Fällen ist aber auch wirklich Etwas im Körper dem Opium entgegen, was nicht deutlich in die Augen fällt, und weshalb er nicht bekommt. Man muß es um vorsichtig zu Werke zu gehen in einer wässrigen Auflösung verordnen, und viel erweichendes Getränke dabey nehmen lassen. Lindern eine oder zwey Gaben den Husten gar nicht; so ist die Indikation un-

unrichtig, und der Husten hat einen Grund, gegen welchen das Opium nicht paßt). Viele Aerzte haben aus Vorurtheil geglaubt, daß sich fast jede Brustkrankheit mit häufigem Auswurfe entledigen müßte. Daher bebten sie vor Ausführungsmitteln, und riethen so frühzeitig, warme Getränke, Dämpfe und Vesikatorien, nebst sogenannten Auswurfs befördernden Mittel anzuwenden. Wenn durch sthenische Kraft in Luftröhrengefäßen viel auszudünstende Feuchtigkeit zurückgehalten wurde, so kann auch bey nachlassender Erregung, oder anfangender Erschlaffung, viel Auswurf zum Vorschein kommen, welches freilich durch gelinden Reiz und Zufluß noch häufiger werden kann. Aber eben so kann viel Schweiß oder Durchfall folgen, wenn dort viel stockende Feuchtigkeit durch Verengerung der Gefäßemündungen zurücke gehalten, und nun auf einmal frey gelassen wurde. (Beym Gebrauch der Auswurfs befördernden Mittel, muß man jederzeit auf einen doppelten Zustand der Brustwerkzeuge Rücksicht nehmen. Einmal auf den entzündlichen, und hier sind alle reizende Mittel contraindizirt. Zweitens wo die Lebenskraft geschwächt, und die zähe Materie wegen Schwäche aus der Brust nicht gehörig ausgeworfen werden kann, hier sind diese Mittel angezeigt). Es sind dieses Kennzeichen der angefangenen Abspannung oder Besserung, keine Ursachen davon: Wir hätten also nichts

mit

mit Coctio und Crisis zu schaffen. (Da Brown alle Humoralpathologie aus seinem System verbannt hat, so war die Verwerfung der Coction und Crise eine nothwendige Folge davon, unterdessen läßt sich die Lehre von Coction und Crise, auch recht gut mit der Nervenpathologie vereinigen, und bekommt gerade durch die Gesetze des Reizes und der Reaktion völlige Wahrheit und Bestätigung. Schon im natürlichen Zustande zeigt unser Körper bey der Verdauung eine Kraft, fremde und mannichfaltige Materien zu bearbeiten, sie zu verähnlichen, und das unbrauchbare wieder abzusondern. Eine ähnliche Operation und durch ähnliche Kräfte geschieht im pathologischen Zustande, wobey höchst wahrscheinlich die animalische Chemie eine Hauptrolle spielt. — Man sieht diese Veränderung am deutlichsten in der Beschaffenheit der abgesonderten Säfte, die sogleich mit dem Anfang der Coction eine andere Qualität erhalten, und sie mit der Crise immer mehr bekommen. Der Urin wird trübe, gebrochen, bekommt ein Wolkchen, endlich ein Sediment, und die chemische Analyse zeigt, daß der Urin im Zeitpunkt der Coction und Crise reich an Phosphorsäure ist, von der sich während der Crudidät keine Spur zeigt. Hierdurch entsteht der Punkt der Reaktion, wo das Gleichgewicht der Kräfte und Bewegungen wieder hergestellt, und die Absonderung der schadhaften bewirkt wird. Es gehört

hört also dazu, daß der Reiz und die irreguläre Bewegung in dem Grade vermindert, und die Heilkraft der Natur in dem Grade erhöhet ist, daß die Wiederherstellung der Ordnung und die nöthige Absonderung nützlich werden kann — und diesen Punkt nennen wir die Crisis, Coction und Crisis bestehen also nicht blos in der Wirkung auf die Säfte, sondern eben so sehr in der Veränderung der ersten Theile und Kräfte, in dem Nachlaß der Krämpfe, der irregulären Bewegungen, der Sekretionsfehler, und in der Wiederherstellung des Gleichgewichts — und gesetzt die erste Ursache einer Krankheit seye immerhin immateriell, so kann doch keine Krankheitsreizung existiren, ohne eine angemessene Veränderung der Sekretionen und Säfte zu erregen, und folglich wird auch bey solchen Krankheiten immer etwas heterogenes oder schadhaftes in den Säften erzeugt, was kritische Bearbeitung und Abscheidung nöthig macht. Es ist demnach diese für die Praxis so wichtige Lehre, keineswegs so voreilig zu verwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer
Rathgeber.

Zwey und fünfzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 26ten December 1795.

Weimar.

Archiv für die neueste Kirchengeschichte. Herausgegeben von D. Heinrich Philipp Henke Zweyten Bandes Viertes Stück. Im Verlag der Hoffmannschen Buchhandlung 1795.

In diesem Archiv findet sich sub No. VIII., ein für den Arzt wirklich interessanter Aufsatz, unter der Rubrick: „Erfahrungen über die Unschädlichkeit des gemeinschaftlichen Kelchs im Abendmahl, als eines vorgeblichen Vehikels die Lustseuche zu verbreiten, von Johann David Polchow, eines Hochwürdigen Domkapitels des Hochstifts Lübeck Prediger zu Genin. Der Herr Pastor bemühet sich in diesem ohne Bitterkeit wohl geschriebenen Aufsatz die bekannten Grunerschen Bedenklichkeiten und Zweifel zu heben, und legt dabey die Erzählung von drey Instanzen zum

Grunde, aus welchen er nachher einige Resultate aufstellet, von welchen wir hier einen gedrängten Auszug liefern wollen. Im vergangenen Jahre 1793 erschienen am Sonnabend vor Cantate in der Beichtkammer Anna Christina Martens, eine Taglöhnerstochter aus Lokfeld, einem Hollsteinischen Dorfe, und Catharina Margaretha Lembke, eine Tochter eines Taglohners aus Genin, beide Dienstmägde des Krügers Elbers, eines guten unbescholtenen Mannes, und 8 Tage nachher sein Knecht, Christoph Joachim Heinrich Müller. Jene communicirten auf Cantate in einer Anzahl von 69 Leuten, dieser auf Rogate selbst 91. Der Herr Pastor hatte bisher nichts böses von diesen drey Personen vernommen, und es war folglich keine Ursache vorhanden, sie vom Abendmale abzuhalten. Dazu kam noch, daß man ihnen nicht das mindeste von Kränklichkeit äußerlich ansehen konnte, und namentlich daß die Martens ganz von blühender Gesichtsfarbe und rothen Wangen war. In der Woche nach Exaudi wurde Ihm hinterbracht: sowohl die beiden Mägde als der Knecht wären mit der venerischen Seuche behaftet, und hätten bereits einige unschuldige Kinder angesteckt. Der Herr Pastor eilte zum Krüger um die Sache zu untersuchen, wo er vom Elbers erfuhr, daß er seit einiger Zeit mit der Martens unzufrieden gewesen, da er bemerket habe, daß sie nur

die

die Krumen vom Brod zu essen pflege — seine Vorwürfe aber habe die Magd mit dem Vorgeben von wacklichten Zähnen, und einem schadhaften Halse und Gaumen beantwortet: er habe aber Argwohn geschöpft, da die andere Dirne und der Knecht, welche mit ihr aus einerley Schüssel, auch wohl mit Vertauschung der zinnern Löffel gegessen, und aus einem Kruge getrunken hätten, erstere vollends eine Bettgenossin derselben, über gleiche Geschwüre an und im Munde zu klagen angefangen hätten, um so mehr da auch die Kinder seiner Heuerlinge (was dieses Wort bedeuten soll weiß Rez. nicht, er wünscht daß doch alle Gelehrte sich in Aufsätzen, welche durch den Druck für das ganze Publikum bestimmt sind alle Provinzialausdrücke aufs sorgfältigste vermieden) welche der inficirten Dirne wohl ihre ausgebissenen Krusten vom Butterbrode, und die Ueberbleibsel aus den Schüsseln mit den von ihr gebrauchten Löffeln möchten nachgegessen haben, angestecket wären. Der Herr Pastor empfahl dem Manne die Verabschiedung der Martens, die Entfernung der Lembke vom Kochen, Bettmachen und Kinderwarten, bis sie gereiniget wäre, und die ungesäumte Annahme eines Arztes. Er gieng ferner in die Wohnung der beiden Taglöhner Lembke und Wulf, und fand die Weiber mit den angesteckten Kindern zu Hause. Die Frau des erstern hatte eine Tochter von 13 Jahren, und die

des leztern ein Paar ganz junge Kinder, mit der Lustseuche im Munde behaftet, und die Mütter klagten, daß die armen Unschuldigen ihre Anstekkung aus dem Kruge geholet hätten. Das Gesinde des Krügers und die kleine Lembke wandten sich an den Wundarzt zu Maisling, Herrn Johann Georg Wilhelm Link — dieser fand seine vier Patienten vom Chanker befallen, die Lefzen, das Innere des Mundes, der Gaumen, waren mit Geschwüren besetzet, sie hatten auch Feigwarzen, der Knecht bloß am After, die drey Frauensleute außerdem noch an den Geschlechtstheilen. Die beiden Lembkischen Töchter nebst dem Knecht, genaßen in sechs Wochen vollkommen. Die Martens entwich nach vierzehen Tagen aus der Cur, und treibet sich seitdem wer weis wo herum. Mit den Wulfischen Kindern und ihrem Vater hat es folgende Bewandniß gehabt. Zuerst bekam der Sohn Johann Niklas Samuel, ein Kind im fünften Jahr ein Geschwür, wie eine Blatter mit weißem Kopfe und rothem Umfange auf der Zunge, und darauf einen starken Auswuchs am After, ohne sonderliche Schmerzen. An beiden Orten vermehrte sich das Uebel zusehends, der Auswurf war schmerzhaft, das Reden war unverständlicher, und der Hals schwoll, nahm zwar auf die gebrauchte Arzney etwas ab, aber vergieng nimmer ganz. Das Töchterchen Sophia Elisabeth von 2 Jahren bekam das

Uebel

Uebel zuerst an den Geschlechtstheilen, und darauf Schmerzen im Halse, und beym Wasserlassen. Es hat nach dem Schmieren abgenommen, doch sind noch Ueberbleibsel vorhanden. Johann Joachim Dietrich, alt 7 Jahr, ward zuerst am After mit heftiges Jucken verursachenden Geschwüren befallen, darauf im Halse auf der Zunge, und noch itzo hat sich der Ausschlag nicht ganz verlohren. Johann Niklas Conrad der älteste Sohn von 11 Jahren, anfangs am After, darauf an den Geschlechtstheilen sowohl am Hodensack als an der Ruthe, lauter Blattern mit weißen Köpfen und einem rothen Kreise, wenig im Munde, an welchem letzten Orte noch etwas davon ist. Im Winter ward noch zuletzt der Mann angesteckt im Halse und an der Zunge. Es entstand ein Loch auf der Seite im Halse, doch nicht bis zum äußerlichen Durchbruch. Der Ausschlag der Inficirten im Munde und Halse hatte ein Ansehen, als wäre alles mit Spinnwebe überzogen. Den Appetit verloren die Kranken nimmer, im Gegentheil ließ sich eine Art von Heißhunger an ihnen verspüren. Die Frau blieb mitten unter den Inficirten unangestecket, und ist es noch bis diese Stunde mit dem sechsten Kinde ihrer Ehe, welches sie zu Anfange des Augusts v. J. empfieng, und den 11ten May des laufenden Jahres gebahr. Sie blieb unangesteckt, ob sie gleich der ehelichen Umarmungen ihres Man-

nes genoß. (Rez. hat verschiedenemal das nämliche wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, wo Ehemänner welche angesteckt waren, anderen Frauenspersonen venerische Zufälle mittheilten, ohne daß sie ihre Eheweiber bey welchen sie doch beständig schliefen anstecken. Und so hat man umgekehrt beobachtet, daß Mannspersonen mit heftigen Trippern behaftet wurden, welche sie durch den Beischlaf mit verheiratheten Frauenzimmern bekommen hatten, während der Mann, der doch, vor und nach der Ansteckung, mit seiner Frau schlief, von allen dergleichen Zufällen völlig frey blieb. Diese so sonderbare Erscheinung läßt sich aus der Gewohnheit einander beyzuwohnen erklären, denn da der Beischlaf mit einer gewohnten Person, lange nicht so feurig ist, als mit einer die man zum erstenmal umarmt, so ist die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Zeugungstheile nicht so sehr exaltirt, und die Gefäße nicht in dem gehörigen Grade der Thätigkeit um das Miasma einzusaugen. Im vorliegenden Fall, war dieses um so eher möglich, da der Mann keine Localzufälle an seinen Zeugungstheilen hatte, auch vermuthlich während dem Akt seine theure Ehehälfte mit allzufeurigen Küssen — am wenigsten nach Art der Turteltauben — wird überhäufet haben.) — Die drey obgenannten Dienstboten des hiesigen Krügers. (Auch ein Provinzialausdruck der vermuthlich einen Wirth andeutet)

em=

empfiengen also mit 160 Menschen zugleich das Abendmahl. Sie waren nicht die letzten, aber auch nicht die ersten am Altare. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß nach diesen drey Inficirten noch wenigstens 50 Personen aus dem nämlichen Kelche getrunken haben, woran sie wenig Minuten vorher ihren von Chanker verunreinigten Mund gesetzt hatten, sie von welchen 6 unschuldige Personen, meistens Kinder, um die Zeit aus durch Theilnahme an den Ueberbleibseln ihrer Speisen und Getränke angesteckt sind. Was war nun der physische Erfolg des Trinkens aus einem gemeinschaftlichen Kelche mit venerischen Leuten? — Nichts! gar nichts von Ansteckung und Ausbreitung des Giftes. Der Herr Pastor hat mit gespannter Aufmerksamkeit der Sache nachgespürt — hat Erkundigungen in allen eingepfarrten Dorfschaften bey allerley Leuten angestellt: ob sich irgendwo Spuren von venerischen Krankheiten hervorthäten — hat den sechs Schulhaltern der Gemeine, zu denen doch die Kinder aus allen Häusern kommen, aufgegeben, sich darnach zu befragen. — Er selbst hat an 2 Sonntagen die Anfrage von der Canzel gethan, und mit Aufstellung dringender Beweggründe allen Zuhörern die Pflicht davon Nachricht zu ertheilen eingeschärft. Alles vergebens! Nirgends höret und siehet man darnach auch nur das geringste von venerischen Zufällen. Der dortige Wundarzt der allen Zulauf

hat, konnte auch nichts in Erfahrung bringen. Hieraus zieht der Herr Pastor den Schluß: zu Gemin hat der Kelch aus welchem so eben Inficirte getrunken hatten, keinen von den folgenden Communicanten mit dem venerischen Uebel angesteckt. So weit das Faktum. In der Einleitung und dem Schluß hat der Hr. Verf. verschiedene Sätze aufgestellt, von welchen wir die vorzüglichsten beybringen wollen.

1) Der Herr Pastor glaubt daß die Grunerschen Behauptungen, bloße Folgen einer fein und tiefgedachten Theorie seyen — bloße Schlüsse von dem absolut möglichen auf das wirkliche, vom Rührlöffel, irdenen Kruge, Tabackspfeife u. s. w. auf den vergoldeten Kelch, von ganzen Zügen auf einen einzigen Trunk. (Rez. kam hier dem Hrn. Pastor seinen Beifall nicht schenken, die Grunerschen Schlüsse beruhen auf der Analogie, und haben in der Medizin ein entscheidendes Gewicht. Trinkgeschirre als Trinkgeschirre stecken nicht an, und es ist gleichviel ob man sich eines goldenen oder irdenen bedient, sondern alles beruht darauf, ob die Person die daraus trinkt wahre venerische Chankers im Halse hat? Ob ein Tropfen Chankereiter an dem Gefäß hängen bleibt? Ob diese Tropfen Eiter von einer andern Person in den Hals geschluckt, und das darinnen befindliche Miasma von denen lymphatischen Gefäßen im Munde angesogen wird?

wird? Sind die Gegner gezwungen zuzugeben die Ansteckung durch Küsse gelten zu lassen, von welchen der berühmte Camper sagt „daß schon ein Kuß die Ansteckung mittheilt, weil die Wassergefäße, die in solchem Ueberfluß auf den Lippen und im Munde liegen, die Aufschlürfung sehr erleichtern" so können wir annehmen, daß gleiche Wirkung von dem Miasma das an einem Trinkgeschirr hängen geblieben erfolgen müsse, und der Schluß hat seine vollkommene Richtigkeit.)

2) Sagt der Herr Pastor: „Er dächte und denke noch immer, Jesus, ein so richtiger Beobachter der Natur und Kenner der Umstände seines Volks, wie ihn gar viele Aeußerungen in seinen Reden zeigen, wird doch in einem Lande voll Aussatz keine Stiftung gemacht haben, welche seine Freunde und Bekenner ohne Noth der Gefahr, von dieser scheußlichen Krankheit angesteckt zu werden, aussetzen müsse, wenn ein Trunk zu seinem Gedächtniß schon ansteckend war, zumal da Kranke und Schwache vom Sacrament, nicht wie vom Levitischen Gottesdienste ausgeschlossen waren. (Nach Rez. Meynung war Christus nicht so wie Moses ein politischer Gesetzgeber, es gab keine Polizeyverordnungen, noch medizinische diätetische Vorschriften, sondern ließ es bey denen die im Cours waren bewenden. Es ist demnach wohl glaublich, daß wenn unter denen ersten Christen sich ein Aus-

säßiger gefunden hat, er von der übrigen Gesellschaft ebenfalls ausgeschlossen wurde, und es war dieses um desto eher zu bewerkstelligen, da der Aussatz sich gemeiniglich durch die sogenannte Vormäler an der Haut zeigte, und bloß in der Folge in der Höhle des Mundes sich Geschwüre, den Schwämmchen ähnlich erzeugten. Selbst derjenige Aussatz welcher unter der Regierung des Tiberius zu Rom sich äußerte, und zwar nur wie Plinius sagt unter Männern vom Stande unter denen er sich durch Küsse vorzüglich fortpflanzte, äußerte sich zuerst am Kinn als ein Grind oder Flechte, und war also leicht zu erkennen. In der Folge da der Aussatz im Abendland so entsetzlich wüthete, wurden die Aussätzigen mit vielen geistlichen Ceremonien, aus der Gesellschaft der Gesunden verbannt. Zu gewissen Zeiten mußte der Pfarrer des Orts ihnen das Nachtmahl reichen, wenn sie anders des Nachtmahls fähig waren. Hiervon lese ich bey Henslern folgende merkwürdige Stelle aus dem Guido de Monte Rocherii, wo es heißt: „Leprosis etiam non debet dari istud sacramentum sic infectis, quod non possunt corpus dominicum sic recipere et tractare in ore suo, quin rejicerent ipsum, sicut multi, quibus ceciderunt labia et dentes et sunt totaliter corrosi usque ad guttur. Vid. Hensler vom abendländischen Aussatze im Mittelalter. S. 222. Nicht zu geschweigen, daß

in

in der Catholischen Kirche den Laien kein Kelch gereicht wurde, mithin bey Aussätzigen die Ansteckung auf jenen Weg wegfallen mußte.)

3) Glaubt der Herr Pastor daß die Ansteckung durch den Kelch in Genin deswegen nicht erfolgt seye, weil Er zu möglichster Verhütung des Ekels den Kelch beständig dreht, mithin das Miasma samt dem etwa kleben gebliebenen Speichel verdampfen kann, bevor wieder jemand seinen Mund an die vergiftet seyn sollende Stelle ansetzet, oder verguldetes Silber muß bey einem Schluck Wein aus demselben weder Geifer noch Gift annehmen. (Hier findet Rez. lauter willkührlich angenommene Sätze. Das venerische Gift ist kein flußiges in Distans wirkendes Miasmen, sondern es ist fix — es hat bloß solche Theile, welche vermöge derer ihnen anklebenden Schwere, Zähigkeit und Dichtigkeit, nicht anders wirken können, als wenn eine unmittelbare Berührung, verbunden mit einer gewissen Wärme, vorhergegangen — es kann eine zeitlang in dem Körper versteckt liegen bleiben, ehe es sich entwickelt, wie die tägliche Erfahrung bewahrheitet, es ist also hier an kein Verfliegen zu denken. Daß verguldetes Silber das Miasma nicht annehme, ist eine bloße unerwiesene auf keine Versuche gestützte Sage, welche vielmehr durch die Erfahrung widerlegt wird. Im Anfang da die Lustseuche ausbrach, und ein Drittheil der Menschen befiel, wo Kaiser,

Kö-

Könige, Päbste, Kardinäle, und der größte Theil der vornehmern Stände damit behaftet wären, schreibt Tanus ein Augenzeuge von der Ansteckung, daß solche geschahe commeſtione ac inordinatu cum vaſis, praecipue affectorum, ex regis adventu potatione. Vid. Tanus de morbo Gallico. p. 104. apud Gruner Scriptor. Med. et Hiſtorici de morbo Gallico. Und zu derselben Zeit bediente man sich keiner Gefäße aus Glas, sondern goldener oder silberner, oder anderer metallener Pocale und Becher. Kaiser Maximilian II. bediente sich auf dem Reichstag zu Speyer 1570 bloß eines crystallenen Bechers. Die Sache erregt Aufmerksamkeit. Einige Aerzte behaupteten öffentlich, Crystall und Glas sey unschädlicher für die Gesundheit als Metalle, und bald war der Gebrauch des Glases unter den Großen und Niedern sehr gemein in Deutschland, ohne jedoch daß die alten Pocale, welche manchmal als kostbare Familiendenkmäler angesehen wurden, sich ganz verdrängen ließen, woraus also die Unzulänglichkeit der Verguldung von selbsten erhellet. Ueberhaupt kann und darf hier von blossem Trinken nicht die Rede seye, und dadurch wird der Streit nicht entschieden. Das Trinken aus dem Gefäß eines Venerischen kann, wofern es der Ekel nicht verbietet vollkommen gleichgültig seyn, wenn der Patient keine Zufälle in dem Munde hat, ja selbsten in diesem Fall kann es unschädlich

lich seyn, wenn er nicht die üble Gewohnheit an sich hat zu geifern, und dadurch von dem eiterartigen Speichel an das Trinkgeschirr zu bringen, und der andere das Getränk zu schlürfen, und dadurch in dem Munde aufzuhalten, wodurch die Einsaugung befördert wird.)

4) Glaubt der Herr Pastor: wir können unbekümmert und ruhig beym gemeinschaftlichen Abendmahlskelche bleiben, als welcher den Worten der Einsetzung am richtigsten entspricht. Er wird niemand mit der Lustseuche anstecken, wenn auch schon venerische Communicanten daraus getrunken haben. Diejenige Probe ist von mir unvorsetzlich und gleichwohl ganz eigentlich an Sonntagen mit mehr als 50 Personen angestellet worden, welche Herr Gruner in seinem Almanach des Jahrs 1789 den Gegnern seiner Behauptung kaufisch aufgiebt. (Nach Rez. Gefühl hat der Hr. Pastor die Grunersche Stelle in einem andern Sinne genommen. Hr. Gruner hat nie verlangt, daß ein Pfarrherr an dem Communiontisch den öffentlichen Beweiß über diesen strittigen Punkt führen soll, sondern er hatte es bloß mit einem leidenschaftlichen Kunstrichter zu thun, welcher unter dem Schilde der Anonymität Seitenhiebe austheilte). Das übrige des Aufsatzes ist eigentlich vor unsere Leser von keiner großen Wichtigkeit, und die angehängte Stelle aus Girtanner längstens widerlegt. Vid. Metzlers

An-

Annalen der Staatsarzneykunde. B. 1. St. 2, S. 82, und Frankfurter medizinische Annalen. St. 1. S. 66.

An Herrn Dr. Naumburg zu Erfurt, die Heilmethode der krummen Füße betreffend.

Für die gütige Zurechtweisung, welche Sie so geneigt waren, in dem 51sten Stück des medizinischen Rathgebers 1795 einrücken zu lassen, statte ich Ihnen den schuldigsten Dank ab. Sie wiederlegen mich darinnen so bündig, daß ich mich nie wieder unterfangen werde, mit einer der Ihrigen entgegengesetzten Meynung — sey es auch nur dem medizinischen Publikum zur Prüfung — aufzutretten. Man muß sie selbst lesen, um von Ihrem glänzenden Scharfsinn, von Ihrer bewundernswürdigen Präzision im Ausdruck, von Ihrer unnachahmlichen Stärke in der Logik ganz hingerissen zu werden. Jetzt bin ich weit von dem Gedanken entfernt, daß je eine bessere Beschreibung des krummen Fußes, oder eine bessere Darstellung der ihn heilenden Maschinen geliefert werden könnte, als die Ihrigen sind. Brückners Abhandlung in dem Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Arzneiwissenschaft in dem 12ten Stück hat mich hierinnen schon bestärkt; nur

war

war mir das Benehmen der Rezensenten, ebendaselbst noch etwas auffallend, da man diese allgemein, und auch mit Recht, sonst immer für competente Richter hält. Ich hätte mir ihren uneingeschränkten Tadel, ihr freymüthiges Urtheil über Ihre Schrift gar nicht entziffern können, wenn mir nicht glücklicherweise eingefallen wäre, daß schwarzer Neid Ihnen die Feder geführt hätte. Sehnsuchtsvoll erwarte ich nun die Zeit, wo Sie diese Herren eben so wie mich, auf den richtigen, allein von Ihnen bezeichneten Weg zurückführen werden.

Frankfurt im December 1795.

Dr. Klees.

Bemerkungen über die gewöhnlichen und eigenthümlichen Krankheiten junger Mannspersonen im mannbaren Alter.

Ohnmachten in Krankheiten.

In der Pest, in Pocken, in hitzigen, faulenden und bößartigen Fiebern, entstehen bisweilen zumal nach starken Ausleerungen, aber auch ohne sie, so tiefe und anhaltende Ohnmachten und Leblosigkeit, daß man oftmals solche Personen als Todte angesehen, und als Leichen behandelt hat. Man sollte billig solche Personen zuerst in eine freye frische

und

und mit Eßigdampf angefüllte Luft bringen. — Den ganzen Körper mit warmen Tüchern die mit warmem Wein und Kampfereßig angefeucht worden, fleißig reiben, und die Fußsohlen, die innere Seite des Schenkels, und den ganzen Rückgrad mit steifen Bürsten bürsten. — Auch kann man frische Luft in die Lungen blasen, Klystiere von Wein und kaltem Wasser setzen — eiskaltes Wasser tropfenweis aus einer Höhe in die Herzgrube und in die Gegend des Herzens fallen lassen — wie nicht weniger die Schenkel mit Brennnesseln peitschen, und endlich auch das Brennen der Fußsohlen mit einem glühenden Eisen versuchen. Fangen sich solche Personen an zu erholen, so muß man ihnen etwas alten Rheinwein, oder vom Hoffmännischen Liquor in Melissen- oder Zimmetthee geben, sie oft an Weineßig riechen lassen, und Gesicht, Hände und Füße mit Wein waschen.

Nachricht.

Auch in dem künftigen Jahre wird diese Wochenschrift fortgesetzt.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Valentin, 1756-1813 [Herausgeber]

Medizinisches Repertorium über Gegenstände aus allen Fächern der Arzneywissenschaft zur Unterhaltung und Belehrung für Kundige und Unkundige
Bd.: Vierter Band

Frankfurt am Mayn 1798

Med.g. 342-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10085741-6
VD18 8001318